This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 121 177 294

Ci 620

Johann Michael Sailers

ſämmtliche Werke,

unter Anleitung des Verfaſſers

herausgegeben

von

Joſeph Widmer,
Domkapitular, und Profeſſor der Theologie in Luzern.

Philoſophiſche Abtheilung.

2.

Die Glückſeligkeitslehre.

Vierter Theil.

Neue, revidirte und vermehrte Ausgabe.

Mit allergnädigſten Privilegien der k. k. öſterreichiſchen Staaten; der Königreiche: Bayern, Hannover, Würtemberg, Dänemark; des Großherzogthums Baden; des Kurfürſtenthums Heſſen; des Großherzogthums Heſſen; des Herzogthums Naſſau; der Großherzogthümer: Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz; der Herzogthümer: Oldenburg, Anhalt-Deſſau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Cöthen; der Fürſtenthümer: Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Reuß-Greiz, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Waldeck-Pyrmont; der freien Städte: Frankfurt, Lübeck, Bremen, Hamburg; ſo wie der freien Republik Schweiz ergangenen Verboten gegen den Nachdruck und den Verkauf der Nachdrücke.

Sulzbach,
in der J. E. v. Seidel'ſchen Buchhandlung,
1830.

Glückseligkeitslehre

aus

Gründen der Vernunft,

mit steter Hinsicht

auf die Urkunden des Christenthums,

oder

christliche Moralphilosophie,

von

Johann Michael Sailer,

unter Anleitung des Verfassers

herausgegeben

von

Joseph Widmer,

Domkapitular, und Professor der Theologie in Luzern.

Ungültig

Ungültig

I. Band.

Dritte, durchaus revidirte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit allergnädigsten Privilegien der k. k. österreichischen Staaten; der Königreiche: Bayern, Hannover, Würtemberg, Dänemark; des Großherzogthums Baden; des Kurfürstenthums Hessen; des Großherzogthums Hessen; des Herzogthums Nassau; der Großherzogthümer: Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz; der Herzogthümer: Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Cöthen; der Fürstenthümer: Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Reuß-Greiz, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Waldeck-Pyrmont; der freien Städte: Frankfurt, Lübeck, Bremen, Hamburg; so wie der freien Republik Schweiz ergangenen Verboten gegen den Nachdruck und den Verkauf der Nachdrücke.

Sulzbach,

in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung,

1830.

Privilegien.*)

Wir Franz der Erste,

von

Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich,

König zu Jerusalem, zu Hungarn, Böheim, der Lombardey, und Venedig, zu Dalmatien, Kroazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien, und Illyrien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain, Ober und Nieder Schlesien, Großfürst in Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, gefürsteter Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc.

Bekennen öffentlich mittels dieser Urkunde: es habe Uns der Bischof von Sailer zu Regensburg unterthänigst angezeigt, daß er eine neue Auflage seiner sämmtlichen literarischen Werke zu veranstalten gesonnen sey; hierbey aber einen seinen großen Auslagen schädlichen Nachdruck besorge, zu dessen Verhütung er um die Verleihung eines Druckprivilegiums in Unsern Staaten bittet. Da Wir nun den ausgezeichneten Werth seiner Erbauung befördernden und eben deßwegen von jeher zur unbeschränkten Verbreitung in Unsern Staaten zugelassenen Schriften in gnädigste Erwägung gezogen haben und geneigt sind, Jedermann die Früchte seiner Arbeit und Unkösten genießen zu lassen und in dem Genuße derselben zu schützen, so haben Wir Uns gnädigst entschlossen, demselben das angesuchte Druckprivilegium für den ganzen Umfang Unseres Kaiser-Staates gegen dem zu ertheilen, daß der von Uns aufgestellten Zensur vorbehalten bleibe, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk selbst ungeachtet dieses Privilegiums nach dem Geiste Unserer allerhöchsten Anordnungen vorzugehen. Unter dieser Beschränkung und

*) Von den auf dem Titel angezeigten allergnädigst ertheilten Privilegien sind zur Ersparung des Raumes und um den Preis nicht zu erhöhen, hier bloß Jene wörtlich aufgeführt, deren buchstäblicher Abdruck ausdrücklich bedingt wurde.

Privilegien.*)

Wir Franz der Erſte,

von

Gottes Gnaden Kaiſer von Oeſterreich,

König zu Jeruſalem, zu Hungarn, Böheim, der Lombardey, und Venedig, zu Dalmatien, Kroazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien, und Illyrien, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain, Ober und Nieder Schleſien, Großfürſt in Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, gefürſteter Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc.

Bekennen öffentlich mittels dieſer Urkunde: es habe Uns der Biſchof von Sailer zu Regensburg unterthänigſt angezeigt, daß er eine neue Auflage ſeiner ſämmtlichen literariſchen Werke zu veranſtalten geſonnen ſey; hierbey aber einen ſeinen großen Auslagen ſchädlichen Nachdruck beſorge, zu deſſen Verhütung er um die Verleihung eines Druckprivilegiums in Unſern Staaten bittet. Da Wir nun den ausgezeichneten Werth ſeiner Erbauung befördernden und eben deßwegen von jeher zur unbeſchränkten Verbreitung in Unſern Staaten zugelaſſenen Schriften in gnädigſte Erwägung gezogen haben und geneigt ſind, Jedermann die Früchte ſeiner Arbeit und Unkoſten genießen zu laſſen und in dem Genuße derſelben zu ſchützen, ſo haben Wir Uns gnädigſt entſchloſſen, demſelben das angeſuchte Druckprivilegium für den ganzen Umfang Unſeres Kaiſer-Staates gegen dem zu ertheilen, daß der von Uns aufgeſtellten Zenſur vorbehalten ſeibe, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk ſelbſt ungeachtet dieſes Privilegiums nach dem Geiſte Unſerer allerhöchſten Anordnungen vorzugehen. Unter dieſer Beſchränkung und

*) Von den auf dem Titel angezeigten allergnädigſt ertheilten Privilegien ſind zur Erſparung des Raumes und um den Preis nicht zu erhöhen, hier blos Jene wörtlich aufgeführet, deren buchſtäblicher Abdruck ausdrücklich bedingt wurde.

Privilegien.*)

Wir Franz der Erste,

von

Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich,

König zu Jerusalem, zu Hungarn, Böheim, der Lombardey, und Venedig, zu Dalmatien, Kroazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien, und Illyrien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain, Ober und Nieder Schlesien, Großfürst in Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, gefürsteter Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc.

Bekennen öffentlich mittels dieser Urkunde: es habe Uns der Bischof von Sailer zu Regensburg unterthänigst angezeigt, daß er eine neue Auflage seiner sämmtlichen literarischen Werke zu veranstalten gesonnen sey; hierbey aber einen seinen großen Auslagen schädlichen Nachdruck besorge, zu dessen Verhütung er um die Verleihung eines Druckprivilegiums in Unsern Staaten bittet. Da Wir nun den ausgezeichneten Werth seiner Erbauung befördernden und eben deßwegen von jeher zur unbeschränkten Verbreitung in Unsern Staaten zugelassenen Schriften in gnädigste Erwägung gezogen haben und geneigt sind, Jedermann die Früchte seiner Arbeit und Unkösten genießen zu lassen und in dem Genuße derselben zu schützen, so haben Wir Uns gnädigst entschlossen, demselben das angesuchte Druckprivilegium für den ganzen Umfang Unseres Kaiser-Staates gegen dem zu ertheilen, daß der von Uns aufgestellten Zensur vorbehalten bleibe, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk selbst ungeachtet dieses Privilegiums nach dem Geiste Unserer allerhöchsten Anordnungen vorzugehen. Unter dieser Beschränkung und

*) Von den auf dem Titel angezeigten allergnädigst ertheilten Privilegien sind zur Ersparung des Raumes und um den Preis nicht zu erhöhen, hier bloß Jene wörtlich aufgeführt, deren buchstäblicher Abdruck ausdrücklich bedingt wurde.

Bedingniß ertheilen Wir dem Bischofe von Sailer seinen Erben und Zessionaren kraft dieser Urkunde die Freiheit, die von ihm veranstaltete neue Auflage seiner sämmtlichen Werke in dem ganzen Umfange der Oesterreichischen Monarchie ausschließend ausgeben und verkaufen zu lassen. Wir verordnen demnach, daß Niemand ohne seine ausdrückliche Einwilligung die neue Auflage seiner sämmtlichen Werke weder unter diesem, noch unter einem anderen Titel nachdrucken, oder verkaufen solle, dessen sich dann Jeder nicht nur bei Verlust der Exemplare und des hierzu vorbereiteten Materials, welches alles zum Nutzen des Bischofs von Sailer zu verfallen hat, sondern auch bei Unserer allerhöchsten Ungnade und einer Geld-Strafe von hundert Dukaten in Gold enthalten soll, welche letztere in jedem Falle zu erlegen seyn, die eine Hälfte davon Unserem Aerarium, die andre aber dem Bischof von Sailer oder seinen Erben und Zessionaren zufallen, und unnachsichtlich durch das im Lande, wo die Uibertretung geschehen ist, aufgestellte Fiskalamt eingetrieben, dieses Privilegium aber anderen zur Warnung dem Werke selbst vorgedruckt werden soll. Das meinen Wir ernstlich. Zur Urkund dieses Briefes besiegelt mit Unserem Kaiserlichen Königlichen und Erzherzoglichen anhängenden größeren Insiegel, der gegeben ist in Unserer Kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien am neunzehnten Monatstage Jänner nach Christi Geburt im Ein Tausend acht Hundert und dreyssigsten, Unserer Reiche im acht und dreyssigsten Jahre.

Franz.

L S

Franz Graf von Saurau,
oberster Kanzler.

A. S. Graf Mittrowsky von Nemischl.

Nach Seiner Kaiserlichen Königlichen Majestät
Höchst-Eigenem Befehle
Wilhelm Freiherr von Drostdik.

Registrirt Vincenz von Eyßer,
Registraturs Direktor
der k. k. vereinten Hofkanzley.

Wir Frederik der Sechste,

von

Gottes Gnaden König zu Dänemark,

der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg ꝛc. ꝛc.

Thun kund hiemit, daß Wir, in Betracht der von dem Coadjutor und Domprobsten des Bisthums Regensburg, Bischof zu Germanicopolis, geistlichen Rath, Doktor von Sailer beabsichtigten neuen Ausgabe seiner Werke, in welcher Rücksicht derselbe gegen den Nachdruck gesichert zu seyn wünscht, gedachtem Doktor von Sailer ein Privilegium dahin allergnädigst ertheilen, daß die von ihm zu veranstaltende neue Ausgabe seiner Werke, welcher das Privilegium voran zu drucken ist, in 20 Jahren, vom Tage der Ausstellung des Privilegii an gerechnet, in Unsern Herzogthümern Holstein und Lauenburg weder nachgedruckt, noch ein anderswo verfaßter Nachdruck in den genannten Herzogthümern davon verkauft werden solle, wobei Wir zugleich allergnädigst festsetzen, daß alle bei dem Nachdrucker oder in den Buchhandlungen vorräthigen Exemplare des Nachdrucks confiscirt und außerdem die Contravenienten gegen dieses Privilegium mit einer Geldbuße, welche dem Ladenpreise von 500 Exemplaren des Originalwerks gleich kommt, belegt werden sollen.

Sollten übrigens über die Auslegung dieses Privilegii Zweifel entstehen, so hat darüber in vorkommenden Fällen Unsere Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzelei zu entscheiden.

Wornach sich männiglich allerunterthänigst zu achten. Urkundlich unter unserm Königl. Handzeichen und vorgedrucktem Insiegel.

Gegeben in Unserer Königl. Residenzstadt Copenhagen, d. 2ten Juni 1829.

Frederik.

L. S.

Rothe. Hammerich. Jensen. Sanyheim. v. Prangen.

Privilegium

für den Coadjutor und Domprobsten des Bisthums Regensburg, Bischof zu Germanicopolis, geistlichen Rath, Doktor von Sailer gegen den Nachdruck einer neuen Ausgabe seiner Werke in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg.

Wir Schultheiß und Rath
der
Stadt und Republik Bern
thun kund hiemit:

Daß der Herr Sailer, Bischof zu Regensburg, durch die Königlich Bayersche Gesandtschaft bey der Schweizerischen Eidgenossenschaft bey Uns mit dem Ansuchen eingelangt ist, im Kanton Bern gegen den Nachdruck der vorhabenden Herausgabe seiner sämmtlichen Werke sichergestellt zu werden. Nach Untersuchung dieses Begehrens und auf Anhörung des Berichts Unsers Justiz- und Polizeyraths haben Wir

beschlossen:

1) Der Nachdruck sowohl der sämmtlichen Werke des Herrn Bischofs Sailer als eines Theils derselben ist in Unserm Gebiete verboten.

2) Ebenso ist auch verboten der Verkauf eines allfälligen Nachdrucks sowohl der gedachten sämmtlichen Werke als eines Theils derselben.

3) Die Widerhandlung soll mit Konfiskation des Nachdrucks und einer Buße von Franken 16 bis 50 bestraft werden.

4) Hingegen ist Herr Sailer verpflichtet, zu Jedermanns Kenntniß eine Anzeige dieses Privilegiums unmittelbar nach dem Titel seines Buches zu setzen und jährlich einmal in das hiesige Wochenblatt einrücken zu lassen.

Zur Bekräftigung dieses Beschlusses ist derselbe mit Unserm Standessiegel verwahrt und von Unserm fürgeliebten Ehrenhaupt und Unserm geliebten Staatsschreiber unterzeichnet worden.

Gegeben in Bern den 13. Aprill 1829.

Der Amtsschultheiß,
in dessen Abwesenheit:
sig. von Muralt Seckelmeister.

LS

Der Staatsschreiber,
in dessen Abwesenheit:
Der Rathsschreiber:
sig. Wurstemberger.

Für getreue Abschrift:
Der Eidgenössische Kanzler:
v. Monsior.

Vorrede des Verfassers
zur zweiten Ausgabe.

Die Tugend hat zwei Gesichter: eines ist sehr ernsthaft, und mit diesem gebeut sie Kampf gegen das Angenehme, das zum Unrechte reizt, und Kampf gegen das Unangenehme, das mit Vollbringung des Guten verknüpft ist. Das andere Gesicht der Tugend ist sehr freundlich, und mit diesem belohnt sie ihre muthigen Kämpfer, und giebt ihnen eine Anwartschaft auf die Freuden, die am Ende des Heldenganges aufbewahrt sind.

Nun wären die Gelehrten bald uneins geworden, wie man die Tugend malen sollte, mit dem ernsthaften oder mit dem freundlichen Gesichte. Einige schienen es lieber zu haben, wenn die Tugend immer mit einem ernsthaften Gesichte gemalt würde; denn, sagen sie sehr richtig, sonst möchten sich die Menschen mehr in das freundliche Gesicht, und in das Zuckerbrod verlieben, als sie, die gute Mutter selbst, lieben und achten.

Andere aber behaupten sehr vernünftig: Man könne das freundliche Gesicht und das Zuckerbrod in den Kinderstuben und Erziehungshäusern noch nicht entbehren: die Wenigsten seyen fähig, das

ernſthafte Geſicht zu ertragen, und ſehen ſich lieber um eine falſche ſchmeichelnde Freundin um, bloß um des ernſthaften Geſichtes der rechten Mutter los zu werden; auch gebe es ein Wohlſeyn, das ſchmackhafter als Zuckerbrod, und etwas mehr als freundliche Miene ſey.

Männer, die die Tugend nicht bloß aus der Landkarte, ſondern aus dem Beſitze des Landes kennen, und deßhalb wenig davon reden, oder wenn ſie reden, immer weiter von den Extremen weg, und gegen die goldene Mittellinie hin treiben, glauben: es könnten beide Theile Recht haben, wenn ſie einander Recht laſſen, und beide Unrecht, wenn ſie ausſchließend Recht haben wollten. Denn, ſagen ſie, wer ſo ſchwach iſt, daß er den ernſten Blick der Tugend noch nicht ertragen kann, der weide ſich an ihrem milden Blicke, um ſich ſein Herz von ihr abgewinnen zu laſſen: er komme ihr wenigſtens näher — bis er zu ihr ſagen könne: Du biſt mein! Nach und nach werde er auch den ernſten Blick ertragen können, und die Mutter um ihretwillen, und nicht mehr um des milden Blickes willen lieb haben; es komme auch nicht ſowohl auf die Tugend, als auf die Anſchauenden an, wie ſie ihnen erſcheine: dem Ungeübten, der ihr noch nicht ſein ganzes Herz geſchenkt, erſcheine ſie finſter und ſtrenge, aber ihrem Freunde, der alles daran wagt, um ihr zu gefallen, lieblich und heiter.

Und ſo hätte nicht ſo faſt die Tugend ſelbſt zwei Geſichter, als die zwei Geſichter wären in uns.

Das ist nach meiner Ansicht die Geschichte der neuesten und auch der ältern Betrachtungen über Tugend und die Vorstellungsarten derselben.

Zufrieden, die bloße Geschichte erzählt zu haben, und etwa noch eiferſüchtig, das erkannte Gute beider Theile ehrlich und nach seinem besten Wissen zu benützen, will sich der Verfasser, der an die Pflicht glaubt, alle Menschen, also auch alle Schriftsteller, wie sich selbst zu lieben, in keinen, und schon gar nicht in diesen Streit mengen; erstens, weil es für ihn keiner ist, und zweitens, weil wir etwas unendlich Wichtigeres zu thun haben, als über Vorstellungsart und Malerei zu streiten.

Und hernach: wer die wahre Tugend hätte, würde bald inne werden, daß sie sich eigentlich gar nicht malen lasse, wie sie ist, auch von Raphaelen nicht: wie es denn die besseren Gemüther aller Zeiten aus Erfahrung werden kennen gelernt haben.

Das aber darf im Eingange, zur Ehre der Wahrheit und der Zeit, doch nicht verschwiegen werden: „Es wird nicht leicht Jemand etwas Besseres kennen als einen guten, von aller Eigenliebe reinen Willen, und eine nüchterne, von aller Anmaßung reine Vernunft — wenn wir sie nur schon hätten! Und: wer immer auf reinen Willen und auf nüchterne Vernunft — auch nur aufmerksam macht: Heil ihm und Dank dafür! Wer aber auch nur einen einzigen Menschen wirklich zum festen Entschlusse brächte, sich um reinen Willen und um eine nüchterne Vernunft zu bekümmern: dreimal Heil ihm und unsterblichen Dank dafür!— Doch mit Worten, und durch Worte allein, mit

Ideen, und durch Ideen allein, bekommen wir weder den reinen Willen, noch die nüchterne Vernunft. Und, wenn wir den reinen Willen und die nüchterne Vernunft mehr durch Wandel und That, als durch Worte und Begriffe predigten: so müßte es mit uns Allen beſſer ſtehen."

Zu dieſer Sache allein, um alles Uebrige unbekümmert, unbekümmert um die Form der Sache, und um Urtheile über die Form, auch um die Urtheile über die Urtheile, möchte ich mich und meine Freunde bereden können. Und wer ſich dazu nicht will bereden laſſen, wird die Blätter ungeleſen laſſen, oder bald wieder weglegen.

Vorrede des Herausgebers
sämmtlicher Werke von J. M. Sailer.

Der Verfasser dieses Buches hatte in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, und in der folgenden Einleitung ganz bestimmt und deutlich den Standpunkt angegeben, von welchem aus dieses sein Werk gelesen und benutzt werden soll. In dieser Hinsicht Mehreres vorläufig zu bemerken, wäre überflüssig. Der Verfasser hatte aber dem Herausgeber den Auftrag ertheilt, in der neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke jedem Buche jene Form zu verschaffen, welche ihm für den Inhalt und Zweck desselben die dienlichste scheinen möchte, und zugleich alles zu benutzen, was nur immer die neue Literatur in jedem Fache Besseres zu Tage gefördert habe. Der Herausgeber bemühte sich wirklich nach dem Wunsche des Verfassers, diesem Werke, wie früher der Vernunftlehre, eine neue Einfassung zu geben, und er hofft, daß es durch dieselbe einigermaßen verständlicher, Vielen genießbarer, und für Einige wenigstens auch brauchbarer geworden seyn dürfte.

Gern hätte er, nach dem Verlangen des Verfassers, in der Umschreibung des Buches auch auf die neuere Moralphilosophie mehr Rücksicht genommen; allein er überzeugte sich bald, daß es der Hauptabsicht und der Tendenz dieses Buches mehr nachtheilig als ersprießlich werden dürfte: denn was die neue Zeit in Bezug auf die Tugendlehre, oder die Moralphiloso-

phie Neues hervorgebracht hat, bezieht ſich mehr auf die wiſſenſchaftliche Form, als auf das Leben und eigentliche Weſen, und daher kann in einem Werke, welches das Letztere zum Hauptziele hat, davon um ſo weniger Gebrauch gemacht werden, als es gar leicht den Geſichtspunkt des Leſers verrücken, und ihn, ſtatt bei dem Einen Nothwendigen feſtzuhalten, auf Nebendinge hinleiten könnte. Deßwegen hat der Herausgeber abſichtlich ſich enthalten, der Glückſeligkeitslehre Noten und Beilagen aus der Literatur der neuern Zeit beizufügen, wie es bei der Vernunftlehre geſchah: denn die Glückſeligkeitslehre will den Menſchen das höchſte Gut, zu dem ſie erſchaffen und beſtimmt ſind, ſo einfach als möglich vor die Augen halten; will den kürzeſten und ſicherſten Weg, welcher zu demſelben führt, ihnen weiſen, und die zweckmäßigſten Mittel angeben, durch deren Gebrauch jeder Menſch dem hohen Ziele ſeines Lebens näher kommen muß. Allein in dieſer Beziehung aufgefaßt und betrachtet, iſt die Glückſeligkeitslehre ſo vollſtändig, ſo klar und eindringlich, daß ſie durch mehrere Benutzung der neuern Literatur in dieſem Gebiete, wenigſtens nach des Herausgebers Ueberzeugung, kaum an Vollkommenheit gewonnen haben würde. Deßhalb iſt dieſe neue Ausgabe, bei durchgängig veränderter Form, dem Weſen nach ſich ganz gleich geblieben; vermehrt wurde ſie zwar, aber nur durch Benutzung anderer Schriften, welche der Verfaſſer zur nähern Beſtimmung und Ergänzung der Glückſeligkeitslehre früher herausgegeben hatte.

Obwohl nun dieſe chriſtliche Moralphiloſophie (dieſen Namen verdient ſie, weil ſie durchgängig den Sinn und Geiſt des Chriſtenthums athmet), ſchon vor mehr als dreißig Jahren verfaßt worden, ſo entſpricht ſie doch ſo ganz den Be-

dürfniſſen der gegenwärtigen Zeit, daß man glauben ſollte, ſie wäre in unſern Tagen zum erſtenmal geſchrieben. Dieſes kommt wohl daher, weil der Verfaſſer in dieſem Werke, wie in der Vernunftlehre, den Menſchen und die Natur nimmt, wie ſie ſind, und Menſch und Natur vor dreißig Jahren wie jetzt waren, und jetzt wie vor dreißig Jahren ſind, und auch in der Folge bleiben werden. Der Verfaſſer hielt ſich nie innerhalb der Schranken eines bloß abſtrakten, ſpekulativen Denkens, ſondern benutzte zu ſeinem Zwecke, was die natürliche und geſunde Vernunft, was die bewährte Erfahrung alter Zeiten, was die profane und heilige Geſchichte ihm dargeboten haben. Nie konnte es demnach in ſeiner Abſicht liegen, ein eigenes, abgeſchloſſenes Syſtem der Tugendlehre oder der Moral zu geben, wie deren die ältere und neuere Geſchichte der Philoſophie verſchiedene aufweist. Demzufolge hat er jetzt ſo wenig als früher nöthig, weder ſich an irgend ein neueres Syſtem der Moralphiloſophie an, noch auch irgend eines ſchlechthin von ſich auszuſchließen. Der vielfältige Wandel und Wechſel der philoſophiſchen Syſteme, welcher auch auf die Tugendlehre, jedoch nicht immer zum Vortheil der Tugend, Einfluß hatte, berührt ſonach dieſe Glückſeligkeitslehre nicht, und ſo originell und vortrefflich in ſeiner Art Manches in der Geſchichte der Moralphiloſophie älterer oder neuerer Zeit ſeyn mag, es liegt nothwendig außer den Grenzen dieſer Glückſeligkeitslehre, wofern es nicht neue Aufſchlüſſe über das höchſte Gut der Menſchheit, beſtimmtere Erkenntniſſe über die Wege, welche zu demſelben hinführen, und wirkſamere oder den Bedürfniſſen der Menſchheit, wie ſie im wirklichen Leben iſt, angemeſſenere Mittel darbietet. Uebrigens wird, wer den Grundſätzen und dem Geiſte des Verfaſſers dieſes Buches folgt, was Wiſſenſchaft

und Kunst, was Natur und Erfahrung ihm anbietet, nach der Lehre des Apostels stets unbefangen prüfen, und wo er etwas Gutes findet, für sich und Andere es gewissenhaft benutzen. Das ganze Werk ist überhaupt nur für Leser bestimmt und geeignet, denen das Eine Nothwendige mehr als wissenschaftliche Systeme und philosophische Terminologien aus was immer für einer Zeit am Herzen liegen; für Leser also, die in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Lebens wahre Belehrung und zugleich gründliche Erbauung suchen. Solchen Lesern aber, deren Zahl in gegenwärtiger Zeit sehr groß ist, wird der alte Inhalt und die neue Form dieses Buches durchaus entsprechen und genügen. So wünscht wenigstens, und hofft nicht ohne Grund der Herausgeber

Luzern, im September 1829.

J. Widmer.

Inhalts-Anzeige

des ersten Bandes.

Seite

Vorrede des Verfassers zur zweiten Ausgabe. . . IX

" " " Herausgebers sämmtlicher Werke. . . XIII

Einleitung 1

Erstes Hauptstück.

Von den Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur zum seligen Leben.

Erster Abschnitt.

Von den Kräften und Trieben der menschlichen Natur.

Erstes Kapitel. Einheit und Verschiedenheit menschlicher Triebe. 25

Zweites Kapitel. Vom Seligkeits- und Sittlichkeitstriebe und ihrem Verhältnisse zu einander. . . 26

Drittes Kapitel. Von der Selbstliebe nach ihren verschiedenen Erscheinungen. 28

Viertes Kapitel. Von der uneigennützigen Liebe und ihrem Verhältnisse zum Sittlichkeits- und Seligkeitstriebe. 30

Fünftes Kapitel. Von der stufenweisen Entwickelung des menschlichen Grund- oder Seligkeitstriebes. 33

Seite

Sechstes Kapitel. Vom verwirklichten Grundtriebe des Menschen. 35

Siebentes Kapitel. Wichtige Resultate aus der Beobachtung des verwirklichten Grundtriebes im Menschen. 39

Achtes Kapitel. Von den Vorzügen des Menschen vor dem Thiere. 48

Neuntes Kapitel. Von der Bestimmung thierischer oder sinnlicher Triebe im Menschen. 51

Zehntes Kapitel. Von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, die sinnlichen Triebe nach ihrer Bestimmung zu leiten. 57

Eilftes Kapitel. Wie die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft gehoben, und dieselbe zur zweckmäßigen Leitung der thierischen Triebe. vollkommen werde. 62

Zweiter Abschnitt.

Von den Bedürfnissen der menschlichen Natur.

Zwölftes Kapitel. Von der Verschiedenheit menschlicher Bedürfnisse. 70

Dreizehntes Kapitel. Von den höhern Bedürfnissen des Menschen. 71

Vierzehntes Kapitel. Von dem edelsten aller höhern Bedürfnisse. 74

Fünfzehntes Kapitel. Von den Eigenthümlichkeiten aller höhern Bedürfnisse des Menschen. . . . 76

Sechszehntes Kapitel. Verhältniß der Philosophie zu den höhern Bedürfnissen des Menschen. . . . 78

Siebenzehntes Kapitel. Verhältniß des Christenthums zu den höhern Bedürfnissen des Menschen. . 79

Seite

Achtzehntes Kapitel. Zuverläſſige Grundſätze in Bezug auf die Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe. 80

Neunzehntes Kapitel. Unzuverläſſige Grundſätze in Bezug auf Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe. 83

Zwanzigſtes Kapitel. Nothwendige Folgerungen aus dem Vorhergehenden. 85

Dritter Abſchnitt.

Von den Gemüthszuſtänden des Menſchen.

Einundzwanzigſtes Kapitel. Vom Zuſtande der Gemüthsruhe. 87

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Vom Zuſtande des Affektes. 89

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Von der Kraft des Affektes. 91

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Das menſchliche Herz vor, in und nach Befriedigung des Affektes. 95

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Von Verſchiedenheit der Affekte. 97

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Von den ſchädlichen Einflüſſen der Leidenſchaft auf das Erkenntnißvermögen. 99

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Schädliche Einwirkungen der Leidenſchaft auf das Begehrungsvermögen. 102

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Von den ſchädlichen Einflüſſen der Leidenſchaften auf den Leib des Menſchen. 104

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Von den ſchädlichen Einflüſſen der Leidenſchaften auf den ganzen Wirkungskreis des Menſchen. 107

Seite

Dreißigſtes Kapitel. Von einigen Zwiſchenzuſtänden des Menſchen. 108

Einunddreißigſtes Kapitel. Reſultate aus dem Vorhergehenden. 110

Vierter Abſchnitt.

Sammlung aller Spuren von der Würde des Menſchen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel. Von der angebornen Würde des Menſchen, die ſich offenbart im Leibe. . 114

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Von der angebornen Würde des Menſchen, die ſich offenbart in ſeiner Seele. 119

Vierunddreißigſtes Kapitel. Der wirkliche Menſch im Verhältniſſe zu ſeiner urſprünglichen Würde. . 126

Fünfunddreißigſtes Kapitel. Mittel gegen den Fehler der Einſeitigkeit in Betrachtung der angebornen Menſchenwürde. 129

Sechsunddreißigſtes Kapitel. Von der erworbenen Menſchenwürde. 131

Fünfter Abſchnitt.

Von der Beſtimmung des Menſchen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel. Worin die Beſtimmung des Menſchen nicht beſtehe. 138

Achtunddreißigſtes Kapitel. Worin die Beſtimmung des Menſchen eigentlich beſtehe. 143

Neununddreißigſtes Kapitel. Reſultate aus der Lehre über die Beſtimmung des Menſchen. . . 146

Vierzigſtes Kapitel. Von einem unabänderlichen Geſetze in Bezug auf die Beſtimmung des Menſchen. 149

Seite

Einundvierzigſtes Kapitel. Lehre des Chriſtenthums in Bezug auf die Beſtimmung des Menſchen. . 150

Schluß des erſten Hauptſtücks. 153

Zweites Hauptſtück.

Von der Erfreuungskraft der Dinge.

Erſter Abſchnitt.

Genauere Darſtellung deſſen, was gut, und was wahre Freude iſt.

Erſtes Kapitel. Maßſtab des Sittlich-Guten im Menſchen. 161

Zweites Kapitel. Maßſtab des Sittlich-Böſen im Menſchen. 165

Drittes Kapitel. Merkmale des Sittlich-Guten. . 166

Viertes Kapitel. Vom guten, reinen Willen. . . 170

Fünftes Kapitel. Von der wahren Menſchenfreude. . 171

Sechstes Kapitel. Verhältniß der Dinge zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 176

Zweiter Abſchnitt.

Schätzung der Dinge nach ihrem Verhältniſſe zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Siebentes Kapitel. Klaſſifikation der Dinge in und außer dem Menſchen. 179

Achtes Kapitel. Vom Verhältniß der Geſundheit zum Wohl- und Gutſeyn des Menſchen. 179

Neuntes Kapitel. Verhältniß des Reichthums zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 185

Seite

Zehntes Kapitel. Vom Luxus im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 190

Eilftes Kapitel. Von der Ehre im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 194

Zwölftes Kapitel. Vom Verhältniß der Lektüre zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 204

Dreizehntes Kapitel. Vom Verhältniß der Gelehrſamkeit zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . 209

Vierzehntes Kapitel. Vom Verhältniß der Empfindſamkeit zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . 218

Fünfzehntes Kapitel. Vom Wohlwollen im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . . 221

Sechszehntes Kapitel. Von der Freundſchaft im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 224

Siebenzehntes Kapitel. Begriff der Tugend. . 229

Achtzehntes Kapitel. Zergliederung des Begriffes der Tugend. 232

Neunzehntes Kapitel. Vom Werth der Tugend. . 236

Zwanzigſtes Kapitel. Von der Andacht im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . 239

Einundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß des geſelligen Lebens überhaupt zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 246

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß des Stadt- und des Geſchäftslebens zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 249

Seite

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß des häuslichen Lebens zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 254

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß der Einſamkeit zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 256

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Vom Landleben in obiger Beziehung. 258

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Reſultate aus dem Vorhergehenden. 262

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß der Regierung zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen, nach Fenelon. 264

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß der Regierung zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen, Fortſetzung. 270

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Verhältniß des Lehramtes zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . 274

Dreißigſtes Kapitel. Verhältniß der Leiden zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. . . . 278

Einunddreißigſtes Kapitel. Von dem Verhältniſſe Gottes zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. 289

Drittes Hauptſtück.

Vom wahren Wohlſeyn des Menſchen, oder von der wahren Glückſeligkeit.

Erſtes Kapitel. Idee der wahren Glückſeligkeit. . 295

Zweites Kapitel. Zergliederung der Idee wahrer Glückſeligkeit. 296

Seite

Drittes Kapitel. Von der Einheit der Glückseligkeit. 298

Viertes Kapitel. Nähere Bestimmung einiger Ausdrücke. 300

Fünftes Kapitel. Vom Grundwesen der wahren Glückseligkeit. 301

Sechstes Kapitel. Zusammenfassung des Ganzen. . 302

Einleitung.

Es giebt zwei Arten, die Wiſſenſchaften zu behandeln; die eine geht mehr ins Tiefe, und giebt ſich Mühe, die Wahrheit ſo vollkommen als möglich darzuſtellen, ohne auf etwas anderes Rückſicht zu nehmen, als auf die Vollkommenheit einer abſoluten oder objektiven Darſtellung; die andere geht mehr ins Plane, und ihre Abſicht iſt, die Darſtellung der Wahrheit der Faſſungskraft und den Bedürfniſſen der Menſchen, wie ſie ſind, anzupaſſen, und ringt ſomit nach Vollkommenheit der Darſtellung in ſubjektiver (oder) relativer Hinſicht. Obwohl ich für mich nicht umhin kann, der erſtern den Vorzug zu geben, ſo hat dennoch von jeher die Liebe zur Menſchheit mich bewogen, mehr auf den gemeinſamen Nutzen, als auf die objektive Vollkommenheit Bedacht zu nehmen, und deßhalb mich der zweiten Darſtellungsweiſe zu bedienen.

Dieſe Manier der Behandlung glaubte ich vorzüglich in der Glückſeligkeitslehre befolgen zu ſollen, indem dieſe keinen andern Zweck hat, als den Menſchen, wie ſie ſind, den ſichern Weg zu einem dieſſeits und jenſeits ſeligen Leben zu weiſen. Da es nun keinen andern Weg giebt, der zu einem ſeligen Leben führt, als den der Tugend, Tugendlehre aber gewöhnlich Moralphiloſophie genannt wird, ſo gab ich der Glückſeligkeitslehre den Namen: Chriſtliche Moralphiloſophie, weil der Weg und die Mittel zur Seligkeit des Menſchen mit ſteter Hinſicht auf das Chriſtenthum angewieſen werden.

Die Einleitung in die Glückſeligkeitslehre hat alſo vorläufig Auskunft zu geben über die Ausdrücke: Philoſophie; Moralphiloſophie; chriſtliche Moralphiloſophie; gemeinnützige Moralphiloſophie.

Der älteste, reinste, allgemeinste Begriff der Philosophie ist: Liebe zur Weisheit, Weisheitsliebe (Vertrautseyn mit der Weisheit), das ist Philosophie, das verdient Philosophie zu heißen.

Der Weisheitsfreund, Liebhaber der Weisheit ist Philosoph, φίλος τῆς σοφίας, der verdient den gemißbrauchten Namen eines Philosophen.

Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, wie man sich je länger je mehr von diesem Begriffe, auf den uns die bloße Wortforschung zurückführt, entfernt habe. Jetzt hat man gewöhnlich nur mehr das Wort, und versteht ganz etwas anderes unter dem Worte, als was das Wort sagt.

Daß es nicht unwichtig sey, den ältesten, reinsten Begriff von Philosophie wieder einzuführen, davon kann man sich gar leicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß vielleicht nicht Eine gelehrte Albernheit in diesem oder in vielen der vorigen Jahrhunderte zu finden sey, die sich nicht unter dem Schilde der Philosophie versteckt hat.

Ich nenne diesen Begriff von Philosophie, daß sie Weisheitsliebe sey, den ältesten, weil die zusammengesetzten Begriffe, die man mit irgend einem Worte verbunden, ursprünglich wohl nichts anders können bedeutet haben, als was die einzelnen Worte in dieser Zusammensetzung bedeuten konnten. Der erste, der das Wort, Philosophie, aussprach, konnte nichts anders dabei gedacht haben, als Weisheitsliebe; so wenig ich mit dem Worte, Weisheitsliebe, einen andern Begriff verbinden kann, als den der Liebe zur Weisheit. Einer mag sich bei dem Worte, Weisheit, mehr, als der andere gedacht haben: aber jedem mußte Weisheitsliebe Weisheitsliebe seyn.

Ich nenne diesen Begriff von Philosophie den reinsten, weil er keinen Beischlag von den Wortbedeutungen der spätern Jahrhunderte bei sich führt, sondern gerade das sagt, was das Wort, Philosophie, Weisheitsliebe, sagen kann und soll.

Aus der Thatsache, daß man mit dem Worte Philosophie wirklich einen Begriff verbunden hat, der ganz außer der Bedeutungskraft des Wortes liegt, kann man den Schluß

machen, wie leicht es sey, mit ausländischen Wörtern Begriffe zu verbinden, die der Bedeutung dieser Wörter geradezu fremd sind. So würde man sich wohl besonnen haben, das Wort, Weisheitsliebe, so zu erklären: „Weisheitsliebe ist die Wissenschaft von den hinreichenden Gründen möglicher und wirklicher Dinge, in sofern sie durch Vernunftkräfte erkennbar sind.“ Allein das gleichvielsagende, ausländische Wort, Philosophie, hat man ohne Widerstand des innern Gefühls ganz mit den nämlichen Worten umschrieben: „Philosophie ist die Wissenschaft von den zureichenden Gründen möglicher und wirklicher Dinge, insofern sie durch Vernunftkräfte erkennbar sind.“

Diese vorangehende Bemerkung hat gar nicht die menschenfeindliche Absicht, diejenigen Schriftsteller zu tadeln, die das Wort, Philosophie, so, und nicht anders gedeutet haben. Denn ich weiß wohl, daß der Sprachgebrauch der Gelehrten gar mannigfaltige Abänderungen erlitten hat, und daß man Gründe haben konnte, die Wissenschaften in verschiedene Aeste zu theilen, und jedem Aste seinen eigenen Namen zu geben. Allein, so viel müssen mir die Definitoren in der philosophischen Provinz dennoch zugestehen: „Also ist der Begriff, den man in Schulen mit dem Worte, Philosophie, gewöhnlich verbindet, überhaupt sehr willkührlich, eben darum, weil er außer den Grenzen der Bedeutungskraft des Wortes liegt: so viel Gründe man übrigens immer gehabt haben mag, diese neuere Bedeutung zu adoptiren.“

Wenn nun aber der Begriff, daß Philosophie sich nur mit solchen Wahrheiten abgebe, die aus Vernunftgründen erkennbar sind, ein willkührlicher und dem Worte fremder Begriff ist: wie kommt es denn, daß eine, nach meinem Sinne sehr unphilosophische Sprache so gemein wird: „Philosophie habe es nur mit Vernunftwahrheiten zu thun —: der Philosoph bekümmere sich um höhere Offenbarungen schon gar nicht: das sey Natur der

Philoſophie, daß ſie unabhängig ſey vom höhern Lichte.“ Da ſieht man, wie leicht es ſey, aus einer willkührlichen Erklärung des Wortes eine äußerſt ſonderbare Behauptung von einer bedeutenden Sache herauszufolgern, und ſie für unwillkührlich auszugeben. Mich wenigſtens dringet die Wahrheitsliebe, dieſer Sprache eine ganz andere entgegen zu ſetzen.

„Die Philoſophie hat alſo mit einer höhern Offenbarung nichts zu thun?“

Die ſogenannte Philoſophie, wie ſie in willkührliche Schranken eingezwänget, und losgeriſſen iſt von den übrigen Syſtemen des nützlichen Erkennens ... dieſe hat ganz gewiß mit der höhern Offenbarung nichts zu thun: das laſſe ich gelten.

Die echte, des Namens werthe, alles Gute und Wahre, weſſen Herkommens es immer ſeyn mag, umfaſſende Philoſophie hätte, als Weisheitsliebe, es nicht mit allem, was Weisheit heißen kann, ohne Ausnahme zu thun, alſo auch nicht mit dem, was höhere Weisheit, höhere Offenbarung heißt: dieß laſſe ich nicht gelten. Ich will noch deutlicher reden:

Wenn es mit zur Weisheitsliebe gehört, an höhere Offenbarung zu glauben: würde es nicht höchſte Unphiloſophie, eher Wahrheitshaß als Wahrheitsliebe ſeyn, gegen höhere Offenbarung zu deklamiren? Offenbar.

Nun aber, wenn es wirklich eine höhere Offenbarung gäbe, und dieſe höhere Offenbarung erweisbar wäre: gehörte es nicht mit zur Weisheitsliebe, zur Philoſophie, die Weisheitslehren derſelben mit offener Seele zu umfaſſen? Offenbar.

Bis alſo in dem Ideengange und auf dem Unterſuchungswege irgend eines Individuums die große Frage entſchieden iſt: ob es wirklich eine ſolche höhere Offenbarung in der Welt gebe? bis dahin gehört bei ihm wenigſtens ſo viel zur Weisheitsliebe, (zur) Philoſophie, daß er die Gründe für das Daſeyn einer hö-

hern Offenbarung mit gänzlicher Unparteilichkeit prüfe.

Es ist also in jedem Falle Mangel an echter, erleuchteter Philosophie, wenn man sich entweder durch Anmaßung einer philosophischen Denkart über die Pflicht, die Gründe für das Daseyn des Christenthums zu prüfen, wegsetzet, als wenn sich Philosophie und Nachdenken über eine höhere Offenbarung, wie Feuer und Wasser gegen einander verhielten; oder wenn man dieselben sogleich ohne alle Untersuchung, als einen Gegenstand, der die Grenzen der Philosophie auf keine Weise berühre, verwirft.

Und zu solchem, durchaus unphilosophischem Betragen verführt der, als unbezweiflicher Grundsatz angenommene Gedanke: Philosophie gebe sich nur mit Vernunftwahrheiten ab. Und dieser Gedanke entstand ganz natürlich aus dem eingeschränkten Begriffe, daß Philosophie eine Wissenschaft von den Gründen der Dinge sey, die sich durch Vernunftkräfte erkennen lassen.

Es ist Interesse der Vernunft, den reinsten, ältesten Begriff wieder einzuführen, weil der Vernunft an dergleichen unparteiischen Untersuchungen recht vieles gelegen ist.

Dieser Begriff von Philosophie ist zugleich so allgemein, daß jede einzelne Wissenschaft, insofern sie von Weisheitsliebe ausgeht und darauf zurückführt, philosophisch heißen kann.

Wenn die Philosophie Liebe zur Weisheit ist, so wird ihr Begriff mehr aufgehellt, so wie die Idee der Weisheit näher bestimmt wird. Das Grundgesetz aller Weisheit aber ist dieses: Alle Menschenkräfte sollen streben

1) nach Erkenntniß der Zwecke, wozu wir da sind, und wozu die Dinge um uns her da sind;

2) nach Erkenntniß der Mittel, die uns den Zweck unsers Hierseyns erreichen helfen, und

3) nach treuer Anwendung der erkannten hinlänglichen Mittel zum großen Zwecke unsers Hierseyns.

Weisheit begreift also erstens: richtige Grundsätze von Zweck und Mittel (in dem weitesten Umfange der Worte), von Unterordnung der Zwecke, Brauchbarkeit der Mittel u. s. w.; zweitens: treue Anwendung brauchbarer Mittel zu würdigen Zwecken.

Demzufolge ist Philosophie thätige Liebe alles dessen, was immer unser Erkennen von Mittel und Zweck richtiger, reicher, brauchbarer, und unser Streben, unser Thun diesem unserm Erkennen angemessener machen kann.

Die Philosophie ist Liebe des Guten und Wahren; denn Gutes thun, und sich an das Wahre halten, das ist Weisheit. Diese Liebe ist eine großmüthige Liebe: sie macht die Seele groß und frei; eine standhafte, starke Liebe: sie befestigt die Seele in der Tugend; sie ist eine überlegungsreiche Liebe; sie schmieget sich mit sanfter Nachgiebigkeit an die angenommenen Meinungen, wenn sich die Vernunft nicht daran stößt; eine erhabene Liebe; sie schwingt sich, von der nämlichen Vernunft unterstützt, über die unermeßliche Sphäre der Vorurtheile hinaus.

Aus dieser Liebe des Wahren und Guten quillt ein allgemeines Wohlwollen, eine Freundschaft, die, nach Montagne's Ausdruck, so lange Arme hat, daß sie von einem Ende der Welt bis zum andern reichen, und alles umarmen kann, was darin ist.

Die Empfindungen des Philosophen sind allgemein und einartig. Er liebt alles Wahre, mit Ausschluß alles Falschen; er liebt alle Menschen, und verflucht alle Laster.

Von dieser eigentlichen Philosophie, die in dieser Weisheitsliebe besteht, ist der Unterricht von Philosophie, die Lehre von Weisheitsliebe sehr unterschieden. Denn die eigentliche Philosophie, insoferne sie nur Liebe zur Weisheit ist, kann nirgends, als im Verstande und Herzen der Weisheitsfreunde zu Hause seyn; kann nicht auf Kathedern gelehrt, nicht mit Schall und Lettern gegeben werden. Was man also in Schulen und Schriften unter dem Namen Philosophie lehrt, und lehren kann,

das kann nur Wink, nur Handleitung zur eigentlichen Philosophie (manuductio ad Philosophiam) seyn. Kürze halber könnte man die wahre Philosophie, die eine Verstandes- und Herzenssache ist, Weisheitsliebe, und den Unterricht davon, Weisheitslehre nennen.

Der Unterschied zwischen wirklicher Philosophie und Unterricht von Philosophie ist gerade so wichtig, wie jener zwischen Tugend und Tugendlehre. So wenig ich dadurch tugendhaft werde, daß ich die Tugendlehre in ihrem Zusammenhange studire, so wenig bin ich Philosoph, ob ich gleich einige Begriffe von Wissen und Weisheit inne habe.

Wahre Philosophie beschäftigt sich nur mit der wahren Glückseligkeit*) des Menschen. Alle wahre Weisheit beschäftigt sich nur mit würdigen Zwecken, und brauchbaren Mitteln dazu; also vorzüglich auch mit dem würdigsten, höchsten Zwecke. Nun der würdigste, höchste und letzte Zweck alles menschlichen Erkennens, Strebens und Thuns — ist wahre Glückseligkeit der Menschen, ist das Wohl der Menschheit, Vollkommenheit unsrer Natur. Also beschäftigt sich die Weisheit hauptsächlich mit der wahren Glückseligkeit der Menschen. Wenn sich aber die wahre Weisheit nur mit der Glückseligkeit der Menschen beschäftigt, so kann wohl auch die Liebe zur Weisheit, die Philosophie, kein anderes Geschäft haben.

Wenn ich von dem Wohle der Menschheit, als dem würdigsten Zwecke alles menschlichen Strebens, und von der Glückseligkeit rede, so verstehe ich nie eigennütziges, selbstsüchtiges Streben, sondern eine Glückseligkeit moralischer Geschöpfe, welche von ihrer Vollkommenheit untrennbar ist. Ich fordere von jeder Moralphilosophie, daß sie ja nicht den Eigennutz zur Triebfeder der Tugend ma-

*) Diesen Begriff will man hier im nothdürftig klaren Sinne genommen wissen, bis er an seinem Orte entwickelt wird, wo es sich ergeben soll, daß mit demselben das höchste, dem Menschen erreichbare Gut bezeichnet werde.

che. Aber deſſen ungeachtet bleibt es doch wahr, daß weder für Gott, noch für Menſchen ein höherer Zweck gedenkbar ſey, als Beſeligung alles deſſen, was einer Seligkeit fähig iſt. — Dieß erinnere ich um einiger Leſer willen, die die Glückſeligkeitslehren deßwegen für verdächtig halten, weil manche von Glückſeligkeit ſchwätzen, als wenn ſie in Befriedigung aller Neigungen und Lüſte beſtünde.

Alſo beſchäftigt ſich jeder zweckmäßige Unterricht von Philoſophie (das, was man gewöhnlich Philoſophie nennt) nur mit der Glückſeligkeit des Menſchen.

Jeder Unterricht von Philoſophie iſt — alſo Glückſeligkeitslehre — oder dieſes Namens unwerth.

Wenn man an dieſem richtigen Maßſtabe die meiſten ſogenannten philoſophiſchen Lehrbücher, Abhandlungen ꝛc. abmißt: wie wenige werden ihre Prätenſionen „auf Philoſophie" geltend machen?

Was alſo die Grundſätze der Weisheit, die Glückſeligkeitslehren nicht vollzähliger, beſtimmter, überzeugender, einleuchtender, noch das Streben, dieſelben zu befolgen, lebendiger und unermüdlicher, was weder das Erkennen, noch das Thun vollkommener machen kann, gehört gar nicht in das Gebiet der Weisheitslehre, der Glückſeligkeitslehre (oder des Unterrichts von Philoſophie).

Der echte, des Namens werthe Philoſoph ſucht alſo ſtets weiſer zu werden:

Erſtens: durch eigene Beobachtungen, Erfahrungen, Bemerkungen, Verſuche: alſo gehört das Erfahrungsfach weſentlich zur Philoſophie, und zum Unterrichte von Philoſophie. Denn Erfahrung iſt erſte Quelle der Weisheit, und Weisheitsliebe iſt Philoſophie, und Weisheitslehre iſt Unterricht von Philoſophie.

Zweitens: durch fremde, beurkundete Erfahrungen, Bemerkungen, Verſuche, Selbſtgefühle, Ereigniſſe, d. h. durch Geſchichte, durch Belehrungen. Enge, gar enge ha-

ben also jene das Gebiet der Philosophie umgrenzet, die das große Feld der Erfahrung davon abgeschnitten, und nur jenes der Vernunft, der raisonnirenden Kraft des Menschengeistes, stehen ließen.

Drittens: durch wahrheitliebendes Nachdenken über alle Fakta. Das große Fach der Geschichte gehört wesentlich zur Philosophie und zum Unterrichte von Philosophie. Denn Geschichte ist auch Quelle der Weisheit, und Weisheitsliebe ist Philosophie, und Weisheitslehre ist Unterricht von Philosophie.

Viertens: durch Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, durch Wahrheitssinn; und

Fünftens: vorzüglich durch das Thun dessen, was er für gut und edel hält. Daher haben jene das Gebiet der Philosophie gar zu enge umgrenzet, die das große Feld der Geschichte davon abgeschnitten, und nur jenes der raisonnirenden Kraft des Menschengeistes anzubauen unternahmen.

Also gehört auch Glaube, das heißt, die Belehrungsfähigkeit des guten Menschen durch fremde Erfahrungen, durch Geschehenes u. s. w. wesentlich zur Philosophie und zum Unterrichte von Philosophie. Denn arm ist unsere Weisheit ohne Geschichte, und unnütz alle Geschichte ohne Ausscheidung des Unglaubwürdigen, und ohne glaubige Annahme des Glaubwürdigen, d. h. ohne vernünftigen Glauben.

Also enge, gar zu enge haben alle die das Gebiet der Philosophie umgrenzt, die das Glaubensfach, d. h. die Belehrungen durch Geschichte (etwa auch durch die Geschichte höherer Offenbarungen) davon weggeschnitten, und nur zur Kultur der raisonnirenden Kraft des Menschengeistes ermuntert haben.

Also gehört das Gebiet des allgemeinen gesunden Verstandes, alle die Menschengefühle vom Wahren, Guten, Edlen, Schönen, die sich zu allen Zeiten unter kultivirten Menschen erhalten haben, und erhalten werden, wesentlich zur Philosophie.

Also enge, gar zu enge haben alle die das Gebiet der Philosophie umgrenzt, die das Feld des verschrieenen sensus communis davon abgeschnitten haben.

Also gehört alles Wahre und Gute, wessen Herkommens es immer ist, wenn es nur erkennbar ist, und das Menschengeschlecht besser, weiser, glücklicher machen kann, ohne Ausnahme zur Philosophie und zum Unterrichte von Philosophie: es mag durch Erfahrung oder Zeugniß, gesunden Verstand oder scharf entwickelte Vernunft, durch natürliche Kräfte des Menschenverstandes oder höhere Offenbarung, durch Nachdenken oder Thun erkannt worden seyn.

Also kann kein Sterblicher Philosoph im ältesten, reinsten, besten Sinne des Wortes, Weisheitsfreund heißen, der gleichgültig ist gegen irgend eine alt- oder neueröffnete Weisheitsquelle.

Also der ist der größte Philosoph im ältesten, reinsten, besten Sinne des Wortes, welcher alle Weisheitsquellen auf das Beste benützet, d. h. für Verstand und Herz daraus schöpft, und redlich mittheilt, was er weiß, und lebet nach dem, was er weiß oder ahnet.

Die Dinge erscheinen uns ganz anders, wenn wir uns überwinden können, alle die Vorstellungsarten, die die Schulen nach und nach in Umlauf gebracht haben, zu vergessen (als wenn sie nicht einmal existirten), und unsere Begriffe auf die ursprüngliche Bedeutung der Worte zurückführen.

Was gewinnen wir aber durch diese mühsame Arbeit? Recht viel, und von diesem recht vielen will ich nur das Nächste berühren.

Erstens: gewinnt unsere Ueberzeugung von der Sache einen so festen Fuß, daß wir uns durch das bald zum Lob, bald zum Tadel mißbrauchte Wort, Philosophie, nimmer schrecken, und auf dem Wege zur Weis-

heit nimmer irre machen lassen. Denn wir haben durch diese Untersuchung gelernt, daß es nicht nur den Meinungen, sondern auch dem Worte, Philosophie, gegangen sey, wie dem Hute.

Zweitens: lernen wir je länger, je richtiger einsehen, daß es mit der sogenannten Systemphilosophie nichts so unwandelbares sey, als einige Schriftsteller dieser Art gern daraus machten: indem schon der Begriff der Wissenschaft nicht nur äußerst willkührlich sey, sondern sogar außer dem Gebiete der Bedeutungskraft des Wortes liege.

Drittens: lernen wir auf die Losreissung der Erkenntnißzweige von Einem gemeinschaftlichen Stamme je länger, je mehr aufmerksam seyn, und das Willkührliche dieser Trennung von der Einheit der Erkenntniß sorgsam unterscheiden.

Viertens: werden wir vor dem fürchterlich verwüstenden Stolze der einseitigen Gelehrsamkeit frühzeitig bewahrt; so haben die sogenannten Philosophen die sogenannten Theologen, und die sogenannten Historiker die sogenannten Spekulanten von jeher verachtet, und umgekehrt.

Nun diese auf Einen losgerissenen, selbstgewählten Erkenntnißzweig stolze, und gegen alle übrige Erkenntnißzweige kalte Selbstgenügsamkeit der gelehrten Zünfte erscheint in ihrer ganzen Dürftigkeit jedem, der den reinsten, ältesten Begriff der Philosophie rein aufgefaßt, und sich davon überzeugt hat, daß Erfahrungs-, Geschicht-, Vernunft- und That-Weisheit im Grunde den nämlichen Anspruch auf Philosophie machen können.

Fünftens: werden wir daran gewöhnt, das zerstreute Gute und Wahre, das unter allerlei Gestalten, in allerlei Fächern, in allerlei Zuschnitten vorkommt, mit festem Blick anzuschauen, und unserm Erkennen einzuverleiben.

Sind diese Vortheile nicht groß genug, um die Mühe bei dergleichen Betrachtungen zu belohnen?

Die Philoſophie im engern Sinne des Wortes wäre alſo jene Weisheitsliebe, die ſich das mühſam vergleichende, ſcharf entwickelnde, tiefforſchende, ſtufenweiſe fortſchreitende Selbſtdenken über die Natur der Dinge, und vorzüglich über die Beſtimmung des Menſchen zum Hauptgeſchäfte machte.

Siehe da den Grenzpunkt, bis wohin ſich der reinſte Begriff von Philoſophie dem Schulbegriffe nähern kann.

Allein, was wäre alles Selbſtdenken, wenn es nicht von Erfahrung ausgienge, auf den ſchlichten Menſchenverſtand zurückſähe, und an der Geſchichte eine ſtete Leiterin hätte?

So kann demnach die Philoſophie, auch im modernen Sinne, ſich ſo wenig mit der „Vernunft-Weisheit" allein und ausſchließungsweiſe beſchäftigen, ſo wenig ſich die Vernunft ohne Beobachtung und Belehrung ꝛc. entwickeln kann.

Was von der Philoſophie überhaupt, gilt auch von der Moralphiloſophie insbeſondere; denn alle Philoſophie, die des Namens werth ſeyn ſoll, iſt Weisheitsliebe, Glückſeligkeitsliebe, und aller Unterricht von Philoſophie, Weisheitslehre. Nun aber iſt unter Weisheitslehren, Glückſeligkeitslehren ein auffallender Unterſchied: entweder berühren ſie den Hauptpunkt, die Glückſeligkeit, nahe, näher, recht nahe, oder nur in größern Entfernungen.

So iſt beſſere Vernunftlehre offenbar ein Zweig der Glückſeligkeitslehre. Aber ſie hat es nicht unmittelbar mit der Glückſeligkeit ſelbſt zu thun, ſondern mit den Kennzeichen der Wahrheit. So iſt die nützlichere Naturlehre offenbar ein Zweig der Glückſeligkeitslehre. Aber ſie hat es nicht unmittelbar mit der Glückſeligkeit ſelbſt zu thun, ſondern mit den Naturgeſetzen der Körper. Bei alle dem läßt ſich ein Unterricht denken, der es unmittelbar mit der Glückſeligkeit des Menſchen zu thun hätte.

Aus diesem Grunde kann aller Unterricht von Philosophie in zweierlei Klassen gesondert werden. Jener von der erstern Art beschäftigt sich mit wahren, nützlichen Kenntnissen, die zwar mit der Glückseligkeit in einiger Verbindung stehen, aber sie nicht unmittelbar berühren, und heißet deßhalb Glückseligkeitslehre im weitern Sinne. Der von der zweiten Art macht sich die Untersuchungen von der Glückseligkeit des Menschen zum unmittelbaren Geschäfte, und heißet deßhalb Glückseligkeitslehre im engern Sinne.

Diese Glückseligkeitslehre im engern Sinne ist eben das, was die Schule Moralphilosophie nennt (weil die Sitte, das sittliche Betragen, die Freithätigkeit des Menschen, die Mores in engster Verbindung mit der Glückseligkeit des Menschen stehen), eigentlich Unterricht von Moralphilosophie, Anleitung zur Moralphilosophie nennen sollte.

Da aber auch in dem gewöhnlichen Unterrichte von Moralphilosophie vieles vorkommt, das nicht zunächst mit der Glückseligkeit des Menschen in Verbindung stehet, so denke ich mir eine Glückseligkeitslehre im engsten Sinne, die alle Erklärungen, Untersuchungen, Bestimmungen wegläßt, die nicht geradezu auf wahre Glückseligkeit des Menschen ausgehen. Und nur zu einer solchen sollen diese Bogen Einleitung seyn.

Die Anleitung zur Moralphilosophie hat bereits gar eigene Schicksale erfahren. Ich will nur von zweien reden.

1) Man wollte die Moral für Nichtchristen brauchbar machen, und sonderte also die sogenannte rein philosophische Moral von der christlichen. Wäre man strenge bei dem Gedanken: Nur Vernunftmoral, nur Vernunftmoral, geblieben: so würde aus dem hellen Mittage ein Lämpchen mit schwachem Scheine geworden seyn. Aber man blieb nicht dabei. Man nahm (wie es Locke richtig bemerkt und redlich gesteht) das Licht verstohlener Weise, ohne es selbst zu wissen, aus

dem Evangelium, und schrieb der Vernunft die Helle zu, die man dem Evangelium abgeborgt hatte. Und so ward aus dem dürren Gerippe von Sittenregeln ein gesundes Corpus von Vernunftmoral, mit dem einzigen Fehler, daß es statt Vernunftmoral hätte heißen sollen: „Moral des Christenthums, mit philosophischen Ideen verwebt, und der Vernunft als Erfinderin zugeschrieben."

2) Man gieng noch weiter, und wollte die Moral auch für Atheisten brauchbar machen. Also ward die Natur Gesetzgeberin, weil man die Idee von Gottes Gesetzgebung nicht mehr brauchen durfte. Also wurden die Folgen der Tugend und des Lasters nur in die kurze Linie von der Wiege bis zum Grabe — eingeschränkt, und von dem Gedanken an eine gesetzgebende Macht, die diese Folgen als Strafen und Belohnungen in den Lauf der Dinge eingeflochten, isolirt. Da verlor die Moral alle Sehnen und Muskeln. Die Moral ward zum Uhrzeiger, der die Stunden zeigen sollte — aber die schwersten Gewichte, die das Uhrwerk treiben sollten, waren ausgehängt.

3) Ich will über beide Versuche meine Betrachtungen herſetzen.

Was das Erste betrifft, die Trennung der bloß philosophischen von der christlichen Moral, so ist es

erstens: nicht zu übersehen, daß diejenigen, die als Erwachsene diese Trennung vornahmen, in der Jugend schon die christliche Moral, wie sie im Katechismus enthalten war, auswendig gelernt hatten; daß sie also gar leicht manche Wahrheit, die sie bloß um des Katechismus willen glaubten, für das Resultat einer Demonstration halten konnten.

Zweitens: ist es nicht zu läugnen, daß, seitdem das Christenthum dem menschlichen Verstande einen eigenen Impuls zum Nachdenken, eine eigene Richtung zum Forschen, und einen so reichen Stoff zum Prüfen gegeben hatte, und als ein Sauerteig der Masse mensch-

licher Vorstellungsarten beigemischt worden, daß es seit dieser Zeit unendlich schwerer geworden sey, auszumachen:

„Das hat die menschliche Vernunft erfunden; —
Das hat sie nicht erfunden."

So wie es im Falle, daß einer sehr viele und zusammengesetzte Arzneien zu sich genommen hätte, und endlich nach vielen Monaten dadurch genesen wäre, schwer zu bestimmen seyn dürfte, was und wie viel ein jedes Ingrediens zur Genesung beigetragen.

Drittens: scheint es mir äußerst unnatürlich und nicht rein von aller Affektation zu seyn, daß ein öffentlicher Lehrer oder Schriftsteller, der sein Publikum zur philosophischen Moral anleitet, der überzeugt ist von der Wahrheit des Christenthums, in allen seinen Vorträgen über die Glückseligkeit des Menschen sich so geberde, als wenn nie ein Christenthum in der Welt existirt hätte; sich so geberde, als wenn er vor dem Strahle des Evangeliums den philosophischen Hörsaal nicht sorgsam genug verbalken könnte; zumal uns, auch nach seiner Ueberzeugung, das Christenthum über die Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen so große Aufschlüsse geschenkt hat.

Viertens: halte ich es für eine unumgängliche Pflicht eines jeden Schriftstellers und Lehrers, daß er seinem Publikum das Beste mittheile, d. h. was er für das Beste, und das Beste für sein Publikum hält. Aus diesem Grunde halte ich mich denn verpflichtet, in Darlegung der sogenannten philosophischen Moral nicht nur Rücksicht, sondern stete Hinsicht auf das Christenthum zu nehmen. Dessen ungeachtet bin ich weit entfernt, Jemand zu tadeln, der vom Gegentheile überzeugt, das Bächlein seiner Vernunftmoral immer gern rein und unvermischt fortleitete, und waches Auge darüber hielte, daß es nirgends einen geheimen Zufluß vom Strome der christlichen Moral bekäme, noch weniger mit demselben vermischt würde, und in demselben sich verlöre. Ich ehre die vortrefflichen Männer, die dieser Meinung sind, ob ich gleich einer andern bin.

4) Was das Zweite betrifft, nämlich die Idee einer Moral, die auch für Atheisten brauchbar wäre; so heißt dieses so viel:

Weil unter den Menschen einige Blinde sind: so wollen wir nie ein Wort von den Wohlthaten sagen, die den Sehenden durch das Auge zu Theil werden; so darf in der Physik keine Sylbe vom Lichte, von den Farben, von dem Regenbogen, von der Optik, Katoptrik, Dioptrik, von Ferngläsern, Sonnenmikroskopen u. s. f. gesagt werden — „denn die Vorlesungen aus der Naturlehre müssen auch für Blinde brauchbar seyn.“ Das heißt so viel: weil unter den Menschen einige ohne Füße sind, und sich mit Krücken oder hölzernen Füßen behelfen müssen, so wollen wir kein Wort von der Wohlthat der gesunden Beine sagen, nichts von den Verrichtungen, wozu gesunde, feste Beine erfordert werden, sondern nur von dem, was sich durch Krücken und hölzerne Füße ausrichten läßt — „denn die Vorlesungen von dem menschlichen Körper müssen auch für Lahme unterhaltend seyn.“

Im Grunde betrachtet, ist das Menschenherz ohne Glauben an Gott ungleich übler daran, als ein Mensch ohne Augen, ohne gesunde Beine.

Ueberhaupt scheint es mir, in Hinsicht auf Atheisten, der beste Rath zu seyn: öffne dem Atheisten, wenn du etwas bei ihm vermagst, das Ohr, daß er höre die laute Naturpredigt:

„Es ist ein Gott;“

dann wird er auch folgen der andern Naturpredigt:

„Sey mäßig, dienstfertig, aufrichtig“ u. s. w.

Wahr ist's, ein Atheist, der die Staatsgesetze befolgt und sich ruhig hält, ist immer besser daran, als ein andrer, der das Volk aufwiegelt. Aber, gleichwie man in einem wohlgeordneten Staate um eines Rebellen willen keine besondere Landesverordnung für die übrigen Bürger macht: so ist es auch nicht räthlich, um weniger Unglücklichen

lichen willen, die nicht an Gott glauben, die Moral, für Menſchen beſtimmt, für Atheiſten brauchbar zu machen.

So wenig man in einer Familie um eines kranken Dienſtboten willen, der keine Speiſe genießen kann, die ganze übrige Menge Hunger leiden läßt; ſo wenig darf eine Moral, beſtimmt zur Erweckung und Unterſtützung tugendhafter Geſinnungen unter den Menſchen, arm an Nahrung für den Gottesverehrer eingerichtet werden, um auch für den Atheiſten, der dieſe Speiſe nicht genießen kann, brauchbar zu ſeyn.

„Aber die Regeln des Guten: ſey mäßig, ſey beſcheiden ꝛc., ſind auch Regeln für den Atheiſten, wie für den Gottesverehrer.“

Antwort: Sie ſind Regeln, und ſind keine Regeln. Sie ſind Regeln, inſofern z. B. der Rauſch dem Atheiſten, wie dem Gottesverehrer Kopfſchmerzen verurſachet. Sie ſind keine Regeln, weil jede Regel, um Regel zu ſeyn, von einem Verſtande hätte müſſen gedacht werden, der ſie zur Regel machte. Nun erkennet der Atheiſt keinen Verſtand, der dieß Weltall angeordnet, und den Kopfſchmerz als Folge des Rauſches in den Gang der Dinge eingeflochten hat. Alles, was iſt, iſt ihm das Werk der blinden Nothwendigkeit, alſo nicht das Werk des Verſtandes, nicht nach Plan, nicht nach Regel geordnet.

Wenn man beſtimmt reden wollte, müßte man ſagen: der Atheiſt hat Gründe, mäßig zu ſeyn, aber keine Regel. Das Aeußerſte zugegeben, wenn es für ihn auch Regeln gäbe, ſo giebt es wenigſtens für ihn keine allgemein hinlängliche Beweggründe, und beides gehört doch zum Weſen des Geſetzes: die Richtigkeit der Regel für den Verſtand, und die Kraft der Beweggründe für den Willen.

Eine gemeinnützige Anleitung zur Moralphiloſophie ſoll alſo

1) auf den Glauben an eine Gottheit gebaut werden;

2) und darf wohl auch auf das Christenthum*) Rücksicht nehmen, ohne Furcht, etwas von ihrem Werthe zu verlieren.

Um aber nicht die Grenze der sogenannten philosophischen Moral und der christlichen eigenmächtig einzureißen, wird man dem Begriffe von jener, im Gegensatz gegen den Begriff von dieser, wohl noch diese Einschränkung geben müssen.

Die Anleitung zur Moralphilosophie ist

1) Glückseligkeitslehre, im engsten Sinne des Wortes,
2) aus Erfahrung, Geschichte, Vernunftgründen,
3) mit Rücksicht auf das Christenthum.

Die christliche Moral hingegen ist

1) Glückseligkeitslehre, im engsten Sinn,
2) aus den Offenbarungsurkunden des Christenthums,
3) mit Rücksicht auf Erfahrung, Geschichte, Vernunftgründe.

Die Glückseligkeitslehre oder die Moralphilosophie legt einige Wahrheiten zum Grunde, auf denen die Kraft der Weisheitslehren, und vornehmlich der Beweggründe zum Rechtverhalten beruhet, und setzt den ausführlichen Beweis derselben voraus; andere untersuchet sie ex instituto, d. h. als Glückseligkeitslehre. Jene gehören mit zur Einleitung in die Glückseligkeitslehre, diese machen die Glückseligkeitslehre selbst aus.

Wahrheiten, die die Glückseligkeitslehre zum Grunde legt, und deren ausführlichen Beweis sie voraussetzt:

1) Es ist Gott.
2) Es ist Ein Gott.

*) Ich setze Leser voraus, die an das Daseyn der Offenbarung glauben.

5) Der Geiſt, der den Menſchenkörper beſeelt, und deßhalb Menſchenſeele heißt, iſt freithätig,

4) und unſterblich, ewiglebend.

5) Alle Dinge ſtehen unter Aufſicht, Ordnung und Leitung einer höchſt weiſen und allmächtigen Güte.

6) Es giebt jenſeits des Grabes einen vollkommenen Allvergeltungszuſtand.

Jede Sittenlehre, die nicht auf dieſe Gründe baut, baut nach meiner Meinung mehr oder weniger auf Sand, und thut dem Menſchengeſchlechte ganz und gar nicht jenen Dienſt, den es von ſeinen beſſern und weiſern Gliedern erwartet.

Die Glückſeligkeitslehre ſelbſt hat nur zwei Dinge zu unterſuchen und zu beſtimmen:

erſtens: worin die wahre Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe;

zweitens: wie man dazu gelangen, ſich darin erhalten, und es darin immer weiter bringen könne. Das heißt: Glückſeligkeitslehre muß das Ziel zeigen, und den Weg zum Ziele. Dieß ſind die Aufgaben, deren Auflöſung man von ihr fordern kann. Thut ſie dieſen Forderungen genug: ſo hat ſie allen genug gethan, denen ſie ihrer Natur nach genug thun kann und ſoll. Das Ziel zeigen, und den Weg weiſen — mehr liegt nicht in ihrem Berufe.

Dieſe weſentliche Eintheilung war den Alten nicht unbekannt, und kann den Neuern nicht zuviel bedeutend ſeyn. Sie war den Alten nicht unbekannt. Schon dem Cicero, wie Garve ſchön bemerkt, mußte dieſe zweifache Idee vorgeſchwebt haben, da er zwei ſittliche Abhandlungen, de Finibus und de Officiis, ſchrieb. Die fines ſollten das Worin der Glückſeligkeit, und die officia das Wie derſelben angeben. Den Neuern kann dieſe Eintheilung nicht zuviel bedeutend ſeyn, weil ſie den Schriftſteller 1) von unnützen Spekulationen abhält, 2)

immer auf die Hauptfragen der Sittenlehre hinweist, und 3) in der Abhandlung die Verbindung der Einfachheit des Planes mit der Vollständigkeit des Inhalts möglich macht.

Um aber deutlich und bestimmt zu erkennen, worin die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe, muß zuerst untersucht werden, welcher Freude, welcher Glückseligkeit der Mensch fähig, empfänglich sey, und zweitens, was ihm diese Freude, diese Glückseligkeit geben, oder wenigstens dazu verhälflich seyn kann.

Ist einmal die Freudefähigkeit des Menschen und die Erfreuungskraft der Dinge in und außer ihm festgesetzt; ist einmal (man erlaube mir ein paar Ausdrücke, die bei all ihrer Härte wohl am bestimmtesten sagen, was ich sagen möchte) die Glückseligkeitsfähigkeit des Menschen und die Beseligungsfähigkeit der Dinge in und außer ihm bestimmt: so ist drittens die Frage: Worin besteht die Glückseligkeit des Menschen? schon so viel als aufgelöst.

Um die Glückseligkeitsfähigkeit des Menschen zu bestimmen, müssen, nach meiner Idee,

1) die Triebe der Menschennatur;

2) die Bedürfnisse, die aus diesen Trieben entstehen;

3) die aus mannigfaltiger Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Triebe entstehenden Gemüthszustände des Menschen;

4) die ganze Würde des Menschen;

5) und seine volle Bestimmung untersucht werden.

Um die Beglückungs- oder Beseligungsfähigkeit alles dessen, was Freude ist oder machen kann, festzusetzen, soll

1) der Unterschied des Guten und Bösen,

2) die Summe aller Menschenfreuden,

3) das Kennzeichen einer wahren Menschenfreude,

4) der Einfluß der vornehmsten Dinge auf das Wohl und Wehe des Menschen,

5) die Summe aller Störungen und Hindernisse im Freudengenusse bestimmt werden.

Um in der Entwicklung des Begriffes von Glückseligkeit des Menschen glücklich zu seyn, müssen wir jene, die er hienieden erlangen kann, von einer andern, deren er etwa erst jenseits des Grabes fähig seyn oder werden mag, genau unterscheiden.

Der Abriß des ersten Theils wäre also dieser:

Erstes Hauptstück: Von der Seligkeits- oder Freudefähigkeit des Menschen.

§. I. Von den Trieben der Menschennatur.

§. II. Von den Bedürfnissen, die aus diesen Trieben entstehen.

§. III. Von den verschiedenen Gemüthszuständen, die aus Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Triebe entstehen.

§. IV. Von der Menschenwürde.

§. V. Von der Bestimmung des Menschen.

Zweites Hauptstück: Von der Beseligungsfähigkeit der Dinge in und außer dem Menschen.

§. I. Von dem Unterschiede zwischen dem Guten und Bösen.

§. II. Von der Summe aller Menschenfreuden.

§. III. Von dem Kennzeichen einer wahren Menschenfreude.

§. IV. Von dem Einflusse verschiedener Dinge auf Menschenwohl und Menschenwehe.

§. V. Von der Summe aller Störungen und Hindernisse im Freudengenusse.

Drittes Hauptstück: Von dem vollständigen Begriffe der menschlichen, hienieden erreichbaren Glückseligkeit. (Das Resultat des ersten und zweiten Hauptstückes.)

Erſtes Hauptſtück.

Von den Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Natur zum ſeligen Leben.

Bonum est enim aliquod homo et melius quam pecus, ex eo, quo est praecepti capax. Et hoc melius, cum praeceptum jam cepit. Rursus hoc melius, cum praecepto paruit. Et ex his omnibus melius, cum aeterno lumine sapientiae beatus est. Peccatum autem malum est in negligentia, vel ad capiendum praeceptum, vel ad observandum, vel ad custodiendam contemplationem sapientiae.

August. de libr. arbitr. Lib. III. cap. XXIV.

Gut iſt der Menſch und beſſer als das Thier ſchon deßwegen, weil er fähig iſt eines Geſetzes, und noch beſſer iſt er, nachdem er das Geſetz erkannt hat; und noch beſſer, wenn er dem erkannten Geſetze huldiget, am allerbeſten aber, wenn er im ewigen Lichte der Weisheit ſelig iſt. Das Uebel der Sünde hingegen beſteht in der Nachläſſigkeit, entweder das Geſetz zu erforſchen, oder daſſelbe zu beobachten, oder die Anſchauung der Weisheit zu bewahren.

Erſter Abſchnitt.

Von den Kräften und Trieben der menſchlichen Natur.

Erſtes Kapitel.

Einheit und Verſchiedenheit menſchlicher Triebe.

Ich bin, und bin ein Menſch — denke, will, handle wie ein Menſch, oft, ohne recht zu wiſſen, was ich wolle; noch öfter, ohne zu wiſſen, was mich zum Wollen treibe; und manchmal auch mit hellem Bewußtſeyn deſſen, was ich will, und was mich zum Wollen treibt. Wenn ich dieſe meine Handlungen zergliedere, ſo komme ich auf Kräfte, die ſie hervorbringen, und auf Triebe, die die todten Kräfte anregen und beleben, und von dem, wozu ſie neigen, Neigungen heißen können.

Die Triebe der menſchlichen Handlungen haben ein Mancherlei, das ſich kaum zählen, und ein Einerlei, das ſich leicht nennen läßt. Es iſt mit dem Viel und Wenig der Triebe, wie mit den Theilen eines Apfels. Je kleiner die Schnitte, die das theilende Meſſer macht, deſto mehr Theile. Es gehört dieſes mit zur Spielkraft der menſchlichen Vernunft, daß wir die Theile durch eingeſchränktere Benennungen vermehren, und durch allgemeinere vermindern können, woran freilich am wenigſten gelegen ſeyn mag. Sieht man aber theils auf das Mannigfaltige, theils auf das Geheime der Triebfedern, die die menſchlichen Handlungen bewirken helfen, ſo kann man den Menſchen mit aller Wahrheit nennen: einen Abgrund der Triebe; welcher Abgrund das Menſchenherz für Menſchen ſo unerforſchlich macht.

Das Mancherlei der menschlichen Triebe hat wenigstens unsere Wörterbücher mit vielen Wörtern bereichert. Man lieset darin von Selbstverhaltungs-, Beschäftigungs-, Selbstvervollkommnungs-, Mittheilungs-, Freiheits-, Nachahmungs-, Erkenntniß-, Religions-, Gewissens- und Hoffnungstrieben; von Geschlechts- und Vergnügungstrieben; von Trieben nach Besitz, Eigenthum, Genuß, Ehre, Ansehen, Obergewalt; von Trieben zur Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Vaterlands-, Verwandten-, Kosmopoliten-Liebe; von Trieben zum Wunderbaren, Großen, Wohlanständigen u. s. f.

Alle diese Triebe haben Einen auffallenden Unterschied. Einige treiben unmittelbar zum Wohlseyn, es sey mein eigenes oder fremdes, wahres oder scheinbares, vorübergehendes oder dauerndes, des Körpers oder des Geistes; andere treiben unmittelbar zu dem, was mich des Wohlseyns erst recht fähig macht — zum Gutseyn.

Zweites Kapitel.

Vom Seligkeits- und Sittlichkeitstriebe, und ihrem Verhältnisse zu einander.

Was das wahre Gutseyn und Wohlseyn meiner Natur sey, ist die eigentliche Aufgabe dieser Untersuchung. Ich will hier nur so viel von beiden sagen, was als ausgemacht angenommen und vorausgesetzt werden darf.

Bei dem Wohlseyn denkt sich jeder etwas, was wir in Hinsicht auf den Gegenstand angenehm, in Hinsicht auf die Empfindung Freude, Zufriedenheit, und in Hinsicht auf den Ausdruck des innern Zustandes Fröhlichkeit, Frohseyn nennen. Unter Wohlseyn versteht jeder die Befriedigung seiner Wünsche, Neigungen, oder eine Hoffnung dazu. — Und wie wir alle unter dem Worte, weiße Farbe, weiße Farbe verstehen, ohne vieler Erläuterung zu bedürfen, daß diese Farbe weiß sey:

so wissen wir alle, daß Wohlseyn ein Zustand der Freude, der Zufriedenheit sey.

Ueber das, was es heiße: Gutseyn, ließe sich vielleicht noch mehr fragen. Aber, wer nur darnach fragt, um darnach trachten zu können, wird bald genug gefragt haben. Soviel wird vorläufig jede Partei leicht eingestehen: Der Mensch hat 1) die Idee von etwas in sich, das wir gut nennen. Dieses Gute wird 2) nicht wirklich ohne Gebrauch des Willens, und nicht ohne Gebrauch des Willens, den wir freithätig nennen, ist also sittlicher Natur. Dieses Gute erwirbt 3) dem, der es hat, Achtung von jedem, der es kennt und zu schätzen weiß; macht den Besitzer achtungswürdig. Man kann sich mit dem, welchem wohl ist, freuen; aber gegen den, der gut ist, hat man Hochachtung. Dieß Gute giebt 4) dem, der es hat, auch eine eigene Liebenswürdigkeit in den Augen dessen, der gut genug ist, den Menschen um seines Gutseyns willen zu lieben. Dieß Gute ist 5) für jeden, der es noch nicht hat, ein Soll, das wir Gesetz, Gebot, oder wie immer nennen. Dieß Gute verschwindet 6) nicht mit der guten Handlung, sondern bleibt eine Eigenschaft des Geistes, ist ein Seyn, das zwar zerstört werden kann, aber doch nicht mit der Handlung dahin ist. Dieß Gute mag 7) immer mit einer Art Wohlseyn verbunden seyn; ist aber doch nicht das Angenehme selbst, das fehlen, und auch mit dem Gegentheile des Guten verknüpft seyn kann. Dieß Gute ist 8) anfangs schwer zu erringen, wird aber durch Uebung immer leichter. Dieß Gute ist 9) unzähliger Stufen fähig, kann rein, unrein, reiner, unreiner ꝛc. seyn. Dieß Gute macht 10) mich eines eignen Wohlseyns fähig, das dem Guten aus Erfahrung bekannt ist, und dem, der nicht gut ist, nicht beschrieben werden kann. Dieß Gute hat 11) die Eigenschaft, daß wir uns dessen nicht zu schämen haben, es auch nie bereuen dürfen. An diesen Kennzeichen läßt sich das Gutseyn klar genug erkennen von dem, der es erkennen will.

In sofern die Menschen das Wohlseyn dauerhaft und herrschend denken, nennen sie es Glückseligkeit; und

in sofern sie bei der Glückseligkeit eine Dauer ohne Ende, eine Allgemeinheit in Befriedigung aller Wünsche, und eine solche Größe, die alles Lästige und Mangelhafte ausschließt, denken, nennen sie es Seligkeit. So ändert sich auch die Sprache bei dem Begriffe von Gutseyn. In sofern sie ein solches Gutseyn denken, das der reinen Idee des Guten durchaus angemessen wäre, und weder in Gesinnung, noch in Handlung, weder im Genießen, noch im Entbehren, weder im Denken, noch im Wünschen davon abwiche, nennen sie es Heiligkeit. Und in sofern sie beim Gutseyn an Heiligkeit und beim Wohlseyn an Glückseligkeit denken, nennen sie jenes Vollkommenheit des Gutseyns, und dieses Vollständigkeit des Wohlseyns. Dieß sey nichts, als Historie der Benennungen!

In sofern das Gutseyn mich eines besondern Wohlseyns fähig macht, reduzirt wohl selbst die Natur der Dinge alle Triebe des Menschen auf den Glückseligkeitstrieb. Und, wenn man nach dem letzten Zwecke der menschlichen Handlungen forscht, so ist es mehr als nur Anschein, daß die meisten Menschen wirklich, und in der That alle ihre Triebe auf den Glückseligkeitstrieb reduziren. In dieser zweifachen Hinsicht sind alle Triebe der menschlichen Natur Ein Glückseligkeitstrieb.

Drittes Kapitel.

Von der Selbstliebe nach ihren verschiedenen Erscheinungen.

Weil Einige beobachtet haben, daß die meisten Menschen mehr ihr Wohlseyn, als ihr Gutseyn suchen, und wohl die meisten auch das Gutseyn bloß um ihres Wohlseyns willen suchen; so wurden sie so kühn, den Zustand ihres Gemüthes der Natur als Wesen zu unterschieben, und lehrten: Der Mensch thue nicht nur Alles um seines Wohlseyns willen, sondern er müsse auch Alles um seines Wohlseyns willen thun. Und dieß, sagten sie, sey die

Selbstliebe, die das Triebrad aller menschlichen Handlungen wäre.

Um Niemanden Stoff zum Zanke zu geben, indem ich den Leser gerade von allem Zanke abführen möchte, erinnere ich hier nur das Nöthigste, das uns zu neuer Achtung gegen das Gutseyn bewegen kann, und feuerfest gegen alle Zanksucht machen soll; denn zanken macht uns nicht besser, gewiß nicht glückseliger; und zanksüchtig seyn gehört wohl gar unter die schlimmsten und schädlichsten Dinge.

Es giebt offenbar 1) eine Selbstliebe, die nur das Gelüst nach sinnlichem Wohlseyn herrschen läßt, ohne sich selbst zu fragen, ob das Wohlseyn wahr, dauerhaft sey, ohne selbst die körperliche Gesundheit und das Leben zu schonen. Diese Selbstliebe will nur Genuß, und nur sinnlichen Genuß, und immer Genuß. Diese Selbstliebe weiß ich nicht anders, als ganz rohe, blinde, thierische Selbstsucht zu nennen. Wen diese Selbstsucht beherrscht, der ist mehr Thier als Mensch, und sie ist es eigentlich, die die Zahl der Thiere unter Menschen so groß, und die Zahl der Menschen unter Menschen so klein macht.

Es giebt offenbar 2) eine Selbstliebe, die im Genusse eine Mäßigung, eine Beschränkung der Lust, d. h. eine Art Selbstverleugnung gebeut, aber bloß deßwegen gebeut, damit der Körper desto länger zum Genusse brauchbar bleiben, und systematisch den Vergnügungen der Sinne dienen könne, und nur alsdann Mäßigung, Beschränkung der Lust — eine Art Selbstverläugnung gebeut, wenn der Lust nicht zu viel versagt werden darf, und das Opfer, das man der Gesundheitssorge bringen muß, für die wirklich gebietende Lust nicht zu groß ist. Diese Selbstliebe ist weiter nichts, als eine etwas verfeinerte Eigenliebe.

Es giebt offenbar 3) eine Selbstliebe, die das Wohlseyn der menschlichen Natur im Ernste suchet, und auch nach Gutseyn trachtet, aber vorzüglich nur deßwegen nach Gutseyn trachtet, weil es ein Kapitalfond ist, aus

dem reiche Zinsen des Wohlseyns gezogen werden. Gutseyn ist also dieser Selbstliebe fast nur Mittel zum Zwecke, und der höchste Zweck ist Wohlseyn. Diese Selbstliebe kann wohl nichts anders, als die feinste Selbstliebe genannt werden. Es ist ihr keine Mühe zu peinlich, kein Opfer zu groß, um gut zu handeln; aber es ist doch in einem solchen Menschen mehr die Klugheit, die die Folgen der Handlung kalkulirt, als das Gutseyn, was die wirkliche Handlung bestimmt.

Viertes Kapitel.

Von der uneigennützigen Liebe, und ihrem Verhältnisse zum Sittlichkeits- und Seligkeitstriebe.

Es giebt noch eine vierte Art der Liebe im Menschen, wenn nicht in allen, doch in einigen auserwählten Menschen, wo nicht in der Wirklichkeit, doch gewiß der Möglichkeit nach, welche vom Einflusse auch der feinsten Selbstliebe unabhängig ist. Ich denke mir nämlich einen Geist, der nach dem Gutseyn strebet, ohne dieses Streben von der Triebfeder des Wohlseyns bestimmen zu lassen. Dieß Gutseyn hieße ein lauteres Gutseyn. Es haben sich ehemals die Köpfe über die Möglichkeit eines solchen Gutseyns entzweit; aber worüber haben sich denn die Menschen nicht entzweit? — So viel liegt außer den Grenzen des Streites: 1) Ein einziger Mensch, in dem dieses Gutseyn existirte, würde allen den Disputen über die Möglichkeit desselben ein Ende machen. 2) Offenbar könnte dieses Gutseyn von keinem errungen werden, der sich nicht schon durch heldenmüthigen Widerstand gegen alle Regungen der rohen, der feinen und der feinsten Selbstliebe eine Unabhängigkeit von der Uebermacht dieser Regungen erstritten hätte. 3) Da sich der Mensch durch Widerstand von den Einflüssen der rohen Selbstliebe losmachen kann; so liegt in dem Gedanken, daß er sich durch fortgesetzten und verstärkten Widerstand auch von den Einflüssen der feinen und feinsten Selbstliebe losmachen könnte, wenigstens nichts, das seiner Natur wider-

ſpräche. 4) Wenn ein ſolches Gutſeyn, das von allen Einflüſſen aller Selbſtliebe rein wäre, irgend in einem Menſchen exiſtirte; ſo würde wohl keine Vernunft Anſtand nehmen können, ſein Streben nach Gutſeyn vollkommen zu nennen. 5) In ſofern ein Menſch in ſeinem Streben nach Gutſeyn durch Widerſtand gegen alle Einflüſſe der Selbſtliebe eine Vollkommenheit erringen würde, die ihm keine Vernunft ſtreitig machen könnte, und die er durch die feinſte Selbſtliebe nicht erringen könnte: ließe ſich (wenn man nichts Wichtigeres zu thun hätte) ein ſchönes Paradoxon vertheidigen, daß nämlich die Beſiegung der Selbſtliebe, die Vergeſſenheit und Nichtachtung aller Folgen des Guten — im Eifer und Bemühen, dem Guten allein anzuhängen — die einzige rechte Selbſtliebe, das iſt, die rechte Vollkommenheitsliebe wäre. Dieſe Selbſtliebe, die in der gelehrten Welt unter dieſem Namen gar nicht bekannt iſt, nannte unſer göttliche Lehrer mit dem eigentlichen Worte Selbſthaß, weil man eigentlich das Niedere ſich verſagen, und es praktiſch haſſen muß, um das Beſſere lieben, achten, vollbringen zu können. Was 6) die Sache ſelbſt betrifft, ſo wird ſie weder unter der Firma der reinſten, ungekannten Selbſtliebe, noch unter dem Namen des Selbſthaſſes bei gewöhnlichen Menſchen ihr Glück machen. Die Menſchen nehmen lieber mit einer kleinen, bloß ſcheinbaren, in Jammer ausgehenden Glückſeligkeit vorlieb, als daß ſie der wahren nachſtreben ſollten.

Nach dieſen Umgrenzungen des Wortes: Selbſtliebe, liegt es helle da, was es heiße, die Selbſtliebe zum Grundtriebe der menſchlichen Handlungen machen.

1) Wer die Selbſtliebe der erſten Art, die rohe, die regelloſe Selbſtſucht, zum Grundtriebe der menſchlichen Handlungen machte, der machte die regelloſe Sinnlichkeit zur Regel des ganzen Menſchen, und ſpräche zu ihm: Menſch, ſey Thier! So ſprechen wird kein Menſch, der ſich nur einmal über den Kreis der thieriſchen Neigungen erhoben hat. Und wer ſich noch nicht über den Kreis der Thiere erhoben hat, wie darf der über die Na-

tur des Menschen richten? Wenn aber wenige Menschen so sprechen: Mensch, sey Thier! so fehlt es schon gar nicht an Menschen, die so handeln. Es fehlt also schon gar nicht an Menschen, die die thierische Selbstliebe praktisch zum Grundtriebe ihrer Handlungen machen. Und so gehörte dieses System mehr in die Naturgeschichte der Thiere, als in die Geschichte der Philosophen, von denen man nicht weniger fordern kann, als daß sie Menschen seyen.

2) Wer die Selbstliebe zweiter Art, die verfeinerte Eigenliebe, zum Grundtriebe der menschlichen Handlungen machte, der machte die Sinnlichkeit, die selbst noch unter keiner festen Regel stünde, und nur in leichten Fällen sich beschränken ließe, um desto unbeschränkter zu herrschen, zur Regel des ganzen Menschen — er spräche zu ihm: Mensch, sey Mensch, um desto glücklicher Thier seyn zu können! Auf diese Weise diente das, was allgemein als ein Vorzug des Menschen eingestanden wird, die Vernunft, dazu, daß der Mensch durch das, was ihn über andere Geschöpfe erhöhet, unter dieselben gesetzt würde. Das hieße wohl nicht den Grundtrieb der menschlichen Handlungen angeben, sondern das Prinzipium ihrer Degradation ausfindig machen. Und so eine Thorheit wird oder sollte wenigstens sich kein Lehrer der Weisheit zu Schulden kommen lassen.

3) Wer die Selbstliebe dritter Art, die feinste Selbstliebe, zum Grundtriebe der menschlichen Natur machte, müßte auf ein Gutseyn, das nur um seinetwillen geliebt und geachtet, gesucht und errungen würde, d. i. auf ein reines Gutseyn, Verzicht thun; müßte so geringe von der menschlichen Natur denken, daß er ihr die Fähigkeit absprächе, das Gute um seinetwillen zu lieben; müßte eingestehen, daß eine Art Eigennutz der Natur des Menschen wesentlich sey; müßte einbekennen, daß jede Freundschaft gegen einen Andern sich in eine Freundschaft gegen sich selbst, jede Großmuth sich in kleinliche Selbstsucht, und jede Tugend sich in Klugheit auflöse. — Bekenntnisse, wozu starke Schultern gehören, und die ich meinen Lesern nicht zutraue.

4) Die

Erſtes Hauptſtück.

Von den Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Natur zum ſeligen Leben.

der in einem Kinde liegt, auch in seinen ersten zwei Jahren nicht ganz verkennen. Und ich kenne einen Vater, der durch Geberde und weisen Widerstand die Sinnlichkeit seines zweijährigen Sohnes sehr leicht regieren konnte, weil er früh genug anfieng, die praktische Vernunft seines Kindes zu seyn.

2) In den Jahren, wo die Masse der Empfindung, die bisher ganz auf körperliches Wohl und Wehe eingeschränkt war, zertheilt wird, und unter Erlernung der Sprache, und bei den hervorbrechenden Funken der Vernunft, die Liebe gegen Eltern sich reget, da ist der Grundtrieb nicht mehr ganz rohe, thierische Sinnlichkeit; das Gefühl der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit an Eltern ist schon edlerer Natur; das Reich der ganz sinnlichen, thierischen Selbstsucht wird schon eingeschränkt durch die sanften Triebe gegen Eltern.

3) In den Jahren der moralischen Erziehung kommt es theils auf die Natur, theils auf die Erzieher, theils auf den Zögling an, was aus ihm werden solle.

Hat man dem Knaben frühzeitig den Eigensinn, den eigenen Kopf gebrochen; hat man in ihm die Empfindungen der kindlichen Liebe gegen seine sichtbaren Eltern, und die Empfindungen des kindlichen Sinnes gegen den unsichtbaren Vater der Menschen rege gemacht, und sorgfältig gepfleget; hat man ihn gegen die Eindrücke der Kälte, Wärme ꝛc. abgehärtet; hat man seiner Wißbegierde durch wahre und leicht begreifliche Natur- und Religionsbegriffe gesunde Nahrung gegeben; hat man ihm die schöne Uebung des kunstlosen Gebetes natürlich und liebenswürdig gemacht; hat man ihn gewöhnt, das Edlere an dem Betragen Anderer zu bemerken, und sich Gewalt anzuthun, um gehorsam gegen Höhere, und wohlwollend gegen seines Gleichen zu seyn; so ist schon fester Grund zum Reiche der Vernunft gegen das Reich der sinnlichen und auch feinern Selbstliebe gelegt.

4) Tritt der Zögling nun aus den Jahren der häuslichen Erziehung in die der Selbstbildung; so kommt es offenbar wieder darauf an, ob er durch Angewöhnung

zur Arbeitsamkeit, durch Uebung im Umgange mit beſſern Menſchen, durch Gebet, durch Selbſtbewachung ꝛc. von den Ausſchweifungen ſeiner Zeit- und Altersgenoſſen rein bewahret werde, oder ob er ſich mit dem Strome fortreißen laſſe, und dem Götzen der herrſchenden Sinnlichkeit Kniefall mache.

5) War er ſo glücklich, Anleitung zum reinen Gutſeyn bekommen zu haben; ſo kommt es darauf an, ob er fortfahren wolle, ſein Herz je länger je mehr von allen Flecken des Eigendünkels, der Selbſtſucht, des Stolzes ꝛc. zu reinigen, oder ob er zwiſchen Gutſeyn und Eigenliebe ſein Herz theilen wolle. Im erſten Falle wird er der Vollkommenheit des menſchlichen Willens immer näher kommen; im zweiten immer weiter von ihr entfernt werden.

6) Ob nun gleich in dieſen und den kommenden Jahren gar ſehr Vieles von Umſtänden und Kräften außer dem Menſchen abhängt: ſo hängt es doch auch ſehr von ihm ab, was Grundtrieb ſeiner Handlungen ſey und werde,

Eigennutz, oder reinere Menſchenliebe;
Selbſtvergötterung, oder Achtung für das reine Gutſeyn;
Selbſtliebe, oder das Syſtem der Thätigkeit um des Guten willen.

Sechstes Kapitel.

Vom verwirklichten Grundtriebe des Menſchen.

Was mich die Beobachtungen über die Bildung und Mißbildung der Menſchen vermuthen ließen, das hat mir die Exiſtenz eines Menſchen, an deſſen vollkommenem, oder wenigſtens der Vollkommenheit recht nahe kommendem Gutſeyn ich ſo wenig zweifeln kann, als an meinem Daſeyn, erwieſen. Ich will dieſe Exiſtenz parteilos beſchreiben, und dann in der Natur des Menſchen weiter forſchen, ob nicht entſcheidende Gründe für die Vollkommenheit des Gutſeyns in ihr liegen.

Beſchreibung eines guten Menſchen.

Ich kenne einen Menſchen, den ich für einen der achtungswürdigſten halten muß, weil ich keinen achtungswürdigeren kenne. Er fand in ſich die Idee von Gott, wie er in ſich den Trieb zum Wohlſeyn und zum Gutſeyn fand. An dem Daſeyn Gottes ließen ihn ſein Verſtand und ſein Wille, und vor Allem die anhaltende Uebung, Verſtand und Willen mit dieſem allerwürdigſten Objekte zu beſchäftigen, und dann die Uebung, nach der Idee des Guten, die er in ſich fand, zu handeln, — nie zweifeln. Weil er in ſich den Trieb zum Gutſeyn und Wohlſeyn hatte: ſo konnte ſein Verſtand und Wille nicht ruhen, bis er die Urquelle alles Gutſeyns und Wohlſeyns fand. Dieſe Urquelle alles Gutſeyns und Wohlſeyns iſt ihm — ſein Gott. In ſich fand er nur die Idee des Guten; in der Urquelle alles Guten, dachte er, wird auch das Gute, davon ich nur die Idee habe, nicht bloß Idee, ſondern Wahrheit ſeyn. In ſich fand er die Idee des Wohlſeyns; in der Urquelle alles Wohlſeyns, dachte er, wird auch das rechte Wohlſeyn, davon ich nur die Idee habe, nicht bloß Idee, ſondern Wahrheit ſeyn. Sein Verſtand kannte alſo keinen wichtigeren Gedanken, als den an die Urquelle alles Gut- und Wohlſeyns, und ſein Herz keine würdigere Empfindung, als die aus dem Gedanken an dieſe Urquelle entſtand. Wenn es eine Urquelle des Guten giebt, ſprach er immer; ſo habe ich alles, was ich bin und habe, von ihr. Ich werde alſo wohl daran ſeyn, wenn ich das Dankgefühl gegen ſie nach Möglichkeit unterhalte. Wenn es eine Urquelle des Gut- und Wohlſeyns giebt; ſo kann und darf ich das Gute, davon ich Idee habe, als ihren Willen anſehen; denn die Urquelle des Guten kann mich doch nur gut haben wollen. Ich kann alſo nie zuviel Achtung gegen ſie, und nie zuviel Gehorſam gegen ihren Willen haben. — Wenn es eine Urquelle alles Gut- und Wohlſeyns giebt; ſo iſt mein Sehnen nach Gut- und Wohlſeyn im Grunde nur ein Sehnen, ihr ähnlich zu werden — zuerſt im Gutſeyn, und dann im Wohlſeyn. Wenn es eine Urquelle alles Gut- und Wohlſeyns giebt;

so kann meine Freude an ihr, daß sie die Urquelle ist, und meine Zuversicht, daß sie auch für mich Urquelle alles Gut- und Wohlseyns seyn werde, nie zu groß werden. Wenn es eine Urquelle alles Gut- und Wohlseyns giebt; so kann das Verlangen, ihr zu gefallen, nie zu lebendig werden.

Dieses Dankgefühl, und dieser Gehorsam gegen die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns, dieses Sehnen nach ihr, diese Freude an ihr, diese Zuversicht zu ihr, dieses Streben, ihr zu gefallen, ist im Grunde das, was unsre Sprache Liebe gegen Gott nennet. Diese Liebe gegen Gott ward in dem genannten Menschen durch allerlei Uebungen, Kräfte, Entbehrungen, Leiden, Schicksale, Lichter, Finsternisse, deren Beschreibung nicht hieher gehört, nach und nach herrschend; ward das Leben seiner Gedanken, Empfindungen, Handlungen; ward das Bild, das er in sich trug, und dem er täglich ähnlicher ward. Diese herrschende Liebe gegen Gott, eben darum, weil sie herrschend ward, machte ihn gütig, das heißt, tüchtig, alle Menschen als Bilder der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns anzusehen, dieses Bild in denselben zu achten, den Trieb nach Beförderung ihres Gut- und Wohlseyns als einen Wink von der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns anzusehen, und seinen Mitmenschen alles Gut- und Wohlseyn, das sie haben, zu gönnen, das sie nicht haben, zu wünschen, und verschaffen zu helfen, das heißt: die herrschende Liebe gegen Gott erzeugte in ihm eine Gesinnung, die unsere Sprache Liebe gegen die Mitmenschen nennet.

Diese herrschende Liebe gegen Gott und gegen seine Mitmenschen machte 1) sein eigentliches Gutseyn aus. Er war dem Geiste nach ganz Liebe, und diese Liebe war keine bloße Idee des Verstandes mehr, war Gesinnung, war Grundgesinnung, war sein Ich. Er sah mit unverwandtem Blicke in all seinem überlegten Denken, Wünschen, Thun, Leiden auf den Willen der Gottheit (die Idee des Guten), und lernte nach und nach ihren erkannten Willen aus Liebe gegen sie, und mit

Achtung gegen sie, immer genauer vollbringen. Dieser Wille der Gottheit, dieses Gute, das seinem Blicke vorlag, war sein Gesetz, und sein Leben ward nach und nach ein treues Ebenbild, nach diesem Gesetze gebildet. So gewiß nun das Gesetz gut ist, so war es auch sein Leben, das ein Ebenbild des Gesetzes geworden. Diese herrschende Liebe gegen Gott und seine Mitmenschen machte 2) sein eigentliches Wohlseyn aus. „Diese Liebe, bekannte er mir oft in den Augenblicken der Ergießung seines Herzens, ist erstens an sich schon eine Art Wohlseyn, und gewiß die reinste Freude dieses Lebens, oder wenigstens der Grund der reinsten Freude. Diese Liebe macht mich zweitens tüchtig, jede andere Freude, die dieser Liebe nicht widerstreitet, ohne Nachtheil für das Gutseyn des Menschen, zu genießen. Diese Liebe bewahret mich drittens vor dem großen Leiden, das aus dem Bewußtseyn, dem Triebe zum Guten widerstanden zu haben, und aus der geheimen Selbstanklage entsteht. Diese Liebe in sofern sie nie von aller Zuversicht auf die Urquelle alles Guten verlassen ist, tröstet mich viertens in den Leiden, davon ich nicht selbst Urheber bin, und ist mir in den dunkeln Augenblicken Pfand, daß wieder Licht kommen werde. Diese Liebe stärket mich fünftens in dem Hinblicke auf die Zukunft, indem sie mich von der Urquelle alles Guten, alles Gute erwarten lehrt. Dieß, setzte er bei, ist der Inhalt meiner Erfahrungen von mehr als zwölf Jahren. Es mögen nun die Menschen von dem Wohlseyn lehren, was sie wollen. Haben sie das rechte Wohlseyn in sich, so werden sie wohl auch die Quelle desselben kennen; haben sie es nicht, so sind alle ihre Beweise dagegen eitle Luftstreiche; denn sie reden von einer Sache, die sie nicht kennen.“ Diese herrschende Liebe gegen Gott und gegen die Menschen war 3) die einzige Selbstliebe, die er in sich duldete, und die einzige Pflicht, die er als Pflicht erkannte und ausübte. Denn, sagte er, was der Liebe gegen Gott und die Menschen widerstrebet, kann nimmer gut seyn, und was dem Gutseyn widerstrebet, kann mir nicht wohl machen.

Und was wäre das für eine Selbſtliebe, die weder mein Gutſeyn, noch mein Wohlſeyn förderte? Und was ſoll ich, was kann Pflicht für mich ſeyn, als das, was mich gut und durch Gutſeyn froh machet? Dieſe herrſchende Liebe gegen Gott und die Menſchen war 4) der Maßſtab, an dem er alle Lehren, Theorien, Handlungen, Unternehmungen ſeiner Zeitgenoſſen, die auf Beförderung des Wohl- und Gutſeyns unter Menſchen ausgiengen, prüfen konnte, wenn er ſie ſeiner Prüfung werth fand. Denn von gar vielen Schriften, Anzeigen, die von allerlei Leuten wichtig oder unwichtig gemacht worden, nahm er gar keine Notiz, weil er entweder nach der Geſetzgebung der herrſchenden Liebe gegen Gott und die Menſchen etwas Wichtigeres zu thun hatte, als zu prüfen, was beſſer ignorirt, als mühſam geprüft wird, oder weil die Syſteme der Menſchen, die wie Raketen gen Himmel ſtiegen, indeß in der Luft verpufft hatten, und in Trümmern auf unſere niedere Region heruntergefallen waren — bis er Nachricht davon hatte.

Siebentes Kapitel.

Wichtige Reſultate aus der Beobachtung des verwirklichten Grundtriebes im Menſchen.

Was ich in der menſchlichen Natur gefunden habe, iſt dieſes:

Erſtens: Die menſchliche Vernunft kann kein vollkommneres Gutſeyn eines Menſchen denken, als die herrſchende Liebe gegen Gott und die Menſchen, die, von der Triebfeder zum Wohlſeyn unabhängig — bloß durch die Würdigkeit des Gegenſtandes beſtimmt würde. Die menſchliche Vernunft kann ſich 1) keine Idee von einem liebenswürdigeren Gut bilden, als die Idee von Gott iſt, die ſie in ſich hat. Denn könnte ſie ſich über ihren Gott hinaus noch ein liebenswürdigeres Gut denken, ſo wäre dieſes liebenswürdigere Weſen ihr Gott. Gott iſt in allen Sprachen das Beſte, das Liebenswürdigſte! Die menſchliche Vernunft kann ſich 2) keine

Idee von einem reineren Willen bilden, als der seyn müßte, welcher das liebenswürdigste Gut, bloß um dieser Würdigkeit willen, über alles lieb hätte, und alles, was er noch liebte, bloß um dieses liebenswürdigsten Gutes willen, liebte. Offenbar müßte das der reinste Wille seyn, der sich von keiner fremden, auswärtigen Triebfeder treiben, sondern nur von dem Guten, und nur um des Guten willen treiben ließe. Was sollte diesen Willen unrein machen? Doch nicht das reinste Gute, das er liebte; — auch nicht die Liebe selbst zum Guten, die so gut ist, als das Gute selbst; und nicht die Triebfeder dieser Liebe, die keine andere ist, als das Gute selbst. Wenn nun die Vernunft kein liebenswürdigeres Gut denken kann, als Gott, und keinen reineren Willen, als der das reinste Gut um des Guten willen liebte; so kann sie sich 3) auch keine Idee von einem vollkommneren Gutseyn denken, als das Gutseyn eines Willens wäre, der das liebenswürdigste Wesen um dieser Würdigkeit willen lieb hätte. Was kann in uns zunächst sittlich gut seyn, als der Wille, von dem der Stoß zu allen Handlungen ausgeht? Und wie kann der Wille anders als gut seyn, wenn es seine herrschende Liebe ist? Und wie kann die herrschende Liebe besser seyn, als wenn ihr Gegenstand das beste Wesen, und das, was die Liebe reizet, der Beweggrund der Liebe — die Würdigkeit des besten Wesens selbst ist? Der menschliche Wille ist doch wie das, womit er sich am liebsten beschäftiget, und wie die Beschäftigung selbst, und wie der Beweggrund zu dieser Beschäftigung. Nun läßt sich für den menschlichen Willen kein würdigerer Gegenstand denken, als das würdigste, beste Wesen; kein edleres Geschäft, als die Liebe zu diesem besten Wesen, und kein reinerer Beweggrund zu dieser Liebe, als die Liebenswürdigkeit des besten Wesens selbst. Der menschliche Wille kann also kein vollkommneres Gutseyn erhalten, als wenn er das beste Wesen deßhalb, weil es das beste ist, nach seinem ganzen Vermögen liebt. Und wenn man das, wodurch der menschliche Wille vollkommen wird, und ohne welches

er nicht vollkommen werden kann, das Geſetz ſeiner Vollkommenheit nennen will; ſo läßt ſich das Geſetz für die Vollkommenheit ſeines Willens ſo ausdrücken: das beſte Weſen ſey dir das liebſte, und darum das liebſte, weil es das Beſte iſt. Dieſes Geſetz hat Boethius mit den nämlichen Worten ausgedrückt, und für Philoſophen, die es nicht unter ihrer Würde achten, mit mir bei allen Unterſuchungen auf das Chriſtenthum ſtete Rückſicht zu nehmen, wird es immer eine der ſchönſten Betrachtungen bleiben, daß dieſes Geſetz für die Vollkommenheit des menſchlichen Willens, nicht nur in dem zweiten und neueſten Theile unſerer heiligen Schriften, ſondern auch in dem erſten und dem älteſten zugleich ſo populär und ſo tiefſinnig ausgedrückt, enthalten iſt:

Du ſollſt Gott, deinen Herrn, mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzem Gemüthe lieben: dieß iſt das erſte und größte Gebot; das andere aber iſt dieſem gleich: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Matth. 22, 37. 38. 39. Luc. 10, 27. Deuter. 6, 5.

Es liegt noch ein Grund in der Natur des Menſchen, der für dieß Geſetz der Vollkommenheit entſcheidet, den auch jeden die Erfahrung lehren kann. Der Menſch wird nach und nach in das, was er von ganzem Herzen liebt, verwandelt. Liebt er mit den Kindern der ſinnlichen Luſt das Reich der Sinnlichkeit von ganzem Herzen: ſo wird er immer thieriſcher; thieriſcher ſein Verſtand, thieriſcher ſein Wille, thieriſcher alle ſeine Neigungen. Liebt er mit den Freunden der gewöhnlichen Gelehrſamkeit das Reich der Ideen: ſo wird er immer idealiſcher, webt nur in Ideen, und Empfindung und That und Kraft zum Guten geht über dem Jagen nach Ideen verloren. Sollte nun der Menſch, wenn er die Wahrheit und das Gute ſelbſt — das iſt, Gott von Herzen liebt — nicht auch göttlicher, beſſer werden? Die Liebe hat ihrer Natur nach eine geheime Zauberkraft, die kein Forſcher läugnen, und kein Er-

klärer erklären mag; sie kann den Liebenden in den Gegenstand seiner Liebe umwandeln: soll die Liebe nur alsdann, wenn sie zu Gott gerichtet wird, wenn sie dem liebenswürdigsten Gut anhängt, ihre Natur ändern, und nicht auch den Liebenden umwandeln, Gott ähnlich — vollkommen machen? Die Liebe zur Materie macht den Geist eins mit der Materie, niedrig wie die Materie: sollte die Liebe zum vollkommensten Geiste, den menschlichen Geist nicht auch eins mit dem vollkommensten Geiste, nicht erhaben, wie den vollkommensten Geist machen?

Heilige Liebe, Tochter des Himmels, mit Ehrfurcht nenne ich dich! Ich weiß, wie dich die Menschen entweiht haben. Einige wollten dein heiliges Feuer anatomiren, und das anatomische Messer verbrannte, — ihr Verstand verlor sich in Abwegen. Andere haßten sich, und zankten und schlugen sich aus Haß, um ihre Meinungen von dir, du heilige Liebe, geltend zu machen. Wieder Andere verschrieen dich als Unsinn, weil sie nicht edel genug waren, den großen Sinn und die Weisheit deiner Gedanken und Arbeiten zu fassen. Wieder Andere, und wohl die Meisten, verließen deine Richtung zu dem ersten und würdigsten Gegenstande, und hefteten sich an Schein, und folgten nur dem Zuge zum Vergänglichen, und brachten Lustseuchen und Elend aller Art in die Welt. Sie verkannten dich, weil sie deine Flamme nicht fühlten, und lästerten dich, weil sie dich nicht kannten.

Zweitens: Die menschliche Vernunft kann sich keine Idee von einem Wohlseyn bilden, das des Menschen würdiger, d. i. dem Gesetze der Vollkommenheit angemessener wäre, als das durch die herrschende Liebe gegen Gott und die Menschen, wirklich oder möglich gemacht wird. Sie kann sich nur viererlei Arten des Wohlseyns denken, und unter diesen ist offenbar die vierte die menschenwürdigste. Man darf hier nur zählen, und den gesunden Blick der Seele entscheiden lassen. Entweder widerstreitet das Wohlseyn (als ein Zerstörungsmittel des Besseren) der Vollkommenheit des Wil-

lens: so ist es des Menschen offenbar unwürdig; weil es nicht nur nichts Gutes giebt, sondern das Gute, das da ist, zerstört. Oder das Wohlseyn ist mit der Vollkommenheit des Willens wenigstens vereinbar: so ist es des Menschen nicht unwürdig; weil es mit dem Guten, das da ist, wenigstens noch bestehen kann. Oder das Wohlseyn stimmt mit der Vollkommenheit des menschlichen Willens als Förderungsmittel derselben überein: so ist es des Menschen positiv würdig. Oder das Wohlseyn kann erst durch die schon existirende Vollkommenheit des menschlichen Willens wirklich oder möglich werden: so muß es offenbar das würdigste seyn, das wir uns denken können; weil es dem Gesetze der Vollkommenheit wirklich angemessen ist; weil es die Vollkommenheit des menschlichen Willens, den Maßstab des Würdigsten, als eine hervorbringende Ursache, oder als Bedingung seiner Möglichkeit voraussetzt. Das Wohlseyn erster Art macht den menschlichen Willen schlimmer, als er ist; das Wohlseyn zweiter Art macht ihn nicht schlimmer, als er ist; das Wohlseyn dritter Art macht ihn besser, als er ist; das Wohlseyn vierter Art kann ohne vollkommenes Gutseyn des menschlichen Willens nicht seyn und nicht bestehen. Es läßt sich gegen dieses Urtheil der Vernunft von der Vernunft nichts einwenden; — aber desto mehr von den Sinnen, die nur das Angenehme empfehlen; — noch mehr von der Einbildungskraft, die allerlei Glücksromane ohne Grund und Boden erträumen kann; und am allermeisten von der Trägheit des Menschen, die alles mühsame Ringen nach Besserem scheuet. Doch diese drei Feinde der Wahrheit: Sinne, Einbildungskraft und Trägheit werden ja auf der Bank der Philosophen keine Stimme haben, wenigstens so lange es um Untersuchung zu thun ist. Denn, daß sie in dem Felde der Ausübung wohl gelitten seyen, und die Stelle der Vernunft fast immer vertreten, kann nicht wohl widersprochen werden.

Drittens: Die menschliche Vernunft kann sich keine Idee einer Selbstliebe bilden, die des Menschen würdiger, seinem vollkommenen

Gutseyn und dem menschenwürdigsten Wohlseyn weniger hinderlich, und mehr förderlich wäre, als eben die herrschende Liebe gegen Gott und die Menschen. Denn da sie kein vollkommneres Gutseyn denken kann, als die herrschende Liebe gegen Gott und die Menschen, und kein menschenwürdigeres Wohlseyn, als das durch diese herrschende Liebe möglich und wirklich wird: so kann sie eben darum keine menschenwürdigere Selbstliebe denken, als diese lautere Gesinnung gegen Gott und die Menschen. Wornach strebt die Natur des Menschen, als nach Wohlseyn, und die Edleren des Geschlechtes als nach Gutseyn? Alles, was uns selbst angeht, und verlangenswerth heißen kann, ist nichts als Gut- und Wohlseyn. Es giebt offenbar keine vollkommnere Entwickelung der menschlichen Natur, als die lautere Gesinnung gegen Gott und die Menschen: also auch keine würdigere Selbstliebe. Diese Selbstliebe hat also keinen Gegenstand, und keinen Zweck, als Gut- und Wohlseyn, und keinen würdigeren Gegenstand, und keinen würdigeren Zweck, als vollkommenes Gutseyn, und daraus entstehendes Wohlseyn; sie ist also in keiner Epoche ihrer Existenz des Menschen würdiger, als in welcher sie ihren würdigsten Zweck erreichet, und die lautere Gesinnung gegen Gott und die Menschen geworden ist, die unser vollkommenes Gutseyn und den Grund unseres würdigsten Wohlseyns ausmacht. Daraus lernen wir auch, daß die lautere, vollkommene Gesinnung des Menschen, die sein Gutseyn ausmacht, und den Grund seines würdigsten Wohlseyns in sich hat, Eine und eben dieselbe Gesinnung sey, und nur nach den drei vornehmsten Gesichtspunkten, aus denen sie betrachtet werden kann, drei verschiedene Namen bekomme. Diese lautere herrschende Gesinnung nämlich heißt von ihrem ersten und würdigsten Gegenstande, von der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns, aus der ich schöpfe, was ich Gutes habe, Gottesliebe; von meinen vornehmsten Mitgeschöpfen, die mit mir das nämliche Bedürfniß, und die nämliche Fähigkeit haben, aus dieser Urquelle zu schöpfen, Men-

ſchenliebe; von mir ſelbſt, als dem Gefäße und Behälter, oder wie's die Schule nennt, dem Subjekte des Gut- und Wohlſeyns, das aus dieſer Urquelle kommt, Selbſtliebe. Und ſchon dieß allein ſollte uns für dieſe Lehre einnehmen, dieß meine ich, daß durch die Befolgung derſelben eine Einheit und Lauterkeit in unſer Weſen, und in unſere Kräfte gebracht wird, die auf keinem andern Wege gefunden werden kann. Wie die Wurzel, der Stamm, die Aeſte und Zweige eines geſunden Baumes ein einziges gemeinſames Leben des Baumes ausmachen: ſo machen Gottes-, Menſchen- und Selbſtliebe, wenn ſie vollkommen ſind, Ein Streben der menſchlichen Natur, Ein lauteres Leben des Menſchen aus; und wie die Aeſte und Zweige ihr gemeinſames Leben von Wurzel und Stamm bekommen: ſo nehmen die würdigſte Menſchenliebe und die würdigſte Selbſtliebe ihr rechtes Leben von der Gottesliebe, als ihrer Wurzel her. Sobald aber ein Zweig vom Baume geſchnitten wird, ſo verdorrt er, weil er ohne den belebenden Saft nicht leben, und ihn, von Wurzel und Stamm getrennt, nicht mehr empfangen kann. So auch, reißt ſich die Selbſtliebe von der Gottes- und Menſchenliebe los, ſo wird ſie des Menſchen unwürdig, verfehlt ihres Zweckes, macht den Menſchen unvollkommen und elend, indem ſie ihn glücklich machen will. So auch die Menſchenliebe, wenn ſie ſich von Wurzel und Stamm losreißet, ſo wird ſie parteiiſch, eigennützig, und macht den Menſchen, in welchem ſie lebet, böſe und elend, indem ſie daran arbeitet, Andere glücklich zu machen.

Viertens. Wie die vollkommene Geſinnung des Menſchen, die ſein Gutſeyn, und den Grund ſeines würdigſten Wohlſeyns ausmacht, Eine und dieſelbe Geſinnung iſt, ob ſie gleich nach den drei vornehmſten Geſichtspunkten drei verſchiedene Namen bekommt: ſo kann man ſagen, daß alle Pflichten des Menſchen im Grunde Eine und dieſelbe Pflicht ſeyen, ob ſie gleich auch nach ihren drei vornehmſten Geſichtspunkten drei verſchiedene Namen bekommen. Wer das liebenswürdigſte Weſen, um ſeiner Würdigkeit willen, liebet, der ſieht alle

Pflichten, die er als ſolche erkennt, das iſt alles Gute, das er lieben, achten, thun ſoll, als den Willen des liebenswürdigſten Weſens, und alle Pflichterfüllung als einen Erweis ſeiner Liebe an. Er hat alſo nur Eine Pflicht, die, den Willen der Urquelle alles Guten mehr als alles Andere zu achten, zu lieben und zu vollbringen. Was man alſo ſonſt Pflichten der Menſchenliebe nennet, ſind ihm Pflichten der Gottesliebe. Sein Nächſter iſt ihm das Bild ſeines Gottes, und die Achtung dieſes Bildes eine Verehrung ſeines Gottes. Was man ſonſt Pflichten der Selbſtliebe nennet, ſind ihm Pflichten der Gottesliebe. Das Bild Gottes liebt und achtet er auch in ſich, ſucht es zu bewahren und auszuſchmücken. Und ſelbſt das, was an Pflichten Hartes, Bitteres iſt, wird ihm nach und nach leicht und ſüß; denn die Liebe macht alles Harte leicht, und alles Bittere ſüß. Es iſt Natur der Sache, daß man gern thut, was man liebt, und nicht ſchwer findet, was man gern thut. O, kennten die Führer der Menſchen die Natur der Liebe; ſie würden überall auf Liebe des Guten dringen. Wo die Liebe gebeut, da wird das Schwerſte leicht, und die tauſend Zögerungen der Trägheit, und die hundert tauſend Zögerungen der kalten Vernunft verſchwinden in einem Nu, wo die Liebe herrſcht.

Fünftens: Ob aber die Eine, große Geſinnung, die das vollkommene Gutſeyn, und den Grund des würdigſten Wohlſeyns ausmacht, die als die ſchönſte Entwickelung der menſchlichen Natur, als die Eine große Pflicht angeſehen werden kann, möglich ſey? Die Vernunft kann 1), wie ich ſchon einmal erinnert habe, ihre Unmöglichkeit wenigſtens nicht erweiſen. Denn da ſie, von den Erfahrungen gedrungen, zugeben muß, daß die Geſinnung gegen Gott und die Menſchen, im Menſchen immer reiner und reiner werden kann: ſo kann ſie darin keinen Widerſpruch finden, daß das, was immer reiner geworden, endlich ganz rein werden könnte. Es wird auch nicht leicht ein Menſch ſeines Adels ſo ſehr vergeſſen können, daß er Luſt fände, der Natur des Menſchen den Prozeß zu machen, und ihre Unreinigkeit als

ein Gesetz der Natur, als eine wesentliche Eigenschaft derselben zu erweisen. Die Vernunft kann 2) wenigstens soviel erweisen, daß der Mensch gerade in dem Maße besser werde, in welchem seine Gesinnung gegen Gott und die Menschen näher zur Reinheit gelangt. „Je reiner, desto besser." Diese Maxime kann kein Tugendhafter und kein Lasterhafter umstoßen. Und wenn jener nach dieser Maxime handelt, so wird dieser wenigstens nach dieser Maxime fremde Handlungen beurtheilen. Die Vernunft urtheilet 3) außer dem philosophischen Streitfelde immer nach der Voraussetzung, als wenn die lautere Gesinnung gegen Gott und die Menschen möglich wäre. Wenn man uns eine schöne That eines Menschen erzählet, und die Verwunderung über die Größe der Seele, die so handeln konnte, schon im Anzuge ist; so verwandelt sich die Verwunderung über die geglaubte Seelengröße augenblicklich in eine Art von Indignation, sobald der Erzähler beisetzet: Eigennutz oder Ehrsucht sey die häßliche Seele des schönen Körpers — der Handlung gewesen. 4) Selbst die Kinder, (wie ein neuer Philosoph anmerkt, der es unternahm die Ehre der Tugend gegen die Prediger des Eigennutzes zu retten), scheinen die eigennützige Philosophie zu widerlegen, indem sie bei Erzählungen wohlthätiger Handlungen durch nichts so sehr gerührt werden, als durch die Großmuth, die ohne alle Rücksicht auf Ehre und Vortheil, auch mit Aufopferung großer Vortheile, wohlthun konnte. Meine Vernunft ist 5) in der Ansicht, daß die lautere Gesinnung gegen Gott und die Menschen unserer Natur nicht widerspricht, und uns also die Adelsfähigkeit angeboren ist, geneigt zu glauben, daß die Urquelle des Guten es dem Willen, der nach reinem Gutseyn ehrlich strebet, nicht an überwiegenden Kräften, dieses reine Gutseyn zu verwirklichen, werde fehlen lassen.

Diese Betrachtungen mögen vielleicht die nüchternen Köpfe bereden, daß sie nach der Maxime: „Je reiner, desto besser" urtheilen, und es auf die eigene Erfahrung ankommen lassen wollen, zu entscheiden, ob lauteres Gutseyn möglich sey. Und nur diesen Zweck

hatte ich in den bisherigen Untersuchungen im Auge. Reizen möchte ich die Eifersucht der Menschen, dem Edelsten, dessen ihre Natur fähig ist, nachzustreben, und in der wichtigsten Sache — nicht irre zu gehen und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Es kommt doch kein Mensch aus dem Nebel der Worte, und aus dem Labyrinthe der Begriffe heraus, als durch das Streben, das zu werden, das in sich zu besitzen, und das wirklich als ein Faktum seiner Seele zu erfahren, was die edelsten Menschen zu allen Zeiten als den Zielpunkt ihres ganzen Strebens angesehen haben. Weg also mit allen Streitkolben, die nicht Licht schaffen, sondern dem Nebel nur eine andere Gestalt geben, die Finsternisse nur vermehren können, und dafür die Hand angelegt — an die Austrocknung des Bodens, aus dem Nebel und Finsternisse aufsteigen, wie Jakobi freundlich räth. Wer dazu Lust in sich fühlt, der lese weiter.

Achtes Kapitel.

Von den Vorzügen des Menschen vor dem Thiere.

Schon die Natur hat den Menschen über das Thier erhoben. Das Thier, wie Garve über Ferguson scharfsinnig bemerkt hat, sieht 1) nur die Dinge außer sich; der Mensch kann auch sich selbst sehen, kann sich von den Dingen, die nicht er sind, unterscheiden. Das Thier sieht auf das Futter; der Mensch kann auf sein Ich sehen, dessen sinnliche Existenz sinnlicher Nahrungsmittel bedarf. Das Thier sieht 2) nur auf die Dinge, in sofern sie den Reiz befriedigen, sucht das Futter, um den Hunger zu stillen; der Mensch kann auf die Dinge sehen, in sofern sie Handlungen verursachen; kann Nahrung suchen, um zu leben; kann auf den Zweck der Dinge sehen, und ihn im Auge behalten. Das Thier fühlt 3) einen unmittelbaren Zug zum Gegenstande, und der Trieb ist sogleich Begierde nach dem, was vorliegt und reizt; der Mensch kann zwischen dem Triebe, der ihn belebet, und zwischen der Begierde nach dieser einzelnen

zelnen Sache ein Urtheil der Vernunft eintreten laſſen, ob die Begierde ſeiner würdig, ob die Befriedigung des Triebes nützlich, ſchädlich, gut, böſe ꝛc. ſey. Bei dem Thiere folgt 4) die Handlung des Freſſens unmittelbar auf den Trieb zu freſſen, oder es geht nur noch die Hitze der Jagd, und der Fleiß des Sammelns vorher; bei dem Menſchen kann zwiſchen Begierde und Sättigung eine lange Kette von Anſtalten, Mitteln, Abſichten liegen, wie z. B. die Arbeiten des Ackermannes, und die Sorgen des Kaufmannes ſehr weit von dem Genuſſe entfernet ſind, wenn ſie gleich beide nur auf Brod zielen. Der Trieb des Thieres iſt 5) mehr beſchränkt und weniger veränderlich, als die Triebe des Menſchen. Haſt du auch je geleſen, oder geſehen, daß ſich die Thiere Küchenzettel verfertigen laſſen, und vor dem Freſſen durchſehen, und noch ein Dritttheil Freßluſt auf den letzten Braten ſparen? Oder daß ſie ſich franzöſiſche Köche verſchreiben, oder die Eßwaaren ſo künſtlich bearbeiten, oder Kochbücher in großen Oktavbänden verlegen laſſen? Und was für eigene Richtungen bekommt nicht der Gaumen des Menſchen durch Meinung und Angewöhnung, von denen das Thier ſo glücklich iſt frei zu bleiben? Dieß iſt aber eben kein Vorzug, den uns die Natur vor dem Thiere gab, ſondern eine Thorheit, die aus dem Vorzuge entſtand, den die Natur gab. Das iſt ein Vorzug, daß wir nicht an Einen Boden, wie die Pflanzen, an Ein Futter, wie das Thier, und an Einen Himmelsſtrich, wie gewiſſe Vögel, gebunden ſind. Weil 6) das Thier nur einen Inſtinkt hat, und keine andere Potenz, die ihn beherrſcht, keine Vernunft, die ihn als Mittel einem höhern Zwecke unterordnet; ſo iſt der Trieb für das Thier Geſetzgeber in dem Thiere; der Menſch kann die Befriedigung des Triebes noch als ein Mittel anſehen, eine edlere Potenz zu üben; kann fühlen, daß in Uebung ſeiner Kräfte, ſich Nahrung zu verſchaffen, etwas Höheres liege, als ſich gerade nähren zu können; kann den Trieb nicht als ſeinen Geſetzgeber anſehen, ohne die Vernunft zu ſchänden, die ihm gegeben iſt. Eben weil der Trieb Geſetzgeber für das Thier iſt, ſo kennt das

Thier 7) bei wirklicher Befriedigung des Triebes in sich keine andere Regel des Instinkts, als ihn, den Instinkt selbst. Er ist beschränkt durch sich selbst, und wird beschränkt durch die Dinge außer dem Thiere. Das Thier folgt jedesmal dem stärkern Triebe; der Mensch kann, weil er eine Vernunft hat, die über den Reiz hinaussieht, und eine Kraft, wenigstens in leichtern Fällen der Vernunft zu gehorsamen, in Befriedigung des Triebes dem Gebote der Vernunft folgen; kann den Trieb beschränken, kann sich vor, und in, und nach dem Genusse besinnen u. s. w. Endlich 8) hat das Thier nach Befriedigung des Triebes nur das dunkle Gefühl der Behaglichkeit; der Mensch kann den Zustand der Sättigung mit jenem der Begierde vergleichen, und den Zweck der Sättigung mit Ueberlegung erreichen, die gestärkte Kraft nach dem Zwecke ihres Daseyns gebrauchen. So hat die Natur den Menschen über das Thier erhoben. Und wer diesen Vorzug nie gefühlet hat, dem kann er nicht fühlbar gemacht werden; wer ihn aber einmal gefühlt, dem kann er, zum Glücke, nicht mehr so leicht räthselhaft gemacht werden.

Wie sehr aber die Natur den Menschen über das Thier schon erhoben hat; so kann der Mensch sich doch auch in die Klasse der Thiere herabsetzen; denn er kann, wie das Vieh, ganz im Gegenstande seiner Begierde existiren, kann den Zweck der Dinge aus den Augen verlieren; und sich dem Instinkte hingeben, wie das Vieh; kann dumm genießen, wie das Vieh, ohne sich über die Geschöpfe, die neben ihm kauen, zu erheben; so daß, wenn die übrigen Thiere beobachten, und Beobachtungen ausdrücken könnten, sie sagen würden: Sieh! dieß aufrechte Thier, das sich Mensch nennet, ist auch eines aus uns geworden, frißt nur, — und nichts weiter. Und nicht nur in die Klasse der Thiere kann sich der Mensch herabsetzen; er kann sich auch unter dieselbe hinabsetzen. Er kann ja die Grenze überschreiten, die der Instinkt dem Thiere setzet, er kann sogar durch die Vernunft Mittel aussinnen, die den schon befriedigten Instinkt noch mehr reizen,

und die ſinnliche Natur gewaltſam forciren. So oft nun das Vernunftgeſchöpf die Grenze des thieriſchen Inſtinktes überſchreitet, den ſchon befriedigten Trieb durch erſonnene Mittel gewaltſam reizet, und die Natur unnatürlich forcirt, ſo oft ſteht das Vernunftgeſchöpf unter dem vernunftloſen Thiere. Hier zeigt ſich die Menſchheit in ihrem Verfall. Und wer kennt ſie, und hat ſie nie in dieſem Stande ihrer Erniedrigung gefunden? Ich will mehr ſagen: Wer iſt Menſch, und hat ſich nie ſelbſt, beſonders in ſeinen blühenden Tagen, in dieſem Stande der Erniedrigung gefunden?

Der Menſch, den die Natur ſchon über das Thier erhoben, dadurch, daß ſie ihm die Potenz gab, vernünftig zu ſeyn, ſoll dem Winke der Natur folgen, und ſich ſelbſt über das Thier erheben durch den zweckmäßigen Gebrauch ſeiner Vernunft. Wie der Menſch an dieſe Wahrheit glaubt, und wie er ſie ausübt, ſo iſt ſein Gutſeyn, und das Wohlſeyn ſeines Geiſtes. Es iſt alſo wohl der Mühe werth, ſie ins hellere Licht zu ſetzen, um die Erkenntniß und Ausübung derſelben zu erleichtern.

Neuntes Kapitel.

Von der Beſtimmung thieriſcher oder ſinnlicher Triebe im Menſchen.

Das ſinnliche Vergnügen, das die Befriedigung der Triebe gewährt, kann mit Grunde nicht als der Endzweck, wozu ſie da ſeyen, angeſehen werden. Denn der Menſch iſt kein bloßes Sinnengeſchöpf; es kann alſo die Sinnenluſt nicht für das non plus ultra ſeines Daſeyns angeſehen werden. Sonſt wäre die Lebensgeſchichte des Menſchen dieſe: er aß, trank ꝛc. und hörte auf zu eſſen, zu trinken ꝛc., wogegen ſich die Empfindung aller Denkenden empören würde. Es hat ſich zwar die Vernunft einiger Menſchen die unedle Mühe gegeben, zu beweiſen, daß die Vernunft nur das Kind der Sinne ſey; aber die Mühe, etwas zu beweiſen, iſt

noch kein Beweis; und hier ist nicht von dem Ursprunge der Vernunft die Rede, sondern von ihrem Daseyn. Daß aber doch die Menschen wirklich Vernunft äußern, sich z. B. besinnen, kann, bei allem Kitzel zu zweifeln, als augenscheinliches Faktum der menschlichen Natur, nicht wohl bezweifelt werden. 2) Der Geist des Menschen, der wenigstens die Idee des Guten in sich hat, und des Gedankens an die Urquelle alles Guten fähig ist, dieser Geist des Menschen ist offenbar zu erhaben, als daß ihn die bloße, niedere Sinnenlust sättigen könnte. „Der Abkömmling des Himmels ruhet nicht in den Trebern der Materie." 3) Die Natur macht die Sinnenlust selbst zum Mittel. Denn Speise und Trank, Schlaf, Erholung stärken wirklich die schwachen Kräfte, daß sie wieder arbeiten können, daß sie Mittel zu einem andern Zwecke werden. 4) Die Vernunft kann, wie alle bessern Philosophen mit Garve einbekennen, wirklich durch Gebrauch der sinnlichen Kräfte sich selbst mancherlei Stoff zu ihren Vorstellungen, dem Willen mancherlei Stoff zu höhern Empfindungen, dem Wohlwollen mancherlei Stoff zum Wohlthun, und der ganzen Thätigkeit des menschlichen Geistes mancherlei Stoff zur Thätigkeit verschaffen; es kann also die Sinnenlust nicht Endzweck der Triebe seyn, weil aus dem Gebrauche der sinnlichen Kräfte, womit die Sinnenlust verbunden ist, das Vergnügen des Denkens, das Vergnügen der höhern Empfindungen, das Vergnügen der Wohlthätigkeit und das Vergnügen der Geistesthätigkeit entstehen kann, und weil jedes Vergnügen dieser Art, seiner Natur nach, edler ist. Das Niedere ist nirgends Zweck des Höhern, sondern vielmehr das Höhere Zweck des Niedrigen; also auch hierin. 5) Wer sich das sinnliche Vergnügen gegen die Natur des Geistes zum Endzwecke macht, wird nothwendig — dumm, elend und krank an Leib und Seele; und wer es nicht dazu macht, wird vor mancherlei Krankheiten des Leibes und des Geistes bewahrt. Winke oder vielmehr einleuchtende Beweise genug, daß die Sinnenlust nicht Endzweck der sinnlichen Triebe sey.

Die sinnlichen Triebe haben offenbar die Erhaltung des sinnlichen Menschen zum näch-

ſten Zwecke, und die Entwickelung des geiſtigen Menſchen zum höhern Zwecke. Hätten wir nicht den Erhaltungstrieb in uns, ſo würde uns manches Nahrungsmittel gleichgültig ſeyn, und das Leben des Leibes aus Mangel an Nahrung vor der Zeit zu Ende gehen. Und wäre mit Befriedigung des Nahrungstriebes kein ſinnliches Vergnügen verbunden, ſo würde der Erhaltungstrieb kein hinlänglicher Trieb für den ſinnlichen Menſchen ſeyn. Hätte aber die Natur, das iſt, die heilige Urquelle aller Dinge, der Vernunft die Erhaltung des Körpers aufgetragen, ſo wäre nicht genug dafür geſorgt; denn die Vernunft muß ſelbſt erſt durch Erhaltung des Körpers entwickelt werden. Es mußte alſo für die Erhaltung des Körpers durch Inſtinkte geſorgt werden, und nicht durch Begriffe; denn dieſe kommen erſt hinten nach, und wirken, wenn ſie da ſind, als Begriffe — wenig. Wenn alſo die Erhaltung des Leibes auf die Begriffe des Menſchen, deſſen Leib Nahrung bedarf, warten müßte; ſo würde es mit der Fortdauer unſeres Geſchlechtes gerade ſo ſtehen, wie mit den meiſten Entwürfen der ſpekulativen Köpfe, die ſich zerſchlagen, ehe ſie zur Ausführung kommen. Wie alſo das Seyn der Grund alles Genuſſes und Gebrauches iſt; ſo iſt die Erhaltung unſeres ſinnlichen Seyns der nächſte Zweck aller ſinnlichen Triebe. Wer alſo die Wahrheit liebt, wird nicht ſagen dürfen: die ſinnlichen Triebe ſind da, um ſinnliches Vergnügen zu ſchaffen; ſondern, das ſinnliche Vergnügen iſt da, um die Triebe in Bewegung zu ſetzen, und die Triebe werden in Bewegung geſetzt, damit die ſinnliche Natur erhalten werden kann, und die ſinnliche Natur wird erhalten, damit — damit. — — Alſo haben die ſinnlichen Triebe einen höhern Zweck, und dieſer Zweck iſt nach dem, was im Menſchen vorgeht, die fortſchreitende Entwickelung des Geiſtes.*) Denn es

*) Dieſe Wahrheit, die beſonders Jünglingen nie zu nahe gelegt werden kann, hat ein ungenannter Schriftſteller gleich wahr, ſchön und bleibend ausgedrückt: „Sey Menſch, und wende dein Daſeyn zu dieſem Endzwecke an, wozu es

kann dem Körper des Menschen von den arbeitenden Menschenhänden nicht wohl Nahrung und Decke verschafft werden, ohne daß die denkende Kraft des Menschen dadurch geweckt und geübt wird. Wer also die sinnlichen Triebe für nichts anders als bloße Vergnügungsmittel ansieht, der bleibt bei dem kurzen vorbeifliegenden Genusse stehen; wer sie aber als Entwickelungsmittel der schlummernden Vernunft ansieht, der geht um einen Schritt weiter, und kommt der Wahrheit offenbar näher. Der Genuß der Sinnenlust wird auch in der jetzigen Einrichtung der Welt gar oft verfehlet; denn es ist Mangel und Zerrüttung genug da, denen keine Sinnlichkeit und Vernunft mehr abhelfen kann. Selbst auch der nächste Zweck, die Erhaltung des Körpers, kann nicht immer erhalten werden. Denn der Tod zerstört am Ende die körperlichen Gefäße selbst. Aber der höhere Zweck leidet dabei nicht nothwendig. Der Geist im sinnlichen Menschen kann durch Genuß und Nichtgenuß, durch Sinnenlust und Mangel an Sinnenlust, und gar oft mehr durch Mangel und Nichtgenuß, als durch Lust und Genuß geübt und vervollkommnet werden.

Die sinnlichen Triebe sind also zum Segen der Menschheit da. Sie sind bestimmt, der Segen der Menschen zu werden, aber sie werden nicht immer der Segen der Menschen. Denn sie bedürfen einer Leitung, und erhalten gar oft keine, oft nicht die rechte, selten eine vollständige. Sie bedürfen einer Leitung, weil sie die Grenze überschreiten können,

---

dir gegeben ward. Keime hervor aus der sinnlichen Schale, entwachse der Materie, und erhebe dich zur Sphäre des Geistes. Jene diente zwar zur Wiege deines Werdens; denn Menschenkeime können nach dem Gesetze ihres Urhebers ohne Materie nicht entwickelt, nicht gebildet, nicht zum höhern Daseyn erzogen werden. Aber das Materielle soll dann deinem Geiste nie Fessel anlegen. Sinnlichkeit darf nie Zweck für uns werden, sie gehört in die Reihe der Mittel und Werkzeuge, die man weglegt, übersteigt, oder unbenützt läßt, sobald man am Ziele angelangt ist."

weil der Menſch ſich zu dem Thiere herab, und unter das Thier hinunterſetzen kann. Sie bedürfen einer fremden Leitung, weil ſie blind ſind, und nicht ſich ſelbſt leiten können. Sie bedürfen einer Leitung, weil ſie ohne Leitung das Gut- und Wohlſeyn des Menſchen zerſtören, wenn es da iſt, und hindern, wenn es nicht da iſt. Sie bedürfen einer Leitung, weil ſie, ſich ſelbſt gelaſſen, nicht nur das Gut- und Wohlſeyn hindern und zerſtören, ſondern auch den ganzen Menſchen böſe und elend machen, wie die Geſchichte aller Zeiten beweiſet, und die Lehre von den Affekten an ihrem Orte darthun wird. Sie bedürfen einer Leitung, weil ſie, nach dem Ausdrucke der alten Welt, die Beſtien ſind, die den Wagen der Seele ziehen, und wenn ſie die Weisheit nicht zäumt und lenkt, den Wagen in Jammer und Tod mit ſich fortreißen.

Die Vernunft kann Leiterin der ſinnlichen Triebe werden. Die Vernunft kann gar leicht erkennen, daß dem blinden Triebe folgen, und ſein eigen Gut- und Wohlſeyn hindern, zerſtören, Eines ſey; kann gar leicht erkennen, daß es in ſich gut und ſchön ſey, den Trieb zu beſchränken, und ihn dem Geſetze der Vollkommenheit zu unterwerfen; kann gar leicht erkennen, daß es eine eigentliche Würde des menſchlichen Willens ſey, den Trieb der Vernunft, und nicht die Vernunft dem Triebe, das Niedere dem Höhern, und nicht das Höhere dem Niedern zu unterwerfen; kann gar leicht erkennen, daß, wenn es eine Urquelle alles Guten giebt, es ihrem Willen gemäß ſey, die blinden Triebe durch das gegebene Licht zu leiten, ſtatt das Licht durch die finſtern Triebe verfinſtern zu laſſen; kann den freithätigen Willen bewegen, daß er in einigen leichtern Fällen, in denen nämlich die Sinnlichkeit keine überwiegende Kräfte äußert, die ſinnlichen Triebe wirklich beſchränke, dem Geſetze der Vollkommenheit wirklich unterwerfe. Daß die Vernunft fähig ſey, zu jenen Erkenntniſſen zu kommen, und den Willen zu dieſer Beſchränkung der Triebe zu beſtimmen, davon kann jeder die Erfahrung an ſich machen, und muß ſie jeder, der nur einmal als Menſch gehandelt, ſchon ge-

macht haben. Wir ſind alſo, da wir auf dem Erfahrungswege bleiben, noch immer vor Irrthum ſicher.

Was die Vernunft kann, das ſoll ſie auch. Das heißt: es iſt der nächſte Zweck der Vernunft, die ſinnlichen Triebe zu leiten. Die ſinnlichen Triebe bedürfen einer Leitung, und können ſie ſich nicht ſelbſt verſchaffen. Die Vernunft iſt den Trieben beigegeben, und kann ihnen wirklich einige Leitung ſchaffen. Wozu wäre ſie denn auch da, als zunächſt die Triebe zu leiten? Sie ſteht mitten inne zwiſchen der Sinnlichkeit und dem freithätigen Willen; wozu ſtünde ſie mitten inne, wenn nicht den freithätigen Willen zu bewegen, daß er die Triebe dem Geſetze der Vollkommenheit unterwerfe? Die Vernunft kann ſehen; wozu ſehen, als um zunächſt in ihrem Gebiete Aufſicht zu halten, ob die Triebe dem Geſetze der Vollkommenheit gehorſamen, oder nicht? Die Vernunft kann den Willen beſtimmen: wozu; als daß er die Triebe wirklich beſchränke, wirklich dem Geſetze der Vollkommenheit unterwerfe? Aber nicht nur der Standpunkt der Vernunft, nicht nur ihr eigentliches Vermögen beweiſet den nächſten Zweck ihres Daſeyns; auch die Folgen, die aus dem Gegentheile entſtehen, machen den Zweck der Vernunft anſchaulich. Wenn die Vernunft dieſen Zweck nicht zu erreichen ſtrebet, nicht die Triebe zu leiten ſucht; ſo läßt ſich bei ungeleiteten Trieben gar kein Gutſeyn, gar kein würdiges Wohlſeyn des Menſchen denken: alſo iſt ja das Leiten der Triebe der nächſte Zweck der Vernunft. Wenn die Vernunft nicht die Triebe leitet; ſo kann alles weitere Forſchen, alles Bauen und Zerſtören in idealen Welten, dieſe Leitung der Triebe nicht ſchaffen; alſo iſt das Leiten der Triebe offenbar der nächſte Zweck der Vernunft. Wenn die Vernunft nicht die Triebe leitet; ſo kann durch alles weitere Forſchen der Vernunft kein wahres Gutſeyn, und kein würdiges Wohlſeyn mehr bewirket werden; alſo iſt die Leitung der Triebe der nächſte Zweck der Vernunft. Wenn die Vernunft die Triebe nicht leitet; ſo kann alles weitere Forſchen von den ungeleiteten Trieben gegen alles Gut- und Wohlſeyn, eigenes und fremdes — ſchrecklich gemißbraucht werden;

also ist die Leitung der Triebe der nächste Zweck der Vernunft. Diese oder ähnliche Betrachtungen haben die neuern und ältern bessern Philosophen überzeuget, daß sie einhellig die Vorschrift: Leite die Triebe durch die Vernunft, für eine der wichtigsten und ersten Vorschriften aller Moral hielten und empfahlen; haben vielleicht einen neueren Philosophen vermocht, die alte Wahrheit in seiner neuen Sprache zum Imperativ aller Moral zu machen.

Zehntes Kapitel.

Von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, die sinnlichen Triebe nach ihrer Bestimmung zu leiten.

Die goldene Vorschrift: Leite die Triebe durch Vernunft, ist bei aller ihrer Wahrheit, Klarheit, Brauchbarkeit, eine, für Menschen wie sie sind, und in Absicht auf den ganzen Erfolg, den sie bezielet, äußerst unbehülfliche, und zur Gründung des wahren Menschenglückes unkräftige Vorschrift. Denn die Vernunft*)

*) Ich nehme hier die Vernunft, wie sie subjektiv im Menschen wirklich existirt, nicht wie sie in Büchern gemalet wird; ich nehme sie in concreto, wie sie mit den sinnlichen Trieben, und zerrütteten Neigungen im Menschen zusammengewachsen ist, nicht wie sie in abstracto zur Schau getragen wird. Von der Vernunft in abstracto gilt nicht selten, was ein würdiger Greis von ihr schreibt, hart, aber leider! wahr: „Man hat in unsern Zeiten den Christen, wie ehemals Jeroboam den Israeliten, zwei goldene Kälber zur Verehrung hingestellt. Das eine heißt Natur in abstracto, das andere Vernunft in abstracto. Die Priester dieser neuen Gottheiten sind die erhabenen Weisen, die Lichter der Welt und Nachwelt. Wer diese Kälber küssen will, muß nach dieser Priesterverordnung ihnen Moses und die Propheten, Christum und die Apostel opfern.“ Dadurch soll jedoch der nüchterne Gebrauch dieser Wörter schon gar nicht gebrandmarkt werden, so wenig als der Gebrauch der Wörter, Wasser, Brod.

iſt erſtens in vielen Menſchen faſt eben ſo verdorben, wie die ſinnlichen Triebe, und verderbt gar oft die Triebe nur noch mehr. Wenn die Vernunft eines vierzigjährigen Menſchen dreißig Jahre im Solde der ſinnlichen Triebe geſtanden iſt, ſo muß ſie nicht viel weniger verdorben worden ſeyn, als die Neigungen, und treulich dazu helfen, ſie noch mehr zu verderben. Sie hilft auch in der That treulich dazu; ſie iſt ja eben die Kraft, welche 1) in den meiſten Menſchen die ſinnlichen Triebe erweitert, und künſtlicher macht. Die Vernunft erfand eigentlich, nach dem Gebote der Sinnlichkeit, alle die unzähligen Künſte, die den Nahrungsmitteln einen Reiz verſchaffen, der die geſättigte Eßluſt noch wecket. Die Vernunft erfand eigentlich die unzähligen Werkzeuge des Luxus, die die ſinnlichen Triebe immer mehr über die natürlichen Grenzen ausdehnen, und alles Einfache in Kunſt verwandeln; die den kurzen Aktus der Selbſterhaltung durch Speiſe und Trank, zum großen, wichtigen, anhaltenden Geſchäfte machen. Die Vernunft iſt es eigentlich, die die leichte Arbeit ſich zu kleiden, in ein wichtiges Zeit und Kraft freſſendes, — bei Vielen in das vornehmſte Tagwerk verwandelt. Die Vernunft iſt es eigentlich, die im Menſchen erfindet, und alſo iſt es auch die Vernunft, die durch Erfindungen, welche den ſinnlichen Trieben willkommen ſind, das Reich der ſinnlichen Triebe vergrößert. Die Vernunft iſt 2) eben die Kraft, welche die Triebe gar oft nur noch mehr ausarten läßt, eigene und fremde Triebe nur noch mehr ausarten macht. Die Vernunft des Menſchen wird gar leicht ſophiſtiſch, und macht zuerſt die eigenen Triebe des Menſchen, in dem ſie iſt, noch mehr ausarten. So ſinnt ſie im Erbitterten auf beſondere Mittel, Rache zu nehmen — und dieſe Rache heißt recht: eine ausgeſonnene, das iſt, von der Vernunft entworfene, und nach dem Entwurfe der Vernunft ausgeführte Rache. Im Wollüſtigen ſinnet ſie auf unnatürliche Luſt, und auf beſondere Mittel, ſie wirklich zu machen, und dieſe Luſt heißt: erſonnene Luſt. Im Eiteln ſinnet ſie auf neue Werkzeuge der Eitelkeit, und dieſe Eitelkeit heißt: erſon-

neue Eitelkeit. Sie macht auch fremde Triebe ausarten. Hört z. B. nicht auf, Freiheit, Freiheit! zu schreien, und ruhet nicht, bis der Freiheitstrieb, der Trieb keine unnöthige Last zu tragen, der uns allen eigen ist, bei einer Familie, oder größern Gesellschaft in einen Trieb zur Ungebundenheit, Gesetz- und Zuchtlosigkeit ausarte; malet das Glück, sich selbst zu beherrschen, so blendend, zeigt die Folgen der umgeworfenen Ordnung in einem so einnehmenden Lichte, daß die Unglücklichen den Traum für Wahrheit und die Zerrüttung für den Aufgang des Heils ansehen. Die Vernunft ist 3) eben die Kraft, die statt die Triebe zu leiten, so oft von den Trieben nicht nur unterdrückt, sondern sogar eine Sklavin der Triebe wird. Sie wird von Trieben unterdrückt, wie alle Ausbrüche der Sinnlichkeit beweisen; sie wird eine Sklavin der Triebe, wie alle Apologien darthun, die die gemißbrauchte Vernunft dem gebietenden Laster gehalten hat, hält und halten wird. Wo war auch eine Tyrannei, die nicht an irgend einer Vernunft ihren Vertheidiger gefunden; wo eine Unvernunft, der nicht irgend eine Vernunft den Mantel der Weisheit umgeworfen hat? Die Vernunft ist 4) eben die Kraft, die die natürlichen Triebe so oft zum unnatürlichen Schweigen bringt. Wie laut, und wie lange mußte die Vernunft des entschlossenen Selbstmörders gegen den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung predigen, bis diese Stimme der Natur überschrien und zum Schweigen gezwungen werden konnte? Hätte die Vernunft nicht an der Zerstörung der sinnlichen Existenz mitgearbeitet: der Trieb der Selbsterhaltung hätte sie vor dem Untergange gerettet.

Wenn nun aber die Vernunft die Triebe erweitert, ausarten macht, zum unnatürlichen Schweigen bringt, und nicht selten eine Sklavin der Triebe wird; so muß sie in den Menschen, in welchen sie eine Sklavin der Triebe wird, nach und nach selbst immer mehr verdorben werden. Sie muß selbst einer Leitung bedürfen, um Leiterin der Triebe werden zu können. Sie wird recht oft Böses für Gutes, und Gutes für Böses, Falsches für Wahres, und Wahres für Falsches ausgeben; und diese Gewohnheit,

unrichtig zu urtheilen, wird ſie ſelbſt immer unfähiger machen, richtig zu urtheilen. Und wenn nun das Salz in uns dumm iſt, womit wird ihm die Schärfe wieder gegeben werden? Sie, die Vernunft, iſt allerdings ein Arzt, der den Menſchen vor vielen Krankheiten bewahren, und einige Krankheiten auch heilen kann. Wenn nun aber der Arzt, ſtatt den Kranken zu heilen, das Uebel nur ſchlimmer macht; wenn er, ſtatt die Seuche zu heilen, ſelbſt von der Seuche angeſteckt wird, wie etwa die unvorſichtigen Krankenwärter die Krankheiten ihrer Anvertrauten erben: wie wird der kranke Arzt ſeine Patientin heilen? Und dieß iſt die Geſchichte unſerer Vernunft. Sie läßt ſich von der Patientin erbitten und beſtechen, daß ſie den geheimen Schaden nur mit Palliativkuren liebkoſet, und das Uebel in ſeinem krebsartigen Umſichgreifen nicht hindert, bis ſie am Ende von dem Gifte ſelbſt angegriffen wird. Zwar, um bei dem Bilde zu bleiben, kann auch ein kranker Arzt in den ruhigern Stunden ein paſſendes Rezept ſchreiben, oder dem Schreiber in die Feder diktiren: und dieß Vermögen hat auch die kranke Vernunft in beſſern Momenten noch; ſie kann noch Rezepte verſchreiben; kann noch Ausſprüche thun, was gut, böſe ſey; kann noch Vorſchriften geben, nach denen die Triebe ſollten geleitet werden. Aber was iſt für ein großer Abſtand zwiſchen einem Rezept und der Heilung?

Wenn alſo auch der Ausſpruch der Vernunft richtig iſt, ſo bleibt doch die gegebene Regel: Leite die Triebe durch Vernunft, immer noch eine für Menſchen, wie ſie ſind, unbehülfliche Regel. Denn zweitens: Wenn auch der Ausſpruch der Vernunft wahr iſt, ſo iſt das Regiment der Vernunft doch nur das Regiment eines Begriffes, und das Regiment eines Begriffes viel zu ſchwach, die irregeleiteten Triebe nach dem Geſetze der Vollkommenheit mit hinreichender Kraft zu leiten, und das eingewurzelte Uebel zu heilen. Es iſt das Vermögen der Vernunft, den Willen zum Gutſeyn zu beſtimmen, leicht auszumeſſen. Sie kann das Geſetz:

Das iſt gut: liebe, achte, vollbringe es; wenn Gott iſt, und die Urquelle alles Guten iſt; ſo iſt Er aller Liebe, aller Achtung, alles Gehorſams würdig: — darlegen; ſie kann die Beweggründe, dieß Geſetz zu erfüllen, ſammeln, darſtellen; ſie kann an das Geſetz, und die Gründe, es zu erfüllen, erinnern; ſie kann den Willen in leichtern Fällen wirklich zur Erfüllung des Geſetzes bewegen. Dieß iſt das anerkannte Vermögen der Vernunft, in ſofern ſie im edelſten Sinn praktiſch heißen kann; dieſes Vermögen kennen wir aus Erfahrung, und kennen es aus der Natur der Vernunft. Allein, wir haben 1) bis auf dieſe Stunde in der ganzen Geſchichte kein einziges, bekannt gewordenes Faktum, daß die Vernunft, ſich ſelbſt gelaſſen, und ohne andere Hülfe, vermocht hat, das Geſetz der Vollkommenheit in der menſchlichen Natur gegen alle Regungen der widerſtreitenden Triebe geltend zu machen — kein einziges Faktum. Vielmehr klagen die Beſſern und Weiſern des Geſchlechtes über die Uebermacht der Aſche und über die Ohnmacht des göttlichen Funkens in uns. Das Meliora probo und Deteriora sequor iſt zum Sprichworte des geſunden Verſtandes geworden; und man müßte ein rechter Fremdling in ſeinem eigenen Hauſe ſeyn, wenn man in dem Dichter dießmal nicht den Seher der Wahrheit erkennen wollte. Ich finde 2) in der Natur des Menſchen keinen einzigen poſitiven Grund, der Vernunft dieſe Kraft beizulegen, vielmehr einen unauflösbaren Gegengrund, nämlich dieſen: Es iſt keine Proportion zwiſchen dem Regiment eines Begriffes und zwiſchen dem Widerſtreit der ganzen Sinnlichkeit. Das Gute, zu dem die Vernunft treibt, iſt nur Idee, nur Vorſtellung; das Angenehme, das die Sinnlichkeit anbeut, iſt ein gewaltſamer Reiz. Dieſer Reiz ſtellt ſich, wie eine Mauer, der befehlenden Vernunft entgegen, die ſie noch zuvor überſteigen, oder wie ein Abgrund, den ſie noch zuvor ausfüllen muß, um mit ihrem Befehle durchzudringen. Es iſt einem jeden redlichen Menſchen, der ſich nicht gern mit Worten täuſchen läßt, und wahrhaftig gut werden möchte, wie einem Wanderer, den noch

der Abgrund einer tiefen, weiten Kluft von ſeinem Vaterlande trennet; er ſteht und ſchreit: „Wer füllt mir dieſe Kluft aus, daß ich in mein Vaterland kommen möge!“ Mit Ideen iſt ſie nach allem Anſchein unausfüllbar.

Die Geſchichte nun, die kein einziges Faktum aufweiſen kann, daß die Vernunft, ſich ſelbſt gelaſſen, das Geſetz der Vollkommenheit in dem menſchlichen Willen gegen die widerſtreitende Sinnlichkeit habe geltend machen können; die große Kluft zwiſchen Idee und That, zwiſchen Wollen und Vollbringen; — der durch Ideen nach allem Anſchein unausfüllbare, große, leidige Graben, der uns von dem Lande der Tugend trennt, und den nur der Leichtſinn oder der Parteigeiſt nicht ſehen kann; die täglich eintreffende Erfahrung, wie ſchwer es ſey, auch in leichtern Fällen der Idee des Guten nachzuleben; und darüber die Beobachtung, daß es auch bei den muthigſten Kämpfern für das Gute nicht an Fehltritten fehle: — dieß alles kann einen redlichen Forſcher, bei aller Achtung für die Vernunft, geneigt machen, ihr wirkliches Unvermögen als ſolches anzuerkennen, und mit allem Ernſte zu fragen: Wie kann dieſem Unvermögen der Vernunft, das Geſetz der Vollkommenheit in dem menſchlichen Willen geltend zu machen, abgeholfen werden?

Eilftes Kapitel.

Wie die Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft gehoben, und dieſelbe zur zweckmäßigen Leitung der thieriſchen Triebe volltüchtig werde.

Dem genannten Unvermögen der menſchlichen Vernunft abzuhelfen, laſſen ſich zwei Wege denken, deren der eine in, und der andere außer dem Kreiſe der menſchlichen Kräfte läge. Der Weg, der im Kreiſe der menſchlichen Kräfte liegt, heißt: Angewöhnung des noch unmündigen Menſchen zur Befolgung der vornehmſten Vernunftausſprüche, ehe in ihm die Vernunft ſelbſt erwachet. Eine höchſt wohlthätige Angewöh-

nung, die dann bei erwachender Vernunft fortgesetzt, und durch die fortschreitende Bildung der Vernunft nicht gehindert, sondern befördert würde. Dafür spricht das klare Zeugniß der Erfahrung, und die Natur der Sache. Wenn der Wille schon durch Vorübung eine Fertigkeit erlangt hat, das Gute zu achten und zu lieben; so ist es ja der Vernunft leichter, diese Achtung und Liebe zu gebieten. Das Regiment des Begriffes ist alsdann durch Angewöhnung schon vorbereitet, schon unterstützt und verstärket. Hat der Knabe gelernt, dem Winke des Vaters ohne Widerrede zu gehorsamen, noch ehe seine Vernunft sich entwickelt hat; so wird die Vernunft des Jünglings, die hernach selbst auf Gehorsam dringt, in dem Jünglinge weniger Widerstreit finden, weil die Uebung den Gehorsam schon erleichtert, und der Eigensinn und die Lüsternheit schon ihre Beschränkung erhalten haben. Unter allen Angewöhnungen aber, das Gute zu achten und zu lieben, ist keine, die die Achtung und Liebe des Guten mehr erleichterte, als die Angewöhnung, alles Gute als einen Wink der Gottheit anzusehen, und als solchen Wink zu vollbringen, um nur der Gottheit nicht zu mißfallen — oder kürzer: Die Angewöhnung des jungen Alters, gegen Gott gesinnet zu seyn, wie es gegen die geliebten Eltern gesinnet ist. Dieser stille, zarte Kindersinn für alle Winke des Vaters der Menschen heißt in der alten Sprache: „Gottesfurcht." Die Gottesfurcht hilft dem Unvermögen der Vernunft, die sinnlichen Triebe zu leiten, nicht wenig ab, besonders wenn sie schon Angewöhnung geworden ist, ehe noch die sinnlichen Triebe zur Herrschaft, d. i. zur Unbändigkeit gekommen sind. Denn da ist es nicht mehr bloß die Vernunft (der Eltern oder Kinder), die sagt: Beschränke die Triebe; es ist die Beschränkung schon zur Gewohnheit geworden. Und nicht nur diese Gewohnheit unterstützet als Gewohnheit das Regiment der Vernunft. Die Achtung gegen den Wink der Gottheit ist eine besonders mächtige Gewohnheit; denn der Knabe lernet, seinen Gott gegen-

wärtig zu denken, wo seine Eltern nicht winken, befehlen, drohen, strafen können. Und dieser ihm stets gegenwärtige Gott legt ihm einen Abscheu vor dem Unrecht in das Herz. Und dieß ist das so verkannte und vernachlässigte, nicht bloß aus Mißverstand verschriene, sondern auch bei vielen Familien, leider! außer Uebung gebrachte „Geheimniß der Erziehung.“ Erziehung soll Angewöhnung zum Guten, und Angewöhnung zum Besten, dessen das zarte Alter fähig ist, zur Gottesfurcht seyn; nun ist sie, statt Angewöhnung zum Guten, Wortspiel, und, statt Angewöhnung zur Gottesfurcht, besonders in vielen Häusern, die nicht von Bürgern und Bauern bewohnt werden, Angewöhnung zur Eitelkeit und zum Räsonniren geworden. O Freunde! danket, danket mit mir, so viel ihr könnet, wenn euch das Beispiel eurer frommen Mutter ein Spiegel der Gottesfurcht war; wenn euch nicht die gelehrte Sprache des Erziehers, sondern das Vormachen des Vaters zur Gottesfurcht angewöhnt; wenn eure Erziehung eine wahre Erziehung, d. i. eine Vorübung im Guten und zum Guten geworden;*) wenn euer Jugendalter nicht in die Zeiten gefallen ist, in denen man die Erziehung zur Kunst macht — weil man von der Natur zu weit abgekommen ist. Es haben in unsern Tagen Einige, die die Reformation des Menschen von der Reformation unschuldiger Wörter anzufangen beliebten, auch das schuldlose Wort Gottesfurcht ausgeschieden. Allein, wenn sie nur die Sache erstens in sich gehabt, zweitens in ihren Handlungen lebendig dargestellt, drittens in ihre Zöglinge gepflanzt hätten; das Wort hätten wir ihnen gerne geschenkt.

Was

*) Dieser einzig wahre Begriff der Erziehung konnte Bacon's Blicke nicht entgehen. Quando quidem igitur mos velut summus sit humanae vitae moderator et magister, curae sit inprimis, ut mores bonos addiscamus. Certe consuetudo validissima cum a pueritia incipit, hanc educationem appellamus. Quae nihil aliud est, quam a teneris annis imbibita consuetudo. Eine Stelle, die an Werth gewiß eine große Zahl Abhandlungen über Erziehung aufwiegt.

Was hat doch die zarte Natur des Knabenalters Schöneres, Edleres, Liebenswürdigeres, als den feinen Kindessinn gegen ihren unsichtbaren Vater? Selbst der Gehorsam gegen den sichtbaren Vater wird durch diesen Kindessinn erst recht veredelt, und ist darin schon mitbegriffen. Der unsichtbare Vater will, daß ich meinen sichtbaren Eltern gehorsame; ich gehorsame also eigentlich Gott, wenn ich meinen Eltern gehorsame. Das ist der feine Kindessinn, der Gottesfurcht heißt; und wer diesen verschreien kann, der gebe uns etwas Besseres, das in sich edler ist, und kräftiger wirkt.

Auf einem andern Wege könnte dem Unvermögen der Vernunft, die sinnlichen Triebe zu leiten, noch mächtiger abgeholfen werden, wenn die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns so gut wäre, allen denen, die sich im Ernste bemühen, gut zu werden, und die gegebenen Kräfte zu dem Endzwecke, wozu sie gegeben, treu gebrauchen, höhere Kräfte mitzutheilen. Ich fürchtete, die Urquelle alles Gutseyns selbst zu lästern, wenn ich daran zweifelte, ob das beste Wesen wohl gütig genug wäre, um dem Unvermögen der Menschen, die sich's angelegen seyn ließen, ihm ähnlich zu werden, abhelfen zu wollen, und ihnen höhere Kräfte mitzutheilen; und wenn ich daran zweifelte, ob die Allmacht mächtig genug wäre, diese höhere Kraft mittheilen zu können, oder ob die höchste Weisheit weise genug wäre, diese Aushülfe ihren Kindern zukommen zu lassen. Da ich nun auf einer Seite das Unvermögen der menschlichen Vernunft, die sinnlichen Triebe vollkommen zu leiten, nicht läugnen kann, und auf der andern die Idee von der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns mich nicht wohl zweifeln lässet, daß sie gütig und mächtig und weise genug sey, diesem Unvermögen der Vernunft abzuhelfen; so werde ich von beiden Seiten gedrungen, nachzuforscheu, ob sich denn die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns hierin wirklich unbezeugt gelassen habe. In diesem ehrlichen Nachforschen fallen mir die Schriften des neuen Testamentes in die Hände, und ich finde dreierlei auffallende Aeußerungen darin, an deren Wahrheit ich um so weni-

ger zweifeln kann, je bestimmter sie das Räthsel lösen, und je harmonischer sie dem Wunsche meines Wesens antworten.

Ich finde erstens klare Zeugnisse vom Unvermögen der Vernunft, den alten Zwist zwischen Vernunft und Sinnlichkeit abzuthun. Das Klärste ist wohl dieses:

„Ich weiß wohl, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin Fleisch, und unter die Sünde verkauft. Ich weiß nicht recht, was ich thue. Denn ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern ich thue das Böse, das ich hasse. Wenn ich aber das thue, das ich nicht will, so bezeuge ich ja selbst, daß das Gesetz gut sey. Aber jetzt thue nicht ich, was ich thue, sondern die Sünde thut's, die in mir wohnet. Das Gute wohnt nicht in mir, das ist, in meiner Sinnlichkeit. Das Wollen liegt mir an; aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht. Denn ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Wenn ich aber das thue, was ich nicht will, so thue es nicht ich, sondern die Sünde, die in mir wohnet. Ich finde also, daß mir bei allem Willen, das Gute zu thun, doch immer das Böse anliegt. Nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an dem Gesetze Gottes, aber in meinen Gliedern finde ich ein ander Gesetz, das dem Gesetze des Geistes widerstreitet, und mich zum Sklaven der Sünde macht, die wie ein Gesetz in meinen Gliedern herrschet."

Ich finde zweitens in unsern heiligen Schriften klare Zeugnisse von höhern Kräften, die dem Unvermögen der Vernunft abhelfen, den alten Zwist zwischen Sinnlichkeit und Vernunft abthun, und den schönen Frieden in uns herstellen können, und jenen Krieg in vielen Menschen wirklich abgethan, und diesen Frieden wirklich hergestellt haben.

„Die Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Langmuth, Freundlichkeit, Güte, Glaube,

Sanftmuth, Keuschheit. Die der Geist Gottes treibt, die sind Kinder Gottes. Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft, sondern den Geist der Kindschaft empfangen. Die Liebe gegen Gott wird durch den heiligen Geist in unsern Herzen ausgegossen. Ihr seyd nicht fleischlich, sondern geistlich gesinnet, wenn anders der Geist Gottes in euch wohnet. Der Vater giebt den guten Geist denen, die ihn darum bitten. Bittet, so wird euch gegeben werden!"

Ich finde drittens in unsern heiligen Schriften unzählige Zeugnisse von der Allgemeinheit dieser Verheißungen, und keine einzige von der Beschränktheit dieser Verheißungen auf Ort, Zeit, Geschlecht; Verheißungen, welche so allgemein sind, als unser Unvermögen, und so allgemein, als die Idee von der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns. Zwar können die Menschen, die dem Lichte widerstreben, durch dieses Widerstreben die Wirkungen des Lichtes beschränken; aber die Quelle des Lichtes beschränkt ihre Ausflüsse nicht. Wo offenes, aufnehmendes Auge, da fehlt es nicht am einfallenden Strahle.

Sehet, liebe Leser, welche große Hoffnungen uns gegeben sind, wenn nur unsre Philosophie demüthig genug wäre, dieselben anzunehmen. Und demüthig soll sie doch wenigstens seyn. Denn stolz kann ja der gemeine Mensch auch seyn; dazu soll es keiner Philosophie bedürfen. So gewiß man, nach Urian's Reise, nicht erst Mogul seyn muß, um die Zähnepein zu haben; so gewiß wird man doch auch nicht erst Philosoph werden dürfen, um sich von stolzen Anmaßungen seiner Vernunft am Seile umhertreiben zu lassen. Gerade umgekehrt: Dieß sollte ja die allererste Wirkung der Philosophie an uns seyn, daß wir das Unvermögen unsers Vermögens wahrheitliebend erkenneten, und die Vergötterung dieses Vermögens dem Rausche und Wahnsinn überließen!

Gottesfurcht und höhere Kräfte, beide in dem allerreinſten Sinne des Wortes genommen, ſind, alſo die zwei großen Reſultate dieſer moraliſchen Unterſuchungen; ſind die zwei weſentlichen Bedingniſſe, ohne die ſich keine komplete Leitung der ſinnlichen Triebe denken läßt. Die Vernunft mag die Leitung der Triebe gebieten, ſo lange ſie will; aber beweiſen wird ſie nie können, daß die wirklich komplete Leitung der ſinnlichen Triebe ohne Gottesfurcht und ohne höhere Kräfte in irgend einem Menſchen erzielet worden ſey.

Daraus erhellet auch die Zuverläſſigkeit des allerwichtigſten Unterſchiedes zwiſchen Glückſeligkeitstrieb und Glückſeligkeitstrieb. Er iſt nämlich zweckverfehlend oder zweckerreichend, wohlgeordnet oder nicht wohlgeordnet. Dieſer Unterſchied iſt ſo zuverläſſig als wichtig. Denn der Glückſeligkeitstrieb iſt 1) in allen Menſchen. 2) Dieſer Glückſeligkeitstrieb bedarf in allen Menſchen einer Leitung. 3) Nicht in allen Menſchen erhält der Glückſeligkeitstrieb eine komplete Leitung, und erhält 4) deßhalb keine komplete Leitung, weil die Vernunft, die die ſinnlichen Triebe leiten ſoll, ſelbſt nicht geleitet, ſelbſt nicht geſtärkt genug iſt, um ſo große Dinge zu thun; weil das, was ordnen ſoll, ſo ſelten geordnet iſt. Und das iſt der ſchreckliche Zirkel, in dem alle ſich ſelbſt gelaſſene Menſchenbildung umherläuft. Das Geſchäft, die Triebe zu leiten, wird der Vernunft aufgetragen, aber die Vernunft wird indeß ſelbſt von den Trieben tyranniſirt; und wenn ſie auch nicht von ihnen tyranniſirt wird; ſo iſt ſie doch zu ſchwach, den Eindrücken der Sinnenwelt und der Uebergewalt der Triebe zu widerſtehen. Aus dieſem Zirkel kommt der Menſch nicht heraus, wenn er nicht außer ſich Hülfe ſuchet, und nicht zuerſt die höchſte Vernunft um Ordnung und Stärkung der ſeinen anfleht. Dieß iſt ſo wahr, daß das Problem, was wohlgeordneter Glückſeligkeitstrieb ſey, ewig unauflösbar bleibt, wenn man, um mit einem chriſtlichen Phi-

losophen zu reden, den zerschlagenen Krug immer mit seinen Scherben flicken will, und am Ende selbst das Christenthum, das doch die Erneuung des Menschen zum Zwecke hat, zu solch einem elenden Flickdienste herabwürdigen will. Wohlgeordnet ist der Glückseligkeitstrieb doch nur alsdann, wenn

I. die Sinnlichkeit in einer steten Subordination gegen die Vernunft, und

II. die Vernunft in einer steten Subordination gegen die höchste Vernunft gehalten wird.

Steht unsere Vernunft nicht unter der höchsten, so schwankt sie selbst hin und her, steht selbst nicht fest, ist selbst nicht fixirt, und kann also auch nicht fixiren. Steht sie aber unter der höchsten Vernunft; dann steht sie fest, dann kann sie fest stehen machen. Also laßt uns die unnütze Mühe, den Frieden zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, durch Vernunft und Sinnlichkeit in uns herstellen zu wollen, aufgeben; denn das Dreieck läßt sich ja unmöglich mit zweien Linien schließen. Es muß eine dritte dazu kommen, dann ist erst das Dreieck geschlossen. Es muß die Vernunft in uns zuerst durch eine höhere Kraft festgestellt seyn, ehe sie die Sinnlichkeit sich ganz unterwerfen kann.

Die Summe des reinen Gewinnstes für die Glückseligkeitslehre aus dieser ganzen Abhandlung ist also diese:

„Je gebietender und reiner in einem Menschen die Liebe gegen Gott und die Menschen; desto mehr Gutseyn und Wohlseyn im Menschen."

„Je fester im Menschen die Subordination der Sinnlichkeit gegen seine Vernunft, und seiner Vernunft gegen die allerhöchste; desto mehr Gut- und Wohlseyn im Menschen."

Zweiter Abſchnitt.

Von den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur.

Zwölftes Kapitel.

Von der Verſchiedenheit menſchlicher Bedürfniſſe.

Bei dem Gebrauche des Wortes Bedürfniß wollen wir zunächſt entweder die Begierde nach etwas, das zum Wohlſeyn des Menſchen unentbehrlich iſt, oder dafür gehalten wird; oder auch die Sache, die zum Wohlſeyn des Menſchen unentbehrlich iſt, oder dafür gehalten wird; oder das Unentbehrliche ſowohl der Begierde, als der Sache bezeichnen. In erſterer Bedeutung ſagen wir: meine Bedürfniſſe ſind befriediget; in der zweiten: die täglichen Bedürfniſſe werden den Dürftigen von Wohlthätern gereichet; in der dritten: die Wahrheit iſt ein Bedürfniß meiner Natur. In der letzten Bedeutung, die die zwei erſtern Bedeutungen nicht ausſchließt, kommt hier das Wort am öfteſten vor.

Was unſere Natur zu ihrem Wohlſeyn nicht entbehren kann, das iſt ein Bedürfniß der Natur. Was der Menſch nach ſeiner jetzigen Angewöhnung, Meinung, Einbildung nicht wohl mehr entbehren kann, oder nicht mehr entbehren zu können wähnt: iſt ein Bedürfniß der Angewöhnung, der Erziehung, des Wahns, der Einbildung, ein ſelbſtgemachtes.

Die Bedürfniſſe der Natur unterſcheiden ſich genau, wie der Körper und das Prinzipium, das ihn belebet, und heißen daher niedere und höhere. Die niedern Bedürfniſſe der Natur ſind allgemein anerkannt und keinem Widerſtreite unterworfen; äußern ſich auch von ſelbſt, und laſſen ſich, die

Angewöhnung und die herrschende Lust abgerechnet, ohne künstlichen Apparat, und mit Wenigem befriedigen. Wir bedürfen alle Speise, Trank, Schlaf, Bewegung, Decke; und für dieses alles ist in der Natur schon so gesorgt, daß diese Bedürfnisse entweder ohne alle unsere Vorbereitung ihre Befriedigung finden, wie das Bedürfniß zu schlafen und Odem zu holen; oder, bei vorausgesetzter Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, Freigebigkeit und Genügsamkeit, ohne zu großen Aufwand von Sorge und Mühe befriediget werden können, wie die Bedürfnisse zu essen, zu trinken, sich zu kleiden. Allein diese Voraussetzung hat in dem wirklichen Leben der Menschen so wenig Platz, als wenig bei den wirklichen Bewegungen der Maschinen die Reibung der Theile wegbleiben kann, ob sie gleich der Theorist nicht in die Rechnung gebracht hätte. Obschon für die niedern Bedürfnisse in der Natur Vorrath genug da ist; so ist doch für die grenzenlose Lust an Besitz und Genuß nicht Vorrath genug da. Und theils aus der unersättlichen Lust an Besitz und Genuß, theils aus andern Ursachen entstehen in Familien und Ländern nicht selten so große Nöthen, daß die Befriedigung der niedern Naturbedürfnisse eine Quelle unzähliger Leiden für den menschlichen Geist, und die Errettung aus mancherlei Noth ein rechtes Bedürfniß des Menschen wird.

Dreizehntes Kapitel.

Von den höhern Bedürfnissen des Menschen.

Die höhern Bedürfnisse haben dieß Eigene, daß sie 1) nicht geachtet, längere Zeit unterdrückt, abgestumpft, geläugnet werden können; 2) mühsamer zu befriedigen sind; 3) eine Art von Unendlichkeit in sich haben; und 4) eigentlich Bedürfnisse nach dem unendlichen Wesen sind. Ein solches Bedürfniß ist I. die Wahrheit. Was wollen denn die Menschen mit ihrem Hang nach Erkenntniß, mit ihrem ewigen Fragen, Denken, Schreiben, als die Wahrheit? Dieß Eine suchen am Ende doch alle

Syſteme, alle Diſpute. Alle Fragen des Kindes und des Weiſen, was? warum? woher? wozu? wie? ſind Fragen des Bedürfniſſes nach Wahrheit. Und zwar nicht nur die Wahrheit, wie immer erkannt, ſondern auch die gewiſſe Erkenntniß der Wahrheit, die Gewißheit, iſt ein Bedürfniß unſerer Natur. Daher die Bemühung, den Schein aufzudecken, entſcheidende Gründe zu ſuchen, zu widerlegen, zu beweiſen; daher die Pein des Zweifels und die Folter der Ungewißheit. Ein ſolches höheres Bedürfniß iſt II. das Freiſeyn von aller Selbſtanklage, oder, wie wir gemeine Leute es ſonſt nennen, und die Weiſen wirklich nicht beſſer zu nennen wiſſen, „Gewiſſensruhe.“ Die Gewiſſensbiſſe, die das Unrecht in mir ſtrafen, und die Empfindungen der Reue, wenn ich Unrecht gethan habe, kann ich aus meiner Natur nicht hinausräſonniren, und, wenn ich recht gethan habe, nicht hinein. Ich muß ſie alſo für etwas halten, das von Menſchenerfindung unabhängig iſt. Ohne poſitive Gewiſſensruhe iſt in mir ein ſchreckliches aut, aut: entweder ein ſtrafender Richterſpruch, oder ein ertrotztes Schweigen des Gewiſſens. Jenes läßt mich nicht glücklich ſeyn; dieſes macht mich noch elender. Ich muß alſo das Freiſeyn von aller geheimen Selbſtanklage als ein höheres Bedürfniß meines Weſens anerkennen. Hieher gehört das Bedürfniß nach Beruhigung, wenn die Gewiſſensruhe dahin iſt. Und wo iſt der Menſch, der ſie immer hat? Ich kann nicht glücklich ſeyn, ſo lange mich der Rückblick auf das begangene Unrecht unruhig macht. Und wer iſt ſo gut, ſo gegründet in Ruhe, daß ihn dieſer Rückblick nie um die Ruhe bringt? Ein ſolches höheres Bedürfniß iſt III. die ſittliche Vollkommenheit, d. i. die lautere, gebietende Liebe gegen Gott und unſeres Gleichen. Die Liebe gegen unſeres Gleichen, oder, wie ſie ein neuer Vertheidiger der alten Liebe nennet, die edle Fertigkeit, ſich in die Lage eines Andern hineinzuſetzen, und ſich in des Andern Wohl und Weh zu vergeſſen, iſt offenbar ein höheres Bedürfniß unſerer Natur. Denn ohne Liebe biſt du entweder ein gefühlloſer Klotz, oder trägſt gar Bit-

terkeit und Haß gegen deines Gleichen in dir. Nun Gefühllosigkeit macht dich wenigstens nicht glückselig, und Haß und Bitterkeit macht dich noch darüber elend, peiniget dich mit Empfindungen, die deiner unwürdig und dir lästig sind. Im Gegentheile: die lautere Liebe gegen deines Gleichen ist an sich gut, ist noch dazu ein Triebrad zu unzähligen guten Handlungen, ist eine Quelle unzähliger Freuden für dich und Andere, also ein Bedürfniß deiner höhern Natur, indem sie ohne Liebe weder gut seyn, noch froh werden kann. Die lautere, gebietende Liebe gegen Gott ist offenbar ein höheres Bedürfniß der menschlichen Natur, indem ihr ohne diese Liebe sowohl die edelste Gesinnung, als die würdigste Freude fehlt, und doch zu beiden die Anlage in uns ist. Ein solches höheres Bedürfniß ist IV. nicht bloß Wahrheit, gewisse Wahrheit überhaupt, sondern vorzüglich, und gar vor allem „die gewisse Erkenntniß Gottes." Dieß Bedürfniß ist der denkenden Natur wesentlich. Eben die Vernunft, die überall weiter fragt, und alle ihre Kenntnisse auf Einheit bringen will, beweiset durch dieses nothwendige „Immer weiter" fragen, und durch dieses Treiben nach Einheit, daß sie nicht ruhen kann, bis sie das Eine, das Allhervorbringende, das Ens Entium, wie's ein alter, und die höchste Intelligenz, wie's ein neuer Philosoph nennet, gefunden hat. Ein höheres Bedürfniß ist V. die Unsterblichkeit und die Gewißheit derselben. Es ist der Wunsch, ewig zu seyn, unauslöschbar, und die Unauslöschbarkeit dieses Wunsches der einfältigste Beweis des Bedürfnisses. Die bessern Philosophen theilen sich in Anerkennung dieses Bedürfnisses in zwei Klassen. Einigen ist die Unsterblichkeit unentbehrlich, um die vollkommene Heiligkeit, Andern, um die vollständige Glückseligkeit zu erhalten. Ich sehe nicht, was dem dritten Manne im Wege stünde, zur Behauptung: Unsterblichkeit unsers Wesens ist ein Bedürfniß, um Heiligkeit und Seligkeit zu vollenden. Zu diesem höhern Bedürfniß gehört noch VI. das Bedürfniß nach Friede, nach Freiseyn von allem, was

den Geist drückt, beschwert, plagt, hemmt — im Genusse der Wahrheit, in der Liebe; das Bedürfniß nach dem Besitz alles dessen, was Gutseyn und Wohlseyn heißen kann. Dieß Bedürfniß ist eben das Bedürfniß aller Bedürfnisse, oder das ganze Streben der menschlichen Natur nach der gewissen Glückseligkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Vom edelsten aller höhern Bedürfnisse.

Um die Unerfahrnen auf dieses Bedürfniß aufmerksam zu machen, sollte man wünschen, daß die menschlichen Gemüther die praktische Auflösung einer höchst wichtigen Aufgabe mit allem Eifer unternähmen, dieser Aufgabe nämlich: das Prinzipium in sich herzustellen, welches als gut betrachtet, alles Sittlich-Gute in sich einschließt; als Gesetz betrachtet, alles andere Gute mitgebietet; als Gesetzerfüllung betrachtet, alle andern Gebote miterfüllet; als Zweck betrachtet, selbst der Zweck aller andern Gebote ist; als Wohlseyn betrachtet, die würdigste Freude ist; als Beschäftigung der Seele betrachtet, das vollkommenste Wesen zum Objekte, und die Verherrlichung desselben zum Zielpunkte ihrer Thätigkeit hat; als Gesinnung des Menschen betrachtet, die Natur des Menschen in ihrer höchsten Würde darstellt. Dieß Prinzipium ist die gebietende lautere Liebe gegen Gott, und nur diese Liebe. Denn sie hat dieß Eigene, daß sie 1) als gut betrachtet, alles andere Sittlich-Gute in sich einschließt, und alles Sittlich-Böse ausschließt. Die Liebe gegen Gott ist als Liebe eine Liebe gegen alles Gute, und ein Haß gegen alles Böse. Sie hat dieß Eigene, daß sie 2) als Gesetz betrachtet, alles andere Gute mitgebietet, und alles Böse verbietet. Das Gesetz: Liebe Gott von ganzem Herzen, hat offenbar den Sinn: Liebe Gott, und thu aus Liebe seinen Willen: sein Wille aber ist, alles Gute lieben, alles Böse meiden; darum so liebe das liebenswürdigste Wesen über Alles, und um seinetwillen alles Gute. Sie hat dieß Eigene, daß sie 3) als

Geſetzerfüllung alle anderen Gebote miterfüllet. Wer Gott von ganzem Herzen liebet, der iſt mäßig, nüchtern, keuſch, gerecht, barmherzig, wahrhaftig, demüthig, ſanftmüthig, geduldig, — heilig, weil Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuſchheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld — Heiligkeit, „Gottes Wille an die Menſchen" iſt. Sie hat 4) als Zweck betrachtet, dieß Eigene, daß ſie der Zweck aller andern Gebote iſt. Wozu wären auch die Gebote, z. B. Verläugne alles Unedle in dir, widerſteh der Triebfeder der Eigenliebe, — als um vollkommene Liebe gegen das allerbeſte Weſen hervorzubringen, die, wenn ſie da iſt, alle fernern Gebote überflüßig macht, und durch ſich ſelbſt regieret? Daher der Gerechte, das iſt, der, welcher Gott von ganzem Herzen liebt, keines Geſetzes mehr bedarf. Wozu die Mittel, wenn der Zweck erreicht iſt? Sie hat dieß Eigene, daß ſie 5) als Wohlſeyn betrachtet, die würdigſte Freude dieſes Lebens iſt, und das Richtmaß aller würdigen Freuden. Wer das liebenswürdigſte Weſen von ganzem Herzen liebet, hat hohe Freude an dem würdigſten Gegenſtande, wenigſtens in den hellern Momenten dieſes Lebens, und wird derſelben immer fähiger und würdiger, und was dieſe Freudefähigkeit in uns nicht tödtet oder ſchwächet, iſt gewiß des Menſchen würdig. Wer dieſe Freude nie empfunden hat, der iſt bemitleidenswerth, weil er die beſte Freude dieſes Lebens noch nicht gekoſtet hat. Wer aber dieſe Freude deßhalb, weil er keinen Sinn für dieſelbe hat, und ſie noch nicht aus der Erfahrung kennt, unter die „Schwärmereien der Religion" rechnet, geht aus ſeinem Kreiſe heraus, und richtet in einer Terra incognita, wie denn dieß gar oft der Fall iſt. Sie hat 6) dieß Eigene, daß ſie das allervollkommenſte Weſen zum Objekte und die Verherrlichung des allervollkommenſten Weſens zum Zielpunkte ihrer Thätigkeit hat. Nicht die Idee einer guten Handlung, ſondern das gute Weſen ſelbſt; nicht irgend ein gutes Weſen, ſondern die Urquelle alles Guten beſchäftiget ſie. Das allervollkommenſte Urweſen, Gott, iſt es, zu dem die Liebe den Willen empor richtet; die

Richtung zum allervollkommensten Wesen ist es, in der die Liebe das Herz erhält. Und diese Richtung zum allervollkommensten Wesen hat den schönen Zweck, das allervollkommenste Wesen zu verherrlichen. Es ist dieß die Natur der Liebe, die Liebenswürdigkeit des Geliebten zu offenbaren. Sie zeigt 7) als Gesinnung des Menschen den Menschen in seiner höchsten Würde, davon wir Begriffe haben. Denn da sich über das allervollkommenste Urwesen nichts Vollkommneres denken läßt, da sich auch kein vollkommneres Verhältniß des Menschen zum allervollkommensten Urwesen denken läßt, als das Verhältniß der Liebe, die alle Kräfte des Menschen zu Vollbringung des göttlichen Willens einweihet; so läßt sich auch über die Würde dieser Liebe hinaus keine höhere Würde des Menschen denken. O, wie hoch muß der stehen, der diese Liebe in sich trägt! Wer sie in sich trägt, glaubt gewiß an sie, und wer ihr nachstrebet, glaubt auch an sie. Wer sie aber nicht hat, und ihr nicht nachstrebet, der kann sie — lästern.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den Eigenthümlichkeiten aller höhern Bedürfnisse des Menschen.

Alle höhern Bedürfnisse des Menschen beweisen ihre hohe Art dadurch, daß sie erstens: nicht gefühlt, nicht geachtet, unterdrückt, abgestumpft, ja geläugnet werden können. Die Wirklichkeit der Sache setzt die Möglichkeit außer Zweifel. Der Unwissende, der Träge, fühlen das Bedürfniß nach Wahrheit nicht; sonst fragten sie nach ihr. Der Bösewicht achtet nicht das Bedürfniß nach Gewissensruhe; sonst würde er den Muth, Unrecht auf Unrecht zu häufen, verlieren. In dem Harten, Grausamen muß das Bedürfniß nach Liebe sehr stumpf geworden seyn; sonst wäre Härte, Grausamkeit keine so leichte Sache für ihn. Die Philosophie der fünf Sinne läugnet wirklich die höhern Bedürfnisse, sieht überall nur Sinn und nichts weiters. Alle diese höhern Bedürfnisse beweisen ihre höhere Art dadurch, daß sie zweitens: mühsam zu

befriedigen sind. Das Mühsame der Befriedigung verhält sich, wie die Opfer, die die Befriedigung kostet. Es müssen die niedern Bedürfnisse auf mancherlei Weise beschränkt werden; es müssen auch eingebildete Bedürfnisse unterdrückt werden; es müssen unzählige Uebungen, Prüfungen vorausgeschickt werden, damit die höhern Bedürfnisse befriediget werden können. Alle diese höhern Bedürfnisse beweisen ihre höhere Art dadurch, daß sie drittens: eine Art Unendlichkeit in sich haben. Alle diese Bedürfnisse sind unendlich in dem Sinne, daß sie nach einem Gut ohne Ende treiben. Wer die Wahrheit, die Gewissensruhe, die Liebe, die Gotteskenntniß, den Frieden suchet, der will diese Güter ewig haben, will ewig im Besitze der Wahrheit, des Friedens, der Liebe seyn, und in dem Sinne sind alle höhern Bedürfnisse Bedürfnisse nach Unsterblichkeit, Bedürfnisse nach endloser Dauer. Die höhern Bedürfnisse nach der Wahrheit, nach der Liebe, nach dem Frieden haben noch eine Art der Unendlichkeit in sich. Wer die Wahrheit kennet, will sie immer heller kennen; wer die Liebe hat, will sie immer vollkommner haben; wer den Frieden hat, will ihn immer fester haben. Und von diesen Bedürfnissen gilt recht, was der Dichter von der Flamme sagt: nunquam dicit: sufficit.

Diese Bedürfnisse haben viertens dieß Eigene, daß sie, recht verstanden, Bedürfnisse nach dem unendlichen Wesen sind. Denn es ist in uns eine so große Empfänglichkeit des Guten, des Wahren, des Friedens, daß uns kein endliches Gut begnügen kann. Bei jedem Genusse bleibt ein Hunger, bei jeder Fülle eine Leere fühlbar. Und diesen Hunger, diese Leere fühlen gerade die am lebhaftesten, welche in Erkenntniß des Wahren, in Liebe zum Guten und im Streben nach dem Frieden am weitesten voraus sind. Da wir nun einerseits aus Erfahrung lernen, daß unsere Natur durch endliche Güter nicht zu sättigen ist, und andrerseits die Bedürfnisse nach Wahrheit, nach dem Guten, nach dem Frieden nicht ganz und auf immer zum Schweigen gebracht werden können:

ſo werden wir von unſern eigenen Bedürfniſſen gedrungen, die volle Befriedigung derſelben von dem allervollkommenſten, im reinſten Sinne unendlichen Weſen zu erwarten, und dieſe ſämmtlichen Bedürfniſſe, als das Bedürfniß nach einem unendlichen Weſen anzuerkennen.

Sechzehntes Kapitel.

Verhältniß der Philoſophie zu den höhern Bedürfniſſen des Menſchen.

In Bezug auf die höhern Bedürfniſſe gerathen wir in einen Abgrund, aus dem uns keine Philoſophie retten kann, und den der Philoſoph am allerwenigſten verſchweigen, oder mit einer leichten Wortdecke verbergen darf, weil das Bekennen ſeines Unvermögens die allererſte Pflicht des Philoſophen iſt. Es erſcheint der Menſch groß, in ſofern ihn die eigenen Bedürfniſſe nöthigen, an ein allvollkommenes Weſen zu glauben, und von demſelben die volle Befriedigung dieſer ſeiner Bedürfniſſe zu erwarten. Aber der nämliche Menſch erſcheint klein, in ſofern er auf die Frage: Wie und durch wen das allvollkommenſte Weſen die höhern Bedürfniſſe der menſchlichen Natur befriedigen könne und wolle? erſtummen muß, oder nur ein traurig Ignoro hervorbringen kann. Wahrhaftig, die Philoſophie, auch die beſte, hat ein gleiches Loos mit der ganzen Natur. Wie uns dieſe nur an Gott anweiſen kann, wenn ſie das Beſte thut, was ſie thun kann; ſo kann uns auch die Philoſophie, wenn ſie das Beſte thut, was ſie thun kann, nur an Gott anweiſen. Aber über die Führung Gottes, wie und durch wen Gott die höheren Bedürfniſſe unſerer Natur befriedige, darüber kann uns die ſich ſelbſt gelaſſene Philoſophie, wenn ſie die beſte iſt, keinen Aufſchluß geben; und wenn ſie ſich erkühnt, einen geben zu wollen, ſo ſtürzet ſie uns von einem Abgrund in den andern, und täuſchet uns mit Anmaßungen, deren eine immer unerweislicher iſt, als die andere. Wo uns aber die Philoſophie verläßt, und verlaſſen muß; wo ſie uns auf der Sandbank des Zweifels liegen läßt, und

liegen laſſen muß: da kommt eine Wohlthat höherer Art, — das Chriſtenthum, und giebt uns Aufſchlüſſe, die wir außer dem Geiſte deſſelben umſonſt ſuchen.

Siebenzehntes Kapitel.

Verhältniß des Chriſtenthums zu den höhern Bedürfniſſen des Menſchen.

Daß uns das Chriſtenthum in der großen Angelegenheit des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, wie nämlich Gott die höhern Bedürfniſſe unſerer Natur befriedige, Aufſchlüſſe gebe, läßt ſich auch von ſeinen Gegnern nicht widerſprechen. Denn die Gegner können nur ſagen: Ich kann oder will an das Chriſtenthum nicht glauben; aber ſie können nicht ſagen: Die Urkunden des Chriſtenthums, gläubig angenommen, können uns keine Aufſchlüſſe geben. Das Chriſtenthum giebt uns wirklich die wichtigſten Aufſchlüſſe:

Es iſt 1) die Wahrheit ein Bedürfniß unſerer Natur; und ſieh! nach den Urkunden des Chriſtenthums iſt Chriſtus die Wahrheit ſelbſt, und der Lehrer, den wir hören ſollen, und der Verheißer und Sender des Wahrheitsgeiſtes, der uns in alle Wahrheit leitet. Es iſt 2) insbeſondere die gewiſſe Erkenntniß Gottes ein Bedürfniß unſerer Natur; und ſieh! nach den Urkunden des Chriſtenthums iſt Chriſtus das vollkommenſte Ebenbild der Gottheit, der Offenbarer der Gottheit, das Licht der Welt, der Sohn, der den Vater kennet, und ihn kennen lehret. Es iſt 3) ſittliche Vollkommenheit, die gebietende lautere Liebe gegen Gott und den Nächſten, ein Bedürfniß unſerer Natur; und ſieh! nach den Urkunden des Chriſtenthums iſt Chriſtus nicht nur der göttliche Lehrer, das würdigſte Beiſpiel der vollendeten Liebe, ſondern er verheißt und giebt auch überwiegende Kräfte zu dieſer Vollkommenheit. Es iſt 4) die Gewiſſensruhe ein Bedürfniß unſerer Natur; und ſieh! nach den Urkunden des Chriſtenthums iſt Chriſtus der Sündentilger, und in

ger zweifeln kann, je bestimmter sie das Räthsel lösen, und je harmonischer sie dem Wunsche meines Wesens antworten.

Ich finde erstens klare Zeugnisse vom Unvermögen der Vernunft, den alten Zwist zwischen Vernunft und Sinnlichkeit abzuthun. Das Klärste ist wohl dieses: „Ich weiß wohl, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin Fleisch, und unter die Sünde verkauft. Ich weiß nicht recht, was ich thue. Denn ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern ich thue das Böse, das ich hasse. Wenn ich aber das thue, das ich nicht will, so bezeuge ich ja selbst, daß das Gesetz gut sey. Aber jetzt thue nicht ich, was ich thue, sondern die Sünde thut's, die in mir wohnet. Das Gute wohnt nicht in mir, das ist, in meiner Sinnlichkeit. Das Wollen liegt mir an; aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht. Denn ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Wenn ich aber das thue, was ich nicht will, so thue es nicht ich, sondern die Sünde, die in mir wohnet. Ich finde also, daß mir bei allem Willen, das Gute zu thun, doch immer das Böse anliegt. Nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an dem Gesetze Gottes, aber in meinen Gliedern finde ich ein ander Gesetz, das dem Gesetze des Geistes widerstreitet, und mich zum Sklaven der Sünde macht, die wie ein Gesetz in meinen Gliedern herrschet."

Ich finde zweitens in unsern heiligen Schriften klare Zeugnisse von höhern Kräften, die dem Unvermögen [illegible]unft abhelfen, den alten Zwist zwischen Sinn[illegible] Vernunft abthun, und den schönen Frieden in [illegible] können, und jenen Krieg in vielen Men[illegible]ch abgethan, und diesen Frieden wirklich her[illegible]

[illegible]te des Geistes sind Liebe, Freude, [illegible]reundlichkeit, Güte, Glaube,

nie einen Nachtheil, und zweitens noch darüber einen Vortheil davon haben. Denn Weisheit muß es seyn, den Zweck nie aus dem Auge setzen und ihn praktisch gebieten lassen, daß das, was Mittel seyn soll, den Zweck nie hindere, sondern immer fördere. 5) Die Enthaltsamkeit also, das ist, die Stärke des Geistes, die in Befriedigung der niederen Bedürfnisse nie gegen und immer für den Vortheil der höhern entscheidet, das, was man Mäßigkeit im allgemeinen Sinne des Wortes nennen kann, ist wahre Weisheit des Menschen. 4) Es ist offenbar Thorheit, die niedrigen Bedürfnisse vervielfältigen. Denn ihre Befriedigung fordert von einer Seite immer mehr Aufwand von Zeit, Kraft, Vermögen des Menschen, und raubt dadurch Zeit und Kraft zur Befriedigung höherer Bedürfnisse; und kann auf der andern Seite den menschlichen Geist offenbar nicht sättigen. Also ist die Vervielfältigung der niederen Bedürfnisse Umweg auf der Bahn zum Ziele, und Hinderniß in Erreichung des Zieles, also Thorheit. 5) Es gehört also zur Mäßigkeit, wie zur Weisheit des Menschen, die niederen Bedürfnisse nicht zu vervielfältigen. 6) Alle Arten von Erziehung und Bildung der Menschen also, die die niederen Bedürfnisse ohne Noth vervielfältigen, sind ein neues Uebel, statt daß sie dazu dienen sollten, dem alten abzuhelfen. 7) Es ist also wahre Weisheit, sich vorüben, und immer üben in der großen Kunst, zu entbehren und zu leiden; wie denn die Alten und die Neueren das Abstine und Sustine nie genug empfehlen können. Man muß das Angenehme entbehren können, das die Vervielfältigung oder die unbeschränkte Befriedigung der niederen Bedürfnisse gewähren könnte; man muß das Unangenehme leiden können, das mit Entbehrung des Angenehmen, oder wie immer mit dem Ringen nach Wahrheit, Vollkommenheit, Friede verknüpft ist. 8) Es ist also Thorheit, statt des unentbehrlichen Abstine und Sustine, immer nur sinnlichen Genuß

empfehlen, den die ſinnliche Natur ohnedieß mit übermächtigen Trieben empfiehlt, und der beſchränkt, geleitet, geordnet werden muß. 9) Unter allen ſelbſtgemachten Bedürfniſſen iſt die Gewohnheit, gegen das heilige Geſetz in uns zu handeln, d. i. das Laſter, das fürchterlichſte und unnatürlichſte Bedürfniß. Es kann das Laſter Bedürfniß werden, wie es der Begriff und das Daſeyn eines freithätigen Willens beweiſet; denn dieſer unſer Wille hat das traurige Vorrecht, ſich das Abweichen vom Geſetze zum Bedürfniſſe zu machen. Es wird das Laſter zum Bedürfniſſe, ſo bald die Reize deſſelben aus Angewöhnung eine ſolche Uebermacht bekommen, daß der Menſch eine Art von Unmöglichkeit fühlt, ohne das geliebte Laſter zu leben. Und, wenn das Laſter zum Bedürfniſſe wird: dann befindet ſich der Menſch in dem fürchterlichſten und unnatürlichſten Zuſtande. Der fürchterlichſte Zuſtand iſt es: „das Gute kennen und lieben, achten und vollbringen ſollen, und ohne das Böſe nicht mehr leben können.“ Der unnatürlichſte Zuſtand iſt es: „für das Gute, das der höhern Natur des Menſchen ſo natürlich ſeyn ſollte, wie das Odemholen der ſinnlichen Natur, ohnmächtig ſeyn, und in dem Böſen, das unſerer höhern Natur fremd ſeyn ſollte, wie im eigenen Elemente exiſtiren.“ 10) Die Enthaltſamkeit von dem Laſter iſt alſo die unterſte aber nothwendigſte Stufe der Mäßigkeit und der Weisheit. 11) Die übrigen Bedürfniſſe des Wahns, der Einbildung u. ſ. f. ſind in dem Maße einer Beſchränkung bedürftig, in welchem ſie die Befriedigung der höhern, und die Beſchränkung der ſinnlichen erſchweren.

Neunzehntes Kapitel.

Unzuverläſſige Grundſätze in Bezug auf Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe.

Unter den unzuverläſſigen, wenigſtens zweideutigen Grundſätzen zeichnet ſich erſtens der Grundſatz aus: „Befriedigung der Bedürfniſſe macht glücklich.“ Um mit Grunde ſagen zu können, Befriedigung der Bedürfniſſe macht glücklich, müßte man zuvor beſtimmen, daß 1) das Bedürfniß ein reelles Bedürfniß der Natur, kein eingebildetes ſey; daß 2) die Befriedigung deſſelben den höhern Bedürfniſſen wenigſtens nicht nachtheilig ſey; daß 3) die Folgen, die daraus entſtünden, mit dem Gutſeyn und Wohlſeyn der menſchlichen Natur nicht im Widerſtreite wären; daß 4) die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes nicht nur mit Befriedigung der höhern Bedürfniſſe noch vereinbar, ſondern auch wirklich vereint ſey. Denn die Befriedigung Eines Bedürfniſſes macht offenbar noch nicht glückſelig. Die Geſchichte des menſchlichen Elendes zeigt die Unzuverläſſigkeit dieſes Grundſatzes auf die traurigſte, aber auch einleuchtendſte Weiſe. Denn, wie Ferguſon bemerket, der Racheſchnaubende iſt nicht für glücklich zu halten, weil er ſeine Rachgier befriediget, ſondern für unglücklich, weil ihm die Rachgier zum Bedürfniſſe geworden. Der Kleiderthor iſt nicht für glücklich zu halten, weil er beſitzt, was er bewundert, ſondern für unglücklich, weil er Thor genug iſt, den Schein für die Sache zu nehmen, und nichtswürdige Dinge anzuſtaunen. Der Feige, der flieht, wo er ſtreiten ſollte, iſt nicht für glücklich zu halten, daß er der Gefahr entgangen iſt, ſondern für unglücklich, weil er ſich von der Furcht, gegen die Pflicht, bemeiſtern ließ.

Unzuverläſſig iſt zweitens der Grundſatz: „Dazu fühle ich einen Trieb, das iſt mir ein Bedürfniß: alſo iſt es gut.“ Denn 1) auch die Naturbedürfniſſe können ausarten. Es kann mich das Streben nach Freiſeyn über die Schranken der Vernunft hinauswerfen, kann mir die Ungebundenheit, die Geſetzloſigkeit zum Bedürfniſſe machen. Es kann 2) das,

den Geiſt drückt, beſchwert, plagt, hemmt — im Genuſſe der Wahrheit, in der Liebe; das Bedürfniß nach dem Beſitz alles deſſen, was Gutſeyn und Wohlſeyn heißen kann. Dieß Bedürfniß iſt eben das Bedürfniß aller Bedürfniſſe, oder das ganze Streben der menſchlichen Natur nach der gewiſſen Glückſeligkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Vom edelſten aller höhern Bedürfniſſe.

Um die Unerfahrnen auf dieſes Bedürfniß aufmerkſam zu machen, ſollte man wünſchen, daß die menſchlichen Gemüther die praktiſche Auflöſung einer höchſt wichtigen Aufgabe mit allem Eifer unternähmen, dieſer Aufgabe nämlich: das Prinzipium in ſich herzuſtellen, welches als gut betrachtet, alles Sittlich-Gute in ſich einſchließt; als Geſetz betrachtet, alles andere Gute mitgebietet; als Geſetzerfüllung betrachtet, alle andern Gebote miterfüllet; als Zweck betrachtet, ſelbſt der Zweck aller andern Gebote iſt; als Wohlſeyn betrachtet, die würdigſte Freude iſt; als Beſchäftigung der Seele betrachtet, das vollkommenſte Weſen zum Objekte, und die Verherrlichung deſſelben zum Zielpunkte ihrer Thätigkeit hat; als Geſinnung des Menſchen betrachtet, die Natur des Menſchen in ihrer höchſten Würde darſtellt. Dieß Prinzipium iſt die gebietende lautere Liebe gegen Gott, und nur dieſe Liebe. Denn ſie hat dieß Eigene, daß ſie 1) als gut betrachtet, alles andere Sittlich-Gute in ſich einſchließt, und alles Sittlich-Böſe ausſchließt. Die Liebe gegen Gott iſt als Liebe eine Liebe gegen alles Gute, und ein Haß gegen alles Böſe. Sie hat dieß Eigene, daß ſie 2) als Geſetz betrachtet, alles andere Gute mitgebietet, und alles Böſe verbietet. Das Geſetz: Liebe Gott von ganzem Herzen, hat offenbar den Sinn: Liebe Gott, und thu aus Liebe ſeinen Willen: ſein Wille aber iſt, alles Gute lieben, alles Böſe meiden; darum ſo liebe das liebenswürdigſte Weſen über Alles, und um ſeinetwillen alles Gute. Sie hat dieß Eigene, daß ſie 3) als

Geſetzerfüllung alle anderen Gebote miterfüllet. Wer Gott von ganzem Herzen liebet, der iſt mäßig, nüchtern, keuſch, gerecht, barmherzig, wahrhaftig, demüthig, ſanftmüthig, geduldig, — heilig, weil Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuſchheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld — Heiligkeit, „Gottes Wille an die Menſchen" iſt. Sie hat 4) als Zweck betrachtet, dieß Eigene, daß ſie der Zweck aller andern Gebote iſt. Wozu wären auch die Gebote, z. B. Verläugne alles Unedle in dir, widerſteh der Triebfeder der Eigenliebe, — als um vollkommene Liebe gegen das allerbeſte Weſen hervorzubringen, die, wenn ſie da iſt, alle fernern Gebote überflüßig macht, und durch ſich ſelbſt regieret? Daher der Gerechte, das iſt, der, welcher Gott von ganzem Herzen liebt, keines Geſetzes mehr bedarf. Wozu die Mittel, wenn der Zweck erreicht iſt? Sie hat dieß Eigene, daß ſie 5) als Wohlſeyn betrachtet, die würdigſte Freude dieſes Lebens iſt, und das Richtmaß aller würdigen Freuden. Wer das liebenswürdigſte Weſen von ganzem Herzen liebet, hat hohe Freude an dem würdigſten Gegenſtande, wenigſtens in den hellern Momenten dieſes Lebens, und wird derſelben immer fähiger und würdiger, und was dieſe Freudefähigkeit in uns nicht tödtet oder ſchwächet, iſt gewiß des Menſchen würdig. Wer dieſe Freude nie empfunden hat, der iſt bemitleidenswerth, weil er die beſte Freude dieſes Lebens noch nicht gekoſtet hat. Wer aber dieſe Freude deßhalb, weil er keinen Sinn für dieſelbe hat, und ſie noch nicht aus der Erfahrung kennt, unter die „Schwärmereien der Religion" rechnet, geht aus ſeinem Kreiſe heraus, und richtet in einer Terra incognita, wie denn dieß gar oft der Fall iſt. Sie hat 6) dieß Eigene, daß ſie das allervollkommenſte Weſen zum Objekte und die Verherrlichung des allervollkommenſten Weſens zum Zielpunkte ihrer Thätigkeit hat. Nicht die Idee einer guten Handlung, ſondern das gute Weſen ſelbſt; nicht irgend ein gutes Weſen, ſondern die Urquelle alles Guten beſchäftiget ſie. Das allervollkommenſte Urweſen, Gott, iſt es, zu dem die Liebe den Willen empor richtet; die

Richtung zum allervollkommenſten Weſen iſt es, in der die Liebe das Herz erhält. Und dieſe Richtung zum allervollkommenſten Weſen hat den ſchönen Zweck, das allervollkommenſte Weſen zu verherrlichen. Es iſt dieß die Natur der Liebe, die Liebenswürdigkeit des Geliebten zu offenbaren. Sie zeigt 7) als Geſinnung des Menſchen den Menſchen in ſeiner höchſten Würde, davon wir Begriffe haben. Denn da ſich über das allervollkommenſte Urweſen nichts Vollkommneres denken läßt, da ſich auch kein vollkommneres Verhältniß des Menſchen zum allervollkommenſten Urweſen denken läßt, als das Verhältniß der Liebe, die alle Kräfte des Menſchen zu Vollbringung des göttlichen Willens einweihet; ſo läßt ſich auch über die Würde dieſer Liebe hinaus keine höhere Würde des Menſchen denken. O, wie hoch muß der ſtehen, der dieſe Liebe in ſich trägt! Wer ſie in ſich trägt, glaubt gewiß an ſie, und wer ihr nachſtrebet, glaubt auch an ſie. Wer ſie aber nicht hat, und ihr nicht nachſtrebet, der kann ſie — läſtern.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den Eigenthümlichkeiten aller höhern Bedürfniſſe des Menſchen.

Alle höhern Bedürfniſſe des Menſchen beweiſen ihre hohe Art dadurch, daß ſie erſtens: nicht gefühlt, nicht geachtet, unterdrückt, abgeſtumpft, ja geläugnet werden können. Die Wirklichkeit der Sache ſetzt die Möglichkeit außer Zweifel. Der Unwiſſende, der Träge, fühlen das Bedürfniß nach Wahrheit nicht; ſonſt fragten ſie nach ihr. Der Böſewicht achtet nicht das Bedürfniß nach Gewiſſensruhe; ſonſt würde er den Muth, Unrecht auf Unrecht zu häufen, verlieren. In dem Harten, Grauſamen muß das Bedürfniß nach Liebe ſehr ſtumpf geworden ſeyn; ſonſt wäre Härte, Grauſamkeit keine ſo leichte Sache für ihn. Die Philoſophie der fünf Sinne läugnet wirklich die höhern Bedürfniſſe, ſieht überall nur Sinn und nichts weiters. Alle dieſe höhern Bedürfniſſe beweiſen ihre höhere Art dadurch, daß ſie zweitens: mühſam zu

befriedigen sind. Das Mühsame der Befriedigung verhält sich, wie die Opfer, die die Befriedigung kostet. Es müssen die niedern Bedürfnisse auf mancherlei Weise beschränkt werden; es müssen auch eingebildete Bedürfnisse unterdrückt werden; es müssen unzählige Uebungen, Prüfungen vorausgeschickt werden, damit die höhern Bedürfnisse befriediget werden können. Alle diese höhern Bedürfnisse beweisen ihre höhere Art dadurch, daß sie drittens: eine Art Unendlichkeit in sich haben. Alle diese Bedürfnisse sind unendlich in dem Sinne, daß sie nach einem Gut ohne Ende treiben. Wer die Wahrheit, die Gewissensruhe, die Liebe, die Gotteskenntniß, den Frieden suchet, der will diese Güter ewig haben, will ewig im Besitze der Wahrheit, des Friedens, der Liebe seyn, und in dem Sinne sind alle höhern Bedürfnisse Bedürfnisse nach Unsterblichkeit, Bedürfnisse nach endloser Dauer. Die höhern Bedürfnisse nach der Wahrheit, nach der Liebe, nach dem Frieden haben noch eine Art der Unendlichkeit in sich. Wer die Wahrheit kennet, will sie immer heller kennen; wer die Liebe hat, will sie immer vollkommner haben; wer den Frieden hat, will ihn immer fester haben. Und von diesen Bedürfnissen gilt recht, was der Dichter von der Flamme sagt: nunquam dicit: sufficit.

Diese Bedürfnisse haben viertens dieß Eigene, daß sie, recht verstanden, Bedürfnisse nach dem unendlichen Wesen sind. Denn es ist in uns eine so große Empfänglichkeit des Guten, des Wahren, des Friedens, daß uns kein endliches Gut begnügen kann. Bei jedem Genusse bleibt ein Hunger, bei jeder Fülle eine Leere fühlbar. Und diesen Hunger, diese Leere fühlen gerade die am lebhaftesten, welche in Erkenntniß des Wahren, in Liebe zum Guten und im Streben nach dem Frieden am weitesten voraus sind. Da wir nun einerseits aus Erfahrung lernen, daß unsere Natur durch endliche Güter nicht zu sättigen ist, und andrerseits die Bedürfnisse nach Wahrheit, nach dem Guten, nach dem Frieden nicht ganz und auf immer zum Schweigen gebracht werden können:

so werden wir von unsern eigenen Bedürfnissen gedrungen, die volle Befriedigung derselben von dem allervollkommensten, im reinsten Sinne unendlichen Wesen zu erwarten, und diese sämmtlichen Bedürfnisse, als das Bedürfniß nach einem unendlichen Wesen anzuerkennen.

Sechzehntes Kapitel.

Verhältniß der Philosophie zu den höhern Bedürfnissen des Menschen.

In Bezug auf die höhern Bedürfnisse gerathen wir in einen Abgrund, aus dem uns keine Philosophie retten kann, und den der Philosoph am allerwenigsten verschweigen, oder mit einer leichten Wortdecke verbergen darf, weil das Bekennen seines Unvermögens die allererste Pflicht des Philosophen ist. Es erscheint der Mensch groß, in sofern ihn die eigenen Bedürfnisse nöthigen, an ein allvollkommenes Wesen zu glauben, und von demselben die volle Befriedigung dieser seiner Bedürfnisse zu erwarten. Aber der nämliche Mensch erscheint klein, in sofern er auf die Frage: Wie und durch wen das allvollkommenste Wesen die höhern Bedürfnisse der menschlichen Natur befriedigen könne und wolle? erstummen muß, oder nur ein traurig Ignoro hervorbringen kann. Wahrhaftig, die Philosophie, auch die beste, hat ein gleiches Loos mit der ganzen Natur. Wie uns diese nur an Gott anweisen kann, wenn sie das Beste thut, was sie thun kann; so kann uns auch die Philosophie, wenn sie das Beste thut, was sie thun kann, nur an Gott anweisen. Aber über die Führung Gottes, wie und durch wen Gott die höheren Bedürfnisse unserer Natur befriedige, darüber kann uns die sich selbst gelassene Philosophie, wenn sie die beste ist, keinen Aufschluß geben; und wenn sie sich erkühnt, einen geben zu wollen, so stürzet sie uns von einem Abgrund in den andern, und täuschet uns mit Anmaßungen, deren eine immer unerweislicher ist, als die andere. Wo uns aber die Philosophie verläßt, und verlassen muß; wo sie uns auf der Sandbank des Zweifels liegen läßt, und

liegen lassen muß: da kommt eine Wohlthat höherer Art, — das Christenthum, und giebt uns Aufschlüsse, die wir außer dem Geiste desselben umsonst suchen.

Siebenzehntes Kapitel.

Verhältniß des Christenthums zu den höhern Bedürfnissen des Menschen.

Daß uns das Christenthum in der großen Angelegenheit des ganzen menschlichen Geschlechtes, wie nämlich Gott die höhern Bedürfnisse unserer Natur befriedige, Aufschlüsse gebe, läßt sich auch von seinen Gegnern nicht widersprechen. Denn die Gegner können nur sagen: Ich kann oder will an das Christenthum nicht glauben; aber sie können nicht sagen: Die Urkunden des Christenthums, gläubig angenommen, können uns keine Aufschlüsse geben. Das Christenthum giebt uns wirklich die wichtigsten Aufschlüsse:

Es ist 1) die Wahrheit ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus die Wahrheit selbst, und der Lehrer, den wir hören sollen, und der Verheißer und Sender des Wahrheitsgeistes, der uns in alle Wahrheit leitet. Es ist 2) insbesondere die gewisse Erkenntniß Gottes ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus das vollkommenste Ebenbild der Gottheit, der Offenbarer der Gottheit, das Licht der Welt, der Sohn, der den Vater kennet, und ihn kennen lehret. Es ist 3) sittliche Vollkommenheit, die gebietende lautere Liebe gegen Gott und den Nächsten, ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus nicht nur der göttliche Lehrer, das würdigste Beispiel der vollendeten Liebe, sondern er verheißt und giebt auch überwiegende Kräfte zu dieser Vollkommenheit. Es ist 4) die Gewissensruhe ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus der Sündentilger, und in

seinem Namen ward Vergebung aller Sünden angeboten, und sein Evangelium ist eigentlich eine Freudenbotschaft von den Erbarmungen Gottes. Es ist 5) die ewige Fortdauer unseres Geistes ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus das Leben selbst, der Auferwecker von den Todten, der Richter der Welt, der Vergelter alles Guten, der Scheider des Guten von dem Bösen. Es ist 6) der höhere Friede ein Bedürfniß unserer Natur; und sieh! nach den Urkunden des Christenthums ist Christus der Eine große Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der Wiederhersteller der zerrütteten Geisterharmonie, und der Mittheiler des Friedens, welcher alles Ahnen der Vernunft weit übersteiget, der Erretter aus aller Noth, und das Heil der Welt. — Es ist hier nicht der Ort, diese Wahrheiten weiter auszuführen, und ich durfte nur hinweisen auf Den, durch den alle höheren Bedürfnisse der menschlichen Natur befriediget werden können.

Achtzehntes Kapitel.

Zuverlässige Grundsätze in Bezug auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse.

Zuverlässige Grundsätze in Bezug auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse sind:

1) Es ist Thorheit, die niedern Bedürfnisse zum Nachtheile der höhern befriedigen. Denn da die Entwickelung des Höhern der Zweck des Niedern ist; so heißt: die niederen Bedürfnisse zum Nachtheil der höhern befriedigen, so viel als: über dem Gebrauche des Mittels den Zweck versäumen, oder vielmehr das Mittel zum Zwecke machen, und den Zweck dem Mittel aufopfern, und dieß ist offenbar Thorheit; so wie es auch Thorheit ist, die Rangordnung der Dinge umkehren, und das Unedlere dem Edleren vorziehen. 2) Es ist also Weisheit, die Befriedigung der niederen Bedürfnisse so beschränken, daß die höhern erstens

nie

nie einen Nachtheil, und zweitens noch darüber einen Vortheil davon haben. Denn Weisheit muß es seyn, den Zweck nie aus dem Auge setzen und ihn praktisch gebieten lassen, daß das, was Mittel seyn soll, den Zweck nie hindere, sondern immer fördere. 3) Die Enthaltsamkeit also, das ist, die Stärke des Geistes, die in Befriedigung der niederen Bedürfnisse nie gegen und immer für den Vortheil der höhern entscheidet, das, was man Mäßigkeit im allgemeinen Sinne des Wortes nennen kann, ist wahre Weisheit des Menschen. 4) Es ist offenbar Thorheit, die niedrigen Bedürfnisse vervielfältigen. Denn ihre Befriedigung fordert von einer Seite immer mehr Aufwand von Zeit, Kraft, Vermögen des Menschen, und raubt dadurch Zeit und Kraft zur Befriedigung höherer Bedürfnisse; und kann auf der andern Seite den menschlichen Geist offenbar nicht sättigen. Also ist die Vervielfältigung der niederen Bedürfnisse Umweg auf der Bahn zum Ziele, und Hinderniß in Erreichung des Zieles, also Thorheit. 5) Es gehört also zur Mäßigkeit, wie zur Weisheit des Menschen, die niederen Bedürfnisse nicht zu vervielfältigen. 6) Alle Arten von Erziehung und Bildung der Menschen also, die die niederen Bedürfnisse ohne Noth vervielfältigen, sind ein neues Uebel, statt daß sie dazu dienen sollten, dem alten abzuhelfen. 7) Es ist also wahre Weisheit, sich vorüben, und immer üben in der großen Kunst, zu entbehren und zu leiden; wie denn die Alten und die Neueren das Abstine und Sustine nie genug empfehlen können. Man muß das Angenehme entbehren können, das die Vervielfältigung oder die unbeschränkte Befriedigung der niederen Bedürfnisse gewähren könnte; man muß das Unangenehme leiden können, das mit Entbehrung des Angenehmen, oder wie immer mit dem Ringen nach Wahrheit, Vollkommenheit, Friede verknüpft ist. 8) Es ist also Thorheit, statt des unentbehrlichen Abstine und Sustine, immer nur sinnlichen Genuß

empfehlen, den die sinnliche Natur ohnedieß mit übermächtigen Trieben empfiehlt, und der beschränkt, geleitet, geordnet werden muß. 9) Unter allen selbstgemachten Bedürfnissen ist die Gewohnheit, gegen das heilige Gesetz in uns zu handeln, d. i. das Laster, das fürchterlichste und unnatürlichste Bedürfniß. Es kann das Laster Bedürfniß werden, wie es der Begriff und das Daseyn eines freithätigen Willens beweiset; denn dieser unser Wille hat das traurige Vorrecht, sich das Abweichen vom Gesetze zum Bedürfnisse zu machen. Es wird das Laster zum Bedürfnisse, so bald die Reize desselben aus Angewöhnung eine solche Uebermacht bekommen, daß der Mensch eine Art von Unmöglichkeit fühlt, ohne das geliebte Laster zu leben. Und, wenn das Laster zum Bedürfnisse wird: dann befindet sich der Mensch in dem fürchterlichsten und unnatürlichsten Zustande. Der fürchterlichste Zustand ist es: „das Gute kennen und lieben, achten und vollbringen sollen, und ohne das Böse nicht mehr leben können.“ Der unnatürlichste Zustand ist es: „für das Gute, das der höhern Natur des Menschen so natürlich seyn sollte, wie das Odemholen der sinnlichen Natur, ohnmächtig seyn, und in dem Bösen, das unserer höhern Natur fremd seyn sollte, wie im eigenen Elemente existiren.“ 10) Die Enthaltsamkeit von dem Laster ist also die unterste aber nothwendigste Stufe der Mäßigkeit und der Weisheit. 11) Die übrigen Bedürfnisse des Wahns, der Einbildung u. s. f. sind in dem Maße einer Beschränkung bedürftig, in welchem sie die Befriedigung der höhern, und die Beschränkung der sinnlichen erschweren.

Neunzehntes Kapitel.

Unzuverläſſige Grundſätze in Bezug auf Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe.

Unter den unzuverläſſigen, wenigſtens zweideutigen Grundſätzen zeichnet ſich erſtens der Grundſatz aus: „Befriedigung der Bedürfniſſe macht glücklich.“ Um mit Grunde ſagen zu können, Befriedigung der Bedürfniſſe macht glücklich, müßte man zuvor beſtimmen, daß 1) das Bedürfniß ein reelles Bedürfniß der Natur, kein eingebildetes ſey; daß 2) die Befriedigung deſſelben den höhern Bedürfniſſen wenigſtens nicht nachtheilig ſey; daß 3) die Folgen, die daraus entſtünden, mit dem Gutſeyn und Wohlſeyn der menſchlichen Natur nicht im Widerſtreite wären; daß 4) die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes nicht nur mit Befriedigung der höhern Bedürfniſſe noch vereinbar, ſondern auch wirklich vereint ſey. Denn die Befriedigung Eines Bedürfniſſes macht offenbar noch nicht glückſelig. Die Geſchichte des menſchlichen Elendes zeigt die Unzuverläſſigkeit dieſes Grundſatzes auf die traurigſte, aber auch einleuchtendſte Weiſe. Denn, wie Ferguſon bemerket, der Racheſchnaubende iſt nicht für glücklich zu halten, weil er ſeine Rachgier befriediget, ſondern für unglücklich, weil ihm die Rachgier zum Bedürfniſſe geworden. Der Kleiderthor iſt nicht für glücklich zu halten, weil er beſitzt, was er bewundert, ſondern für unglücklich, weil er Thor genug iſt, den Schein für die Sache zu nehmen, und nichtswürdige Dinge anzuſtaunen. Der Feige, der flieht, wo er ſtreiten ſollte, iſt nicht für glücklich zu halten, daß er der Gefahr entgangen iſt, ſondern für unglücklich, weil er ſich von der Furcht, gegen die Pflicht, bemeiſtern ließ.

Unzuverläſſig iſt zweitens der Grundſatz: „Dazu fühle ich einen Trieb, das iſt mir ein Bedürfniß: alſo iſt es gut.“ Denn 1) auch die Naturbedürfniſſe können ausarten. Es kann mich das Streben nach Freiſeyn über die Schranken der Vernunft hinauswerfen, kann mir die Ungebundenheit, die Geſetzloſigkeit zum Bedürfniſſe machen. Es kann 2) das,

was ich für ein Bedürfniß der Natur halte, ein selbstgemachtes seyn. So fühlt der Freund des Trinkens, auch nach befriedigtem Bedürfnisse der Natur, immer noch Trieb zum Trinken, bis seine Gesundheit dahin ist. Die Portion, die zureichend ist, den natürlichen Durst zu stillen, ist viel zu klein, die unmäßige Trinklust zu befriedigen. Es muß also bei diesem Bedürfnisse, zu trinken, viel selbstgemachtes seyn. Es kann 3) die Befriedigung des Naturbedürfnisses gerade in dieser Lage mit den anerkannten Rechten anderer Menschen, und meinen andern Pflichten in Kollision kommen. Ein Obdach zum Schutz gegen das Ungemach der Witterung ist offenbar ein Naturbedürfniß; und doch, wenn ich mir ein Haus auf fremdem Grunde gegen den erklärten Willen des Besitzers bauen wollte, so würde dadurch das Recht des Besitzers gekränkt, und meine Pflicht, sein Recht ungekränkt zu lassen, verletzt. Es kann 4) das schwärzeste Laster durch Angewöhnung zum Bedürfnisse werden, wie das Rauben dem Straßenräuber. Es ist 5) der Eigenliebe sehr leicht, die Versuchungen zum Unrecht in Naturbedürfnisse umzukleiden, und den Ausbrüchen der Bosheit den schönen Titel: „meine Natur bedarf's" aufzuheften; wie die Eigenliebe des Geizigen ihr Kunststück nicht unterlassen, und für Sparsamkeit und Vorsicht ausgeben wird, was alle andern Leute für Geiz halten. Es ist 6) die Empfindung immer nur ein Beweis ihres Daseyns, nicht ihrer Vernunftmäßigkeit. Die Empfindung mag nur beweisen: das ist mir zum Bedürfniß geworden; aber ob ich das Bedürfniß befriedigen dürfe, darüber kann nicht die Empfindung entscheiden, das gehört vor den Gerichtshof der unbestochenen, geordneten Vernunft. Das rege Bedürfniß ist 7) nur bei dem Thiere Gesetzgeber, aber nicht bei dem Menschen, dem ein Blick über die Empfindung hinaus gegeben, und gewiß nicht umsonst gegeben ist.

Zweideutig ist drittens der Grundsatz: „Die Sprache des Herzens trüget nicht: Folge dem Herzen" u. s. w. Denn, was versteht man unter dem Worte: Herz? Entweder: die natürliche Empfindung

des Unrechts, also die Stimme des Gewissens? So kommt es darauf an, ob der Handelnde sein Gewissen nicht bestochen hat; und dann sollte man sich lieber geradezu so ausdrücken: „Folge deinem redlich gefragten Gewissen.“ Oder: die jedesmalige Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen? Und von dieser Empfindung ist es offenbar, daß sie kein gültiges Kennzeichen des Wahren und Guten sey; so wenig der Wärmegrad des Blutes im menschlichen Leibe ein Kennzeichen von der Reinheit des Gewissens seyn kann. Oder: die habituelle Vorliebe, Neigung zu einer Sache? Und da kommt es wieder darauf an, weß Geistes Kind die Neigung, die Vorliebe sey. Oder: die Gesinnungen des Guten, der wirklich nach den Grundsätzen der Vernunft lebet? Und dieß sollte eben wieder bestimmt gesagt werden. Oder: den Grund der Thätigkeit in uns? Und dann, wenn man unter dem Worte, Herz, die Quelle des Lebens versteht; so möchte ich lieber mit dem alten Salomo rathen: Bewahre dein Herz, als mit einem Neuern: Folge deinem Herzen. Denn gerade die Quelle des Guten und Bösen muß mit höchster Sorgfalt bewacht werden — von Jedem, der das Böse überwinden, und das Gute in sich besitzen will.

Zwanzigstes Kapitel.

Nothwendige Folgerungen aus dem Vorhergehenden.

Wenn wir jetzt alles, was von den Bedürfnissen gesagt worden, auf die Glückseligkeit des Menschen beziehen, so ist das Resultat dieses:

Der Mensch ist desto glückseliger, je mehr

I. die höhern Bedürfnisse seiner Natur wirklich befriediget;

II. die niedrigen Bedürfnisse seiner Natur nach der Vorschrift der Enthaltsamkeit und Weisheit beschränket, und

III. die selbstgemachten Bedürfnisse abgethan, oder wenigstens den höhern untergeordnet sind.

Ist dem Menschen nur Speise, Trank, Schlaf, Sinnenlust, zeitliche Habe ꝛc. Bedürfniß; dann ist er recht unglückselig, ist ein Thier unter Menschen. Beginnen ihm aber Wahrheit, Gutseyn, Gewissensruhe, Gotteserkenntniß, Unsterblichkeit, höherer Friede zum Bedürfnisse zu werden; dann fängt er an, erst recht glückseligkeitsfähig zu werden, ist ein Mensch unter Thieren. Je mehr diese höhern Bedürfnisse wirklich ihre Befriedigung finden, und die höhern das Richtmaß in Befriedigung der niedern, und in Beschränkung der selbstgemachten werden; desto glückseliger wird er, ein Mensch unter Menschen. Laßt uns Menschen werden!

Dritter Abſchnitt.

Von den Gemüthszuſtänden des Menſchen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Vom Zuſtande der Gemüthsruhe.

Wer die Ruhe des Herzens aus Erfahrung kennt, wird den Begriff davon leicht verſtehen, und leicht entbehren; wer ſie nicht hat, wird auch den Begriff davon nicht ſo leicht, und nie ganz verſtehen.

Es iſt 1) offenbar etwas Gutes, etwas Wahres für den Geiſt des Menſchen, z. B. das heilige Geſetz in uns, Recht, Pflicht, Gott, Gotteswille u. ſ. f. — Es iſt 2) offenbar etwas Nichtgutes, Unwahres für den Geiſt des Menſchen, z. B. Unrecht, Hartſeyn gegen ſeines Gleichen, Unmäßigkeit, Herrſchaft der Sinne über die Vernunft u. ſ. f. — Es iſt 3) offenbar, daß wir von unſerer eigenen Natur gedrungen werden, nur in dem Guten und Wahren unſere Befriedigung zu ſuchen. Deßwegen ſchämen wir uns, wenn wir uns betrogen fühlen, und bekennen müſſen, daß wir das Falſche für wahr, das Ungute für gut genommen haben. Deßwegen fragen wir immer nach Wahrheit, und deßwegen müſſen die Gegenſtände, denen wir unſere Liebe ſchenken, wenigſtens den Schein des Guten für uns haben. Es iſt 4) offenbar, daß wir im Wahren und Guten dieſe Befriedigung nicht finden können, wenn wir nicht das Wahre und Gute erkennen, und mehr lieben und achten, als alles Unwahre und Nichtgute. Es iſt 5) offenbar, daß wir, in ſofern unſere höhern Bedürfniſſe eine Art von Unendlichkeit in ſich haben, nur in der Urquelle alles Guten und Wahren unſere volle Befriedigung finden können. Wenn nun 6) der Menſchengeiſt das

Wahre und Gute erkennt, und mehr liebet und achtet, als alles Nichtgute und Unwahre; wenn diese Liebe und diese Achtung, — um nicht auf halbem Wege oder gar bei dem Scheine stehen zu bleiben, — sich wirklich zur Urquelle alles Guten und Wahren erhoben hat; wenn diese Liebe, diese Achtung gegen die Urquelle alles Guten und Wahren gebietend geworden ist; dann ist Ruhe in dem Menschengeiste. Der Menschengeist ist also im Zustande der Ruhe, so lange das Wahre und Gute, und die Liebe und Achtung gegen das Wahre und Gute im Verstande und Willen die Oberhand über alle übrigen Vorstellungen, Neigungen, Reize, Triebe u. s. f. behaupten. Sollte das Wahre eine solche Helle im Verstande, und das Gute ein solches Leben im Willen gewinnen, daß in der Region der Sinnlichkeit, und in dem Gebiete der niedern Neigungen keine merkbare Regung gegen das Wahre und Gute Platz fände; so würde man die Ruhe Heiterkeit nennen dürfen. Wer diese Heiterkeit hat, der hat den Himmel in sich.

Daß die Gewissensruhe ein wesentlicher Bestandtheil der ganzen, großen, hier beschriebenen Seelenruhe sey, wird keiner Erwähnung bedürfen. Auch ist's aus dem gegebenen Begriffe klar, daß sich dieser Zustand

1) nicht ohne Unbefangenheit der Verstandeskraft,
2) nicht ohne Unbefangenheit der Willenskraft,
3) also nicht ohne gegründete Herrschaft der Vernunft über alles, was Sinnlichkeit und niedere Neigung heißet,
4) also nicht ohne eine erstrittene Unabhängigkeit des Geistes von Sinnlichkeit und niedern Neigungen denken läßt.

Diese Unbefangenheit des Geistes von Sinnlichkeit und niedern Neigungen ist also eben das, was seine wahre Freiheit ausmacht, und diese Freiheit könnte als der rechte Maßstab der Größe des Menschen angesehen werden. Je unabhängiger, desto freier, und je freier, desto größer. Hier erscheint aber wieder die Thorheit der Menschen in

ihrer rechten Blöße. Wir ſuchen Freiheit, und ſuchen ſie auf dem Wege der Sinnlichkeit und der niedern Neigungen; alſo gerade auf dem Wege, auf dem uns nichts als Sklaverei, d. i. Befangenheit des Verſtandes und Willens werden kann.

Daß ſich die rechte Größe des Menſchen verhalte, wie die Ruhe ſeines Geiſtes, erhellet noch aus einer andern Betrachtung, nämlich aus dieſer; gerade in dieſem Zuſtande iſt der Geiſt des Menſchen geſchickt, und geſchickter, als in jedem andern Zuſtande,

1) über Wahrheit und Falſchheit der Begriffe nachzudenken;
2) über Recht und Unrecht zu entſcheiden;
3) bedeutende Entſchlüſſe zu faſſen;
4) Plane zur Beglückung Anderer zu entwerfen und auszuführen;
5) durch öffentlichen Vortrag und weit ausſehende Unternehmungen kräftig auf Geiſt und Herz anderer Menſchen zu wirken;
6) um des Wahren und Guten willen große Leiden zu ertragen.

Dieſe Geſchicklichkeit hat in ſich einen ewigen, und bei allen Kennern anerkannten Werth der Größe; alſo muß auch die Quelle dieſer Geſchicklichkeit, die Ruhe des Geiſtes, wahre, des Menſchen würdige Größe ſeyn.

Dieſe Größe verliert dadurch nichts, daß ſie ſo ſelten iſt, und die Affekte den Menſchen ſo allgemein in ſeiner Niedrigkeit darſtellen.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Vom Zuſtande des Affektes.

Sobald irgend eine Vorſtellung den Verſtand, und irgend eine Neigung den Willen des Menſchen gefangen nimmt, ſo, daß dadurch die Herrſchaft der Vernunft angegriffen,

oder gar überwältiget wird; dann ist die Seele im Zustande des Affektes, wie hier das Wort im engern Sinne, und im Gegensatz der Seelenruhe gebraucht wird. Es ist ein Gesetz in uns, das keine Vernunft läugnen kann, und das von der Ruhe, die aus Befolgung desselben unmittelbar entsteht, das Gesetz des Gewissens, oder, von dem Zwecke der Vernunft, das Gesetz der Vernunft, oder, von der Bestimmung des Menschen, das Gesetz der Vollkommenheit heißen kann, das Gesetz nämlich: Sieh überall auf das Wahre, Gute, und liebe und achte und thu es. Die Sinnlichkeit handelt nun oft gegen dieses Gesetz. Dieß kann aber auf eine zweifache Weise geschehen. Entweder agirt die Sinnlichkeit vor allem Ausspruche der Vernunft, und dann ist's thierische Handlung, actio bruta; oder sie agirt nach dem Ausspruche der Vernunft wider den Ausspruch der Vernunft, und dann ist's eigentliche menschliche Handlung, ein Affekt des Menschen; und diesen eigentlichen Affekt des Menschen nannten die Alten sehr schön und wahr: Empörung, Aufruhr der Sinnlichkeit gegen die Vernunft. Und mit diesem hat es die Moral eigentlich zu thun.

Einige sagen: Die Affekte sind gut, man muß sie rege machen; wollen aber vermuthlich nichts anders sagen, als: Die Sinnlichkeit ist Wohlthat, kann gut gebraucht werden, kann geleitet werden. Die Vernunft sagt bestimmter: Wenn die Sinnlichkeit mir gehorsamet, dann ist sie gut. Das Pferd taugt dem Reiter oder Fuhrmann so lange, als es seiner Leitung folgt; so bald aber das Pferd den Reiter abwirft, den Fuhrmann und die Herrschaft in das Wasser wirft; dann schreien alle: ach!

Wieder andere verstehen unter dem Affekte jedes Regen des sinnlichen Begehrungsvermögens, ohne beizusetzen, ob es der Vernunft gemäß sey oder nicht; und in dieser Unbestimmtheit und allgemeinern Bedeutung sagen sie dann ganz richtig: Die Affekte können gut und

böse seyn. Hier aber wird unter Affekt jene Regung der Sinnlichkeit verstanden, die es der Vernunft wenigstens schwer macht, ihre Herrschaft zu behaupten. Und wenn der Affekt in diesem so bestimmten Sinne genommen wird, so soll es ohne Erinnerung klar seyn, daß unter die Affekte nicht gerechnet werden können a) der reine Enthusiasmus, der allen großen Seelen eigen ist, der Drang, ihre großen Angelegenheiten ins Reine zu bringen, die Stimmung der Seelenkräfte nach Einem edlen Zwecke, ohne welche nichts Großes bewirket werden kann; nicht b) die körperliche Munterkeit und unschuldige fröhliche Laune; nicht c) die Gefühle des Schönen, Wunderbaren, Erhabenen, deren die erstern mit einem Hinwallen aus sich, die letztern mit einem Zurücktreten auf sich selbst, und die mittlern mit einem Stillstehen des Geistes verbunden sind; und d) überhaupt auch keine Regung der Sinnlichkeit, in sofern sie der Leitung der Vernunft folget.

Von der ersten Regung des Affekts bis zum vollen Ausbruche, und noch mehr bis zu den größten Verheerungen, die er anrichten kann, sind unzählige Grade und Steigerungen gedenkbar. Wenn wir bei den merkwürdigern Stufen inne halten, so ergiebt sich folgende Stufenleiter:

Affekt,
Leidenschaft,
gebietende Leidenschaft,
verkehrende Leidenschaft,
zerrüttende Leidenschaft.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von der Kraft des Affektes.

Die Kraft des Affektes ist 1) wie die zusammengesetzte Kraft aller der einzelnen Vorstellungen und Neigungen, die die Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die gemißbrauchte Vernunft, und das belebte

Begehrungsvermögen nach dem Gebote des Affektes herbeischaffen und in Eins zusammendrängen. Der Affekt spannt die Kräfte, und sammelt sie auf Einen Punkt, und vermehrt sie dadurch, daß er sie spannt, und auf Einen Punkt sammelt. Jeder Affekt hat seinen Brennpunkt, von dem die innere Wirksamkeit ausgeht, und sich auf äußere Gegenstände fortleitet. Wie bei Entstehung eines Aufruhrs der Bauernkönig den Hut schwingt und etwa den Dreschflegel zur Fahne macht — und sogleich alle Gleichgesinnte sich unter die Fahne stellen, und an den Hauptmann des Aufruhrs anschließen, und Ein Mann werden; so weckt die empörende Vorstellung und Neigung alle gleichstimmigen, fernen und benachbarten Vorstellungen und Neigungen, die da in der Seele schlummern, und zieht sie in Ein Interesse, und bildet Ein Ganzes daraus.

Die innere Kraft des Affektes beweiset sich 2) durch die Erscheinungen, die damit im Körper verbunden sind, und die die Dichter und Redner, und Philosophen aller Zeiten bemerkt und gemalet haben.

„Bei der Furcht," sagt ein Dichter und Philosoph in seinem Erkennen und Empfinden, — „tritt unsre ganze Reizbarkeit auf ihren Mittelpunkt, das Blut zum Herzen zurück; bei dem Zorn tritt unsre ganze Reizbarkeit hervor, er drängt das Blut fort in den Umkreis, auf Wangen, in Adern, der Muth hebt die Brust, Lebensodem strömt durch die Nase; bei der Liebe ist Ausbreitung unsrer Reizbarkeit, Hinüberwallen zu einem andern Wesen; bei dem Schmerz zieht sich die Kraft zusammen, vermehrt sich zum Widerstande; der verhaltene Haß, der nicht Zorn werden kann, Reue, Traurigkeit, stille Wuth, Ekel, Verdruß mit Ohnmacht, Verzweiflung — arbeiten in sich hinein, nagen an dem Herzen, fressen an sich selbst."

Diese Erscheinungen sind unwidersprechliche Thatsachen, und nach diesen Thatsachen lassen sich alle Affekte in zwei Klassen bringen. Bei einigen ist ein Zurücktreten, sich Zusammenziehen, in sich Hineinarbeiten; bei andern ein Hervortre-

ten, Fortdrängen, sich Ausbreiten, Herausarbeiten. Beides beweiset die Kraft des Affektes, welcher, nach der Seele betrachtet, ein mächtiges Zurück- oder Vorwärtsstreben der Seele, und, nach dem Körper betrachtet, ein mächtiges Ausbreiten oder Zusammenziehen der reizbaren Theile ist.

Die Kraft des Affektes ist 3) wie die Gewohnheit, sich demselben hinzugeben, und von demselben meistern zu lassen. Alle Gewohnheit ist ein Regent in ihrem Gebiete; aber die Gewohnheit, sich von einem Affekte meistern zu lassen, ist in dem nämlichen Menschen stärker, als seine übrigen Angewöhnungen. Von den übrigen Angewöhnungen gilt es, was eine feine Bemerkung sehr fein saget: Die Menschen denken nach ihren Neigungen, reden nach ihren Meinungen, handeln, wie sie gehandelt haben.*) Aber von den Angewöhnungen des lebhaftern Affektes müßte man sagen: Die Menschen denken, reden und handeln nach der Stimmung des Affektes. Daher kann man, der menschlichen Freiheit unbeschadet, nicht selten vorhersagen, was gewisse Menschen, die sich in Zuständen gewisser Affekte befinden, thun werden. Das Zünglein der Wage neigt sich eben nach der Schale, in der das große Gewicht der Gewohnheit liegt.

Die Kraft des Affektes ist 4) wie insbesondere das Reich der Einbildungskraft. Es wirken zwar in dem Zustande des Affektes alle Potenzen zusammen, aber die mächtigste ist die Einbildungskraft; denn sie assoziirt eigentlich in uns alles Vergnügen und Mißvergnügen, das uns 1) der nämliche Gegenstand schon oft verschafft hat; das uns 2) andere Dinge, die mit dieser Sache in Verbindung stehen, verschafft haben; das 3) andere Menschen nach unsrer Meinung und fremder Schilderung an dieser Sache empfunden haben; das

*) Cogitationes hominum sequuntur plerumque inclinationes suas, sermones autem doctrinas et opiniones, quas imbibernnt; at facta eorum fere antiquum obtinent. Baco Serm. fid. 37. de Consuet.

uns 4) dieſe Sache nach allen Ahnungen und Vorbildungen des Affektes noch gewähren kann, und gewähren wird, — in Ein Ganzes, in Eine Empfindung zuſammen.

Der Affekt, als ein Aufruhr der Sinnlichkeit gegen die Vernunft, hat 5) dieß Eigene, daß er ſeiner Natur nach

I. lichtſcheu macht;

II. nie allein bleibt, nie unfruchtbar iſt;

III. ſchnell und unmerklich vom Minimum zum Maximum forteilet, wenn ihn keine fremde Kraft hindert und beſchränkt.

Er macht lichtſcheu, weil das Licht die Blöße entdecket, und die entdeckte Blöße den Genuß verbittert. Er macht lichtſcheu, weil er keinen Sinn für Belehrung hat, und den Sinn für Belehrung, der ſonſt im Menſchen iſt, verſchließt, um ungehindert wirken zu können. Er macht lichtſcheu, weil ſein Weſen Aufruhr gegen das Licht, und Finſterniß ſein Element iſt. — Er bleibt nicht allein, iſt nicht unfruchtbar, zeugt andere Affekte, bringt Früchte ſeiner Art. Denn der Affekt iſt keine todte Idee, kein lahmes Wollen, iſt ein lebendiges Streben, und iſt noch dazu eine zuſammengeſetzte Potenz, die nach allen Richtungen wirket. — Er eilet ſchnell und unmerklich von dem Minimum zum Maximum; worin ſich die Sinnlichkeit und Vernunft vorzüglich unterſcheiden. Man hat noch keinen Maßſtab gefunden, um die kleine Zeitlinie zu meſſen, die zwiſchen dem Worte, das zum Zorne reizet, und zwiſchen den glühenden Augen, und dem ſträubenden Haare, und der donnernden Zunge, und der mordenden Fauſt — in Mitte liegt; indeß die Arbeiten der Vernunft ſo langſamen Schrittes vorwärts ſchreiten, daß ſie hinter ſich zu gehen ſcheinen.

Am helleſten zeigt ſich uns 6) die Natur des Affektes, wenn wir das menſchliche Herz in den drei Zeiten, vor, in und nach Befriedigung des Affektes betrachten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das menschliche Herz vor, in und nach Befriedigung des Affektes.

Vor der Befriedigung des Affektes bemerken wir im Menschen Mangel an zureichender Ueberlegung, festen Glauben an Trug- und Blendideen, und also Uebereilung des Verstandes und Herzens, eine Bestimmung zu Urtheil und Wahl, die nicht in voller Ansicht des Wahren und Guten, und nicht aus dieser vollen Ansicht entstand. Diese Uebereilung bemerkt aber der, welcher sich übereilen läßt, erst nach der Uebereilung, und so ist das Wort, Uebereilung, das rechte Wort, das genau den Zustand eines Menschen ausdrückt, der einem Affekte dient. Es hat ihn ein Reiz, ein Trieb, eine Täuschung übereilet. Er gab dem Reize nach, ehe er recht wußte, was er that. Dieß gilt auch von den kältesten Verbrechern. Wenn sie alle Umstände, Folgen noch so genau überlegt zu haben glauben; so erscheinet es doch, oft bald nach der That, daß sie blind gehandelt haben. Auf Seite des Gegenstandes bemerken wir, daß er uns entweder überrasche, ganz untüchtig zum Nachdenken antreffe, und vor aller Ueberlegung mit sich fortreiße; oder die Larve des Guten trage, die schwarze Seite in die Falten verstecke, und durch die Verwandlungen der Eigenliebe, deren Ränke für uns keine Zahl haben, ganz anders erscheine, als er ist. Wem es gegeben ist, auch nur einmal in die Schatzkammer der Eigenliebe, in der alle die tausend Täuschungen mit ihren schönen Aufschriften für die leichtgläubigen Menschen liegen, einen Blick gethan zu haben, der wird sich nicht genug verwundern können, daß die Menschen nicht all ihr Denken, und alle ihre Streitlust, und alle ihre Streitgewehre gegen die Angriffe der Eigenliebe richten. Noch mehr aber würde er sich verwundern, wenn er die traurige Entdeckung machen sollte, daß die meisten Künste und Wissenschaften der meisten Menschen mit der Eigenliebe gemeine Sache machen, und theils die Schatzkammer der Täuschungen strenge bewachen, daß sie nicht geplündert wer-

den kann, theils den Schatz mit ihren Beiträgen bereichern. Möchte doch dieſe Entdeckung eine Täuſchung ſeyn!

In der Befriedigung des Affektes iſt der Menſch vor Luſt blind und taub, kann und will die Vernunft nicht hören; iſt ſo recht der Ball dunkler Gefühle, oder trägt vielmehr das ſchmähliche Joch der Begierde.

Nach der Befriedigung des Affektes bemerken wir in uns

1) Unruhe,
2) Scham,
3) Gefühl des Betrogenſeyns,
4) Reue,
5) Furcht,
6) elende Unthätigkeit,
7) Kraftloſigkeit zum Rechtthun.

Dieß ſind unmittelbare Folgen des befriedigten Affektes, ſo lange der Affekt die Stimme der Wahrheit in uns noch nicht unhörbar gemacht; und dieß ſind noch Wohlthaten für den Menſchen, indem ſie, als Folgen des Böſen, auf das Gute, das er verlaſſen, und, als Wehen, auf das Wohl, das er verloren, zurückweiſen. Unruhe, dieſer Zwiſt mit ſich ſelbſt, iſt ein Fingerzeig auf das Gute, das uns ruhig und heiter macht, und eins mit uns ſelbſt ſeyn läßt; Scham — auf das Gute, deſſen wir uns nie zu ſchämen haben; Reue — auf das Gute, deſſen es uns nie gereuen kann; Gefühl des Betrogenſeyns — auf das Gute, das nicht nur gut ſcheint, ſondern auch iſt, und deſſen eigentlicher Schein immer Wahrheit iſt; Furcht — auf das Gute, das uns der Belohnung würdig macht, und auch im Leiden tröſtet; elende Unthätigkeit — auf das Gute, das den Geiſt mit Freude tränket, und dadurch auch den Körper belebet; Kraftloſigkeit zum Rechtthun — auf das Gute, das Muth und Luſt zum Rechtthun in die Seele leget.

Je unbändiger aber der Affekt im Menſchen wird, deſto mehr ſchwinden die Reue, und die Scham, und

das

das Gefühl des Betrogenseyns. Die Vernunft sucht Feigenblätter, die Blöße zu decken, und an die Stelle der Reue und der Scham treten Frechheit, Trotz, Unglaube; Frechheit, die sich nimmer schämen kann; Trotz, der den gesunden Verstand in den übrigen Menschen bekriegt, und in sich unterdrückt; Unglaube, der die Unterdrückung des Bösen in uns als Schwachheit behohnlachet.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von Verschiedenheit der Affekte.

Wie sich die Affekte in Wesen, Kräften, Wirkungen, Kennzeichen einigen, so unterscheiden sie sich deutlich genug

1) durch Intension,
2) durch Dauer,
3) durch ihre Verschlossenheit im Innern,
4) durch ihre Vermischung untereinander,

wie schon die verschiedenen Benennungen zu verstehen geben, die die Affekte (wie Feder in seinem Briefe von dem menschlichen Willen anmerket) nach dem Unterschiede ihrer Intension, Dauer, Verschlossenheit, Vermischung erhalten. So heißt Freude Entzückung, wenn sie einen höhern Grad erreicht; Schrecken Betäubung, wenn das Bewußtseyn zu verschwinden beginnt; der Zorn Wuth, wenn die Vernunft vollends zum Schweigen gebracht ist, und die Sinnlichkeit gewaltsam ausbricht. So heißt anhaltende Betrübniß Kummer, anhaltender Verdruß über sich Gram. So heißt Verlangen mit Erwartung Hoffnung; Freude am Genuß des Guten, mit Furcht des Verlustes, Eifersucht. So heißt Zorn, wenn er im Innern verschlossen bleibt und anhält, Groll; und wenn er zugleich einen recht großen Grad erreicht hat, Ingrimm.

In sofern der Affekt in uns jenen Grad von Lebhaftigkeit erreicht hat, in dem die Vernunft sich leidend

verhält: so nennt man den Affekt recht eigentlich Leidenschaft, weil der bessere Theil in uns leidet unter dem Drucke, oder dem Despotismus des schlechtern. Zwar wirket die Vernunft auch in einem leidenschaftlichen Menschen, aber nicht nach ihrem Gesetze, sondern nach dem Befehle der Leidenschaft, für die Leidenschaft. Und nur in dem Sinne hält sie sich bei der Leidenschaft passiv, daß sie nicht gegen das, was unrecht ist, mit Nachdruck spricht.

Wenn die Leidenschaft nicht gehemmt oder unterdrückt wird, so wird sie nach und nach gebietend, herrschend, Lieblingsleidenschaft, und als solche ist sie, ihrer Natur nach, verkehrend. Weil sie herrscht, so beherrscht sie, und weil sie beherrscht, so verkehrt sie. Sie verkehrt die Urtheile und die Neigungen. Denn sie macht, daß der Verstand nicht das für wahr und für gut hält, was ihm sonst als wahr und gut einleuchtet, oder einleuchten könnte, sondern was die Leidenschaft für wahr und gut auszugeben beliebt. Sie macht, daß der Wille nicht mehr das für gut und wahr achte und liebe, was wahr und gut ist, sondern was die Leidenschaft gebeut. Wer in der Leidenschaft lobt, lobt nicht was lobenswerth ist, sondern was die Leidenschaft lobenswerth findet. Wer in der Leidenschaft tadelt, tadelt nicht nach dem Maße des Unwerths, sondern nach Maßgebung der Leidenschaft. Im Grunde sind die Urtheile der Leidenschaft, wie das Kopfnicken der Drahtpuppen. Die Köpfe nicken, wie sie gezogen werden, und die Leidenschaften ziehen.

Hier kommen wir der Sache auf den Grund, warum die Wissenschaften, wenn sie das Beste sind, was sie seyn können, (und wie selten sind sie das Beste!) nicht einmal durch sich allein den Verstand bilden können. Die Ursache ist diese: weil immer die aufkeimenden Leidenschaften mehr am Verstande verderben, als die Wissenschaften gut machen können. Die Wissenschaften sind, wie ein schwacher Damm gegen einen gewaltigen Wasseranlauf. Der Damm bekommt leicht eine Oeffnung, und die Wehre

iſt eingeriſſen; Knaben und Männer mögen daran flicken, wie ſie wollen: indem ſie da eine kleine Oeffnung zumachen, bricht dort eine größere ein.

Die Leidenſchaft, wenn ſie herrſchend und verkehrend geworden iſt, wird nach und nach zerrüttend, d. h. richtet alle die großen Zerrüttungen an, die ſie als ſolche Leidenſchaft, und mit der Lebhaftigkeit, mit der ſie herrſcht, und in dem Menſchen, in dem ſie herrſcht, und in der ganzen Lage, in der ſich der Menſch befindet, und in ſeinem Kreiſe anrichten kann. Sie richtet alle gedenkbaren Zerrüttungen an

A. in dem Erkenntnißvermögen,

B. in dem Begehrungsvermögen,

C. in dem Leibe,

D. in dem ganzen Wirkungskreiſe des Menſchen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Von den ſchädlichen Einflüſſen der Leidenſchaft auf das Erkenntnißvermögen.

So wie irgend ein Affekt zur vorherrſchenden und verkehrenden Leidenſchaft geworden iſt, zieht die Leidenſchaft 1) die Aufmerkſamkeit von dem Wahren, Guten, Edlen, Wichtigen, Nothwendigen ab, und beſchäftiget ſie nur mit dem, was ſcheinbar, gleißend, tändelnd, nichtig iſt, und dazu den Menſchen böſe und elend macht. Die Aufmerkſamkeit, aus ihrem Elemente, dem Wahren und Guten, herausgeriſſen, und in ein fremdes Element, in das Element der Leidenſchaft hineingeworfen, handelt mehr nach dem Geſetze des blinden Inſtinktes, als nach dem Geſetze der freien Ueberlegung; arbeitet immer nur nach dem Einen Plan, Luſt wirklich zu machen, und Unluſt zu entfernen, und fixirt ſich entweder in dem Zwecke der Leidenſchaft, oder in den Mitteln, den Zweck zu erreichen, hat ſich alſo aus dem hohen Königsberufe, der Leidenſchaft Geſetze vorzuſchrei-

oder gar überwältiget wird; dann ist die Seele im Zustande des Affektes, wie hier das Wort im engern Sinne, und im Gegensatz der Seelenruhe gebraucht wird. Es ist ein Gesetz in uns, das keine Vernunft läugnen kann, und das von der Ruhe, die aus Befolgung desselben unmittelbar entsteht, das Gesetz des Gewissens, oder, von dem Zwecke der Vernunft, das Gesetz der Vernunft, oder, von der Bestimmung des Menschen, das Gesetz der Vollkommenheit heißen kann, das Gesetz nämlich: Sieh überall auf das Wahre, Gute, und liebe und achte und thu es. Die Sinnlichkeit handelt nun oft gegen dieses Gesetz. Dieß kann aber auf eine zweifache Weise geschehen. Entweder agirt die Sinnlichkeit vor allem Ausspruche der Vernunft, und dann ist's thierische Handlung, actio bruta; oder sie agirt nach dem Ausspruche der Vernunft wider den Ausspruch der Vernunft, und dann ist's eigentliche menschliche Handlung, ein Affekt des Menschen; und diesen eigentlichen Affekt des Menschen nannten die Alten sehr schön und wahr: Empörung, Aufruhr der Sinnlichkeit gegen die Vernunft. Und mit diesem hat es die Moral eigentlich zu thun.

Einige sagen: Die Affekte sind gut, man muß sie rege machen; wollen aber vermuthlich nichts anders sagen, als: Die Sinnlichkeit ist Wohlthat, kann gut gebraucht werden, kann geleitet werden. Die Vernunft sagt bestimmter: Wenn die Sinnlichkeit mir gehorsamet, dann ist sie gut. Das Pferd taugt dem Reiter oder Fuhrmann so lange, als es seiner Leitung folgt; so bald aber das Pferd den Reiter abwirft, den Fuhrmann und die Herrschaft in das Wasser wirft; dann schreien alle: ach!

Wieder andere verstehen unter dem Affekte jedes Regen des sinnlichen Begehrungsvermögens, ohne beizusetzen, ob es der Vernunft gemäß sey oder nicht; und in dieser Unbestimmtheit und allgemeinern Bedeutung sagen sie dann ganz richtig: Die Affekte können gut und

böse seyn. Hier aber wird unter Affekt jene Regung der Sinnlichkeit verstanden, die es der Vernunft wenigstens schwer macht, ihre Herrschaft zu behaupten. Und wenn der Affekt in diesem so bestimmten Sinne genommen wird, so soll es ohne Erinnerung klar seyn, daß unter die Affekte nicht gerechnet werden können a) der reine Enthusiasmus, der allen großen Seelen eigen ist, der Drang, ihre großen Angelegenheiten ins Reine zu bringen, die Stimmung der Seelenkräfte nach Einem edlen Zwecke, ohne welche nichts Großes bewirket werden kann; nicht b) die körperliche Munterkeit und unschuldige fröhliche Laune; nicht c) die Gefühle des Schönen, Wunderbaren, Erhabenen, deren die erstern mit einem Hinwallen aus sich, die letztern mit einem Zurücktreten auf sich selbst, und die mittlern mit einem Stillstehen des Geistes verbunden sind; und d) überhaupt auch keine Regung der Sinnlichkeit, in sofern sie der Leitung der Vernunft folget.

Von der ersten Regung des Affekts bis zum vollen Ausbruche, und noch mehr bis zu den größten Verheerungen, die er anrichten kann, sind unzählige Grade und Steigerungen gedenkbar. Wenn wir bei den merkwürdigern Stufen inne halten, so ergiebt sich folgende Stufenleiter:

Affekt,
Leidenschaft,
gebietende Leidenschaft,
verkehrende Leidenschaft,
zerrüttende Leidenschaft.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von der Kraft des Affektes.

Die Kraft des Affektes ist 1) wie die zusammengesetzte Kraft aller der einzelnen Vorstellungen und Neigungen, die die Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die gemißbrauchte Vernunft, und das belebte

Begehrungsvermögen nach dem Gebote des Affektes herbeischaffen und in Eins zusammendrängen. Der Affekt spannt die Kräfte, und sammelt sie auf Einen Punkt, und vermehrt sie dadurch, daß er sie spannt, und auf Einen Punkt sammelt. Jeder Affekt hat seinen Brennpunkt, von dem die innere Wirksamkeit ausgeht, und sich auf äußere Gegenstände fortleitet. Wie bei Entstehung eines Aufruhrs der Bauernkönig den Hut schwingt und etwa den Dreschflegel zur Fahne macht — und sogleich alle Gleichgesinnte sich unter die Fahne stellen, und an den Hauptmann des Aufruhrs anschließen, und Ein Mann werden; so weckt die empörende Vorstellung und Neigung alle gleichstimmigen, fernen und benachbarten Vorstellungen und Neigungen, die da in der Seele schlummern, und zieht sie in Ein Interesse, und bildet Ein Ganzes daraus.

Die innere Kraft des Affektes beweiset sich 2) durch die Erscheinungen, die damit im Körper verbunden sind, und die die Dichter und Redner, und Philosophen aller Zeiten bemerkt und gemalet haben.

„Bei der Furcht," sagt ein Dichter und Philosoph in seinem Erkennen und Empfinden, — „tritt unsre ganze Reizbarkeit auf ihren Mittelpunkt, das Blut zum Herzen zurück; bei dem Zorn tritt unsre ganze Reizbarkeit hervor, er drängt das Blut fort in den Umkreis, auf Wangen, in Adern, der Muth hebt die Brust, Lebensodem strömt durch die Nase; bei der Liebe ist Ausbreitung unsrer Reizbarkeit, Hinüberwallen zu einem andern Wesen; bei dem Schmerz zieht sich die Kraft zusammen, vermehrt sich zum Widerstande; der verhaltene Haß, der nicht Zorn werden kann, Reue, Traurigkeit, stille Wuth, Ekel, Verdruß mit Ohnmacht, Verzweiflung — arbeiten in sich hinein, nagen an dem Herzen, fressen an sich selbst."

Diese Erscheinungen sind unwidersprechliche Thatsachen, und nach diesen Thatsachen lassen sich alle Affekte in zwei Klassen bringen. Bei einigen ist ein Zurücktreten, sich Zusammenziehen, in sich Hineinarbeiten; bei andern ein Hervortre-

ten, Fortdrängen, sich Ausbreiten, Herausarbeiten. Beides beweiset die Kraft des Affektes, welcher, nach der Seele betrachtet, ein mächtiges Zurück- oder Vorwärtsstreben der Seele, und, nach dem Körper betrachtet, ein mächtiges Ausbreiten oder Zusammenziehen der reizbaren Theile ist.

Die Kraft des Affektes ist 3) wie die Gewohnheit, sich demselben hinzugeben, und von demselben meistern zu lassen. Alle Gewohnheit ist ein Regent in ihrem Gebiete; aber die Gewohnheit, sich von einem Affekte meistern zu lassen, ist in dem nämlichen Menschen stärker, als seine übrigen Angewöhnungen. Von den übrigen Angewöhnungen gilt es, was eine feine Bemerkung sehr fein saget: Die Menschen denken nach ihren Neigungen, reden nach ihren Meinungen, handeln, wie sie gehandelt haben.*) Aber von den Angewöhnungen des lebhaftern Affektes müßte man sagen: Die Menschen denken, reden und handeln nach der Stimmung des Affektes. Daher kann man, der menschlichen Freiheit unbeschadet, nicht selten vorhersagen, was gewisse Menschen, die sich in Zuständen gewisser Affekte befinden, thun werden. Das Zünglein der Wage neigt sich eben nach der Schale, in der das große Gewicht der Gewohnheit liegt.

Die Kraft des Affektes ist 4) wie insbesondere das Reich der Einbildungskraft. Es wirken zwar in dem Zustande des Affektes alle Potenzen zusammen, aber die mächtigste ist die Einbildungskraft; denn sie assoziirt eigentlich in uns alles Vergnügen und Mißvergnügen, das uns 1) der nämliche Gegenstand schon oft verschafft hat; das uns 2) andere Dinge, die mit dieser Sache in Verbindung stehen, verschafft haben; das 3) andere Menschen nach unsrer Meinung und fremder Schilderung an dieser Sache empfunden haben; das

*) Cogitationes hominum sequuntur plerumque inclinationes suas, sermones autem doctrinas et opiniones, quas imbiberunt; at facta eorum fere antiquum obtinent. Baco Serm. fid. 37. de Consuet.

uns 4) dieſe Sache nach allen Ahmungen und Vorbildungen des Affektes noch gewähren kann, und gewähren wird, — in Ein Ganzes, in Eine Empfindung zuſammen.

Der Affekt, als ein Aufruhr der Sinnlichkeit gegen die Vernunft, hat 5) dieß Eigene, daß er ſeiner Natur nach

I. lichtſcheu macht;

II. nie allein bleibt, nie unfruchtbar iſt;

III. ſchnell und unmerklich vom Minimum zum Maximum forteilet, wenn ihn keine fremde Kraft hindert und beſchränkt.

Er macht lichtſcheu, weil das Licht die Blöße entdecket, und die entdeckte Blöße den Genuß verbittert. Er macht lichtſcheu, weil er keinen Sinn für Belehrung hat, und den Sinn für Belehrung, der ſonſt im Menſchen iſt, verſchließt, um ungehindert wirken zu können. Er macht lichtſcheu, weil ſein Weſen Aufruhr gegen das Licht, und Finſterniß ſein Element iſt. — Er bleibt nicht allein, iſt nicht unfruchtbar, zeugt andere Affekte, bringt Früchte ſeiner Art. Denn der Affekt iſt keine todte Idee, kein lahmes Wollen, iſt ein lebendiges Streben, und iſt noch dazu eine zuſammengeſetzte Potenz, die nach allen Richtungen wirket. — Er eilet ſchnell und unmerklich von dem Minimum zum Maximum; worin ſich die Sinnlichkeit und Vernunft vorzüglich unterſcheiden. Man hat noch keinen Maßſtab gefunden, um die kleine Zeitlinie zu meſſen, die zwiſchen dem Worte, das zum Zorne reizet, und zwiſchen den glühenden Augen, und dem ſträubenden Haare, und der donnernden Zunge, und der mordenden Fauſt — in Mitte liegt; indeß die Arbeiten der Vernunft ſo langſamen Schrittes vorwärts ſchreiten, daß ſie hinter ſich zu gehen ſcheinen.

Am helleſten zeigt ſich uns 6) die Natur des Affektes, wenn wir das menſchliche Herz in den drei Zeiten, vor, in und nach Befriedigung des Affektes betrachten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das menschliche Herz vor, in und nach Befriedigung des Affektes.

Vor der Befriedigung des Affektes bemerken wir im Menschen Mangel an zureichender Ueberlegung, festen Glauben an Trug- und Blendideen, und also Uebereilung des Verstandes und Herzens, eine Bestimmung zu Urtheil und Wahl, die nicht in voller Ansicht des Wahren und Guten, und nicht aus dieser vollen Ansicht entstand. Diese Uebereilung bemerkt aber der, welcher sich übereilen läßt, erst nach der Uebereilung, und so ist das Wort, Uebereilung, das rechte Wort, das genau den Zustand eines Menschen ausdrückt, der einem Affekte dient. Es hat ihn ein Reiz, ein Trieb, eine Täuschung übereilet. Er gab dem Reize nach, ehe er recht wußte, was er that. Dieß gilt auch von den kältesten Verbrechern. Wenn sie alle Umstände, Folgen noch so genau überlegt zu haben glauben; so erscheinet es doch, oft bald nach der That, daß sie blind gehandelt haben. Auf Seite des Gegenstandes bemerken wir, daß er uns entweder überrasche, ganz untüchtig zum Nachdenken antreffe, und vor aller Ueberlegung mit sich fortreiße; oder die Larve des Guten trage, die schwarze Seite in die Falten verstecke, und durch die Verwandlungen der Eigenliebe, deren Ränke für uns keine Zahl haben, ganz anders erscheine, als er ist. Wem es gegeben ist, auch nur einmal in die Schatzkammer der Eigenliebe, in der alle die tausend Täuschungen mit ihren schönen Aufschriften für die leichtgläubigen Menschen liegen, einen Blick gethan zu haben, der wird sich nicht genug verwundern können, daß die Menschen nicht all ihr Denken, und alle ihre Streitlust, und alle ihre Streitgewehre gegen die Angriffe der Eigenliebe richten. Noch mehr aber würde er sich verwundern, wenn er die traurige Entdeckung machen sollte, daß die meisten Künste und Wissenschaften der meisten Menschen mit der Eigenliebe gemeine Sache machen, und theils die Schatzkammer der Täuschungen strenge bewachen, daß sie nicht geplündert wer-

überwiegende Idee im Menschen: nun, was macht die Vorstellungen des Menschen fixer, überwiegender, — als die Leidenschaft, die, im Grunde betrachtet, nichts anders, als eine fixe, überwiegende Kraft ist?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Schädliche Einwirkungen der Leidenschaften auf das Begehrungsvermögen.

Die Zerrüttungen, welche die Leidenschaften im Begehrungsvermögen hervorbringen, werden uns anschaulicher, wenn wir die zwei Gemälde der Ordnung und der Unordnung nebeneinander stellen.

Wenn die Willenskraft des Menschen geordnet ist, so ist der Wille 1) in einer solchen Richtung gegen das Gute und Böse, die seiner Natur gemäß, die rechte ist, d. h. er liebet und achtet Gott, als das allerhöchste Gut, über Alles, und achtet und liebet den Menschen, und alles übrige Gute um des Allerbesten willen, und hasset eben deßwegen alles Böse. Diese schöne Richtung ist eben die, welche das Gesetz der Vollkommenheit, oder deutlich das Gesetz der Ordnung gebeut. — Nun aber, wo die Leidenschaft herrscht, da ist der Wille kalt gegen Gott und die Menschen als Menschen, und nur etwa gegen die Menschen, und in sofern warm, welche und in sofern sie das Interesse der Leidenschaft befördern helfen, — also außer der rechten, geraden Richtung gegen das Gute und Böse. Es ist auch in dem Kalkul der Leidenschaft nicht gut, was gut, nicht böse, was böse; sondern was in ihr Reich taugt, das ist gut, und was in ihr Reich nicht taugt, das ist böse.

Wenn die Willenskraft des Menschen geordnet ist, so ist der Wille 2) in dem Besitze des Trostes, recht gethan zu haben, und in dem Besitze einer Kraft, noch ferner recht zu thun. Das Gute, das man achtet und liebet, das vollbringt man willig; und das Gute, das man willig vollbringt, das läßt uns nie ganz

das Gefühl des Betrogenseyns. Die Vernunft sucht Feigenblätter, die Blöße zu decken, und an die Stelle der Reue und der Scham treten Frechheit, Trotz, Unglaube; Frechheit, die sich nimmer schämen kann; Trotz, der den gesunden Verstand in den übrigen Menschen bekriegt, und in sich unterdrückt; Unglaube, der die Unterdrückung des Bösen in uns als Schwachheit behohnlachet.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von Verschiedenheit der Affekte.

Wie sich die Affekte in Wesen, Kräften, Wirkungen, Kennzeichen einigen, so unterscheiden sie sich deutlich genug

1) durch Intension,
2) durch Dauer,
3) durch ihre Verschlossenheit im Innern,
4) durch ihre Vermischung untereinander,

wie schon die verschiedenen Benennungen zu verstehen geben, die die Affekte (wie Feder in seinem Briefe von dem menschlichen Willen anmerket) nach dem Unterschiede ihrer Intension, Dauer, Verschlossenheit, Vermischung erhalten. So heißt Freude Entzückung, wenn sie einen höhern Grad erreicht; Schrecken Betäubung, wenn das Bewußtseyn zu verschwinden beginnt; der Zorn Wuth, wenn die Vernunft vollends zum Schweigen gebracht ist, und die Sinnlichkeit gewaltsam ausbricht. So heißt anhaltende Betrübniß Kummer, anhaltender Verdruß über sich Gram. So heißt Verlangen mit Erwartung Hoffnung; Freude am Genuß des Guten, mit Furcht des Verlustes, Eifersucht. So heißt Zorn, wenn er im Innern verschlossen bleibt und anhält, Groll; und wenn er zugleich einen recht großen Grad erreicht hat, Ingrimm.

In sofern der Affekt in uns jenen Grad von Lebhaftigkeit erreicht hat, in dem die Vernunft sich leidend

verhält: so nennt man den Affekt recht eigentlich Leidenschaft, weil der bessere Theil in uns leidet unter dem Drucke, oder dem Despotismus des schlechtern. Zwar wirket die Vernunft auch in einem leidenschaftlichen Menschen, aber nicht nach ihrem Gesetze, sondern nach dem Befehle der Leidenschaft, für die Leidenschaft. Und nur in dem Sinne hält sie sich bei der Leidenschaft passiv, daß sie nicht gegen das, was unrecht ist, mit Nachdruck spricht.

Wenn die Leidenschaft nicht gehemmt oder unterdrückt wird, so wird sie nach und nach gebietend, herrschend, Lieblingsleidenschaft, und als solche ist sie, ihrer Natur nach, verkehrend. Weil sie herrscht, so beherrscht sie, und weil sie beherrscht, so verkehrt sie. Sie verkehrt die Urtheile und die Neigungen. Denn sie macht, daß der Verstand nicht das für wahr und für gut hält, was ihm sonst als wahr und gut einleuchtet, oder einleuchten könnte, sondern was die Leidenschaft für wahr und gut auszugeben beliebt. Sie macht, daß der Wille nicht mehr das für gut und wahr achte und liebe, was wahr und gut ist, sondern was die Leidenschaft gebeut. Wer in der Leidenschaft lobt, lobt nicht was lobenswerth ist, sondern was die Leidenschaft lobenswerth findet. Wer in der Leidenschaft tadelt, tadelt nicht nach dem Maße des Unwerths, sondern nach Maßgebung der Leidenschaft. Im Grunde sind die Urtheile der Leidenschaft, wie das Kopfnicken der Drahtpuppen. Die Köpfe nicken, wie sie gezogen werden, und die Leidenschaften ziehen.

Hier kommen wir der Sache auf den Grund, warum die Wissenschaften, wenn sie das Beste sind, was sie seyn können, (und wie selten sind sie das Beste!) nicht einmal durch sich allein den Verstand bilden können. Die Ursache ist diese: weil immer die aufkeimenden Leidenschaften mehr am Verstande verderben, als die Wissenschaften gut machen können. Die Wissenschaften sind, wie ein schwacher Damm gegen einen gewaltigen Wasseranlauf. Der Damm bekommt leicht eine Oeffnung, und die Wehre

ist eingerissen; Knaben und Männer mögen daran flicken, wie sie wollen: indem sie da eine kleine Oeffnung zumachen, bricht dort eine größere ein.

Die Leidenschaft, wenn sie herrschend und verkehrend geworden ist, wird nach und nach zerrüttend, d. h. richtet alle die großen Zerrüttungen an, die sie als solche Leidenschaft, und mit der Lebhaftigkeit, mit der sie herrscht, und in dem Menschen, in dem sie herrscht, und in der ganzen Lage, in der sich der Mensch befindet, und in seinem Kreise anrichten kann. Sie richtet alle gedenkbaren Zerrüttungen an

A. in dem Erkenntnißvermögen,

B. in dem Begehrungsvermögen,

C. in dem Leibe,

D. in dem ganzen Wirkungskreise des Menschen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von den schädlichen Einflüssen der Leidenschaft auf das Erkenntnißvermögen.

So wie irgend ein Affekt zur vorherrschenden und verkehrenden Leidenschaft geworden ist, zieht die Leidenschaft 1) die Aufmerksamkeit von dem Wahren, Guten, Edlen, Wichtigen, Nothwendigen ab, und beschäftiget sie nur mit dem, was scheinbar, gleißend, tändelnd, nichtig ist, und dazu den Menschen böse und elend macht. Die Aufmerksamkeit, aus ihrem Elemente, dem Wahren und Guten, herausgerissen, und in ein fremdes Element, in das Element der Leidenschaft hineingeworfen, handelt mehr nach dem Gesetze des blinden Instinktes, als nach dem Gesetze der freien Ueberlegung; arbeitet immer nur nach dem Einen Plan, Lust wirklich zu machen, und Unlust zu entfernen, und fixirt sich entweder in dem Zwecke der Leidenschaft, oder in den Mitteln, den Zweck zu erreichen, hat sich also aus dem hohen Königsberufe, der Leidenschaft Gesetze vorzuschrei-

ben, verdrängen, und zu dem Sklavenberuf, ihr zu gehorsamen, erniedrigen lassen.

Sie erzeugt und unterhält 2) die unrichtigsten Vorstellungen von der Natur der Dinge, eben deßwegen, weil die Urtheilskraft nicht mehr das, was mit den ewigen Gesetzen des Verstandes, sondern das, was mit dem Zwecke der Leidenschaft übereinstimmt, für wahr halten muß. Die Leidenschaften erkennen kein anderes Interesse, als zu herrschen, und keine andere Wahrheit, als die Konvenienz, die Uebereinstimmung der Dinge mit ihrem Interesse, und ihre ganze Staatskunst besteht darin, dieses ihr allerhöchstes Interesse geltend zu machen. Daher geschieht es denn, daß die abenteuerlichsten und unnatürlichsten Vorstellungen nur in dem Zustande der Leidenschaft ausgebrütet und gepfleget werden, deren wir uns bei umgeänderter Gemüthsstimmung schämen müssen. So ist a) dem Blicke des Neides das Weiße wirklich schwarz, — das Gute, das sein Nachbar an sich hat, böse; das Meisterstück, das er hervorgebracht, fehlerhaft; die Freude, die sein besserer Mitstreiter um Ehre und Brod genießt, ist ihm Quelle der Traurigkeit, und die Jammerstunde seines Bruders ein Freudenfest für ihn. Elender! wirst du dem größer, weil du den Größern um seine Größe beneidest, oder wird der Größere kleiner, weil ihn dein Auge gern kleiner sehen möchte, oder wirklich sieht? — So wird b) dem Blicke der Rache das fremde Wehe, mit dem das empfangene Wehe vergolten wird, ein eigenes Wohl; und diese Täuschung ist gerade so thöricht, als die Täuschung des Holzhauers, der im Wahn stünde, die Wunde seines Fußes würde sogleich geheilet seyn, wenn er nur die Art in das Feuer geworfen hätte. So ist c) in dem Auge des Duellanten die Beleidigung wieder gut gemacht, sobald er das Blut seines Gegners sieht, und die kleinste Wunde ist ihm das alleinschickliche Ergänzungsmittel der öffentlichen Ehre.

Die Leidenschaft blendet 3) das Auge, daß man wirklich das Mittel für Zweck ansieht, und wird da-

durch Quelle der größten Thorheiten. Denn Mittel für Zweck anſehen, iſt Inbegriff aller Thorheiten. So macht a) der Geiz die Anhäufung und den Beſitz des Geldes, welches nur Mittel zu unſerm zeitlichen Wohlſtande iſt, dem Geizigen zum Endzwecke alles ſeines Strebens, und zum Mittelpunkte aller ſeiner Wünſche. So macht b) der Hochmuth die Ehrenbezeugungen, welche nur Mittel zu feſterer Verbindung der Menſchen untereinander, und zur Erhaltung der Ordnung zwiſchen Stand und Stand ſeyn ſollen, dem Hochmüthigen zum Endzwecke alles ſeines Strebens. So macht c) der ausſchweifende Hang nach ſinnlichen Vergnügungen das Eſſen, Trinken, Spielen u. ſ. w., welches nur Mittel theils zur Erhaltung der Geſundheit, theils zur Erheiterung des Gemüthes, theils zur Ergänzung der verlornen Kräfte ſeyn ſoll, dem thieriſchen Menſchen zum Endzweck ſeines Lebens.

Die Leidenſchaft erzeugt 4) den Wahnſinn, oder, um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen, den wahnſinn-ähnlichen Zuſtand, daß man glaubt, durch wiederholte Befriedigung der Leidenſchaft zur Zufriedenheit kommen zu können, da man doch durch jede wiederholte Befriedigung der Leidenſchaft gerade noch tiefer in das Meer der Unzufriedenheit verſenkt werden muß.

Die Leidenſchaft macht wahnſinnig. Liebe Leſer! denket nur an die Knaben in der Fabel, wie geſchäftig ſie den Schneemann umwälzten. Durch jede Umwälzung ward er größer, bis ſie ihn auf die nahe liegende Anhöhe hinaufgetrieben. Da ward er ihnen zu mächtig: ſie mochten ihn nimmer halten; der Schneemann, den die Kinder ſo groß gemacht, der Gegenſtand ihres Spieles, das Werk ihrer Freude und ihrer Hände, fieng zu laufen an, und zerdrückte die armen Knaben! — So ſpielen wir mit unſern Neigungen, bis ſie Leidenſchaft, und durch jede Befriedigung mächtiger, und endlich übermächtig werden, und in ihrer fürchterlichen Uebermacht die geſunde Vernunft zerdrücken, den Menſchen, der durch ſie die Seligkeit zu finden glaubte, wahnſinnig machen. Wahnſinn iſt, nach Hemſterhuis, doch nichts, als eine fixe,

überwiegende Idee im Menschen: nun, was macht die Vorstellungen des Menschen fixer, überwiegender, — als die Leidenschaft, die, im Grunde betrachtet, nichts anders, als eine fixe, überwiegende Kraft ist?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Schädliche Einwirkungen der Leidenschaften auf das Begehrungsvermögen.

Die Zerrüttungen, welche die Leidenschaften im Begehrungsvermögen hervorbringen, werden uns anschaulicher, wenn wir die zwei Gemälde der Ordnung und der Unordnung nebeneinander stellen.

Wenn die Willenskraft des Menschen geordnet ist, so ist der Wille 1) in einer solchen Richtung gegen das Gute und Böse, die seiner Natur gemäß, die rechte ist, d. h. er liebet und achtet Gott, als das allerhöchste Gut, über Alles, und achtet und liebet den Menschen, und alles übrige Gute um des Allerbesten willen, und hasset eben deßwegen alles Böse. Diese schöne Richtung ist eben die, welche das Gesetz der Vollkommenheit, oder deutlich das Gesetz der Ordnung gebeut. — Nun aber, wo die Leidenschaft herrscht, da ist der Wille kalt gegen Gott und die Menschen als Menschen, und nur etwa gegen die Menschen, und in sofern warm, welche und in sofern sie das Interesse der Leidenschaft befördern helfen, — also außer der rechten, geraden Richtung gegen das Gute und Böse. Es ist auch in dem Kalkul der Leidenschaft nicht gut, was gut, nicht böse, was böse; sondern was in ihr Reich taugt, das ist gut, und was in ihr Reich nicht taugt, das ist böse.

Wenn die Willenskraft des Menschen geordnet ist, so ist der Wille 2) in dem Besitze des Trostes, recht gethan zu haben, und in dem Besitze einer Kraft, noch ferner recht zu thun. Das Gute, das man achtet und liebet, das vollbringt man willig; und das Gute, das man willig vollbringt, das läßt uns nie ganz

leer an Wohlseyn ausgehen; und sowohl die Uebung im Guten, als die Freude aus dem Guten salbt mit neuer Kraft, das Gute zu vollbringen. Wo aber Leidenschaft herrscht, da kann die Zuversicht, recht gethan zu haben, nicht Stelle finden; und das Herz mag sich noch so sehr vor dem strafenden Blicke der Wahrheit verbergen; es kann ihm doch nicht ausweichen, und es wird oft in Mitte der rauschendsten Vergnügungen durch die Peitschenschläge des tadelnden Gewissens (so lange es noch nicht zum unnatürlichen Schweigen gebracht ist) scharf gezüchtiget, und bleibt dabei lahm zu allem, was wahrhaft gut ist, und dessen Ausübung ein Opfer der nämlichen Leidenschaft forderte.

Wenn die Willenskraft des Menschen geordnet ist, so ist 3) der Wille in der rechten Fassung, unzählige andere Freuden zu genießen, die ihm bald die Schönheiten der Natur, in denen sich die Menschenfreundlichkeit Gottes und seine Weisheit malen, bald die edlen Handlungen Anderer, bald die vortrefflichen Produkte der Kunst, des Verstandes ꝛc. darbieten. Wo aber Leidenschaft herrscht, da erscheint nur der Gegenstand dieser Leidenschaft, und was mit ihr übereinkommt, oder ihr in die Hand arbeitet, schön und gut. Für alles übrige Gute und Schöne hat die Leidenschaft keinen Sinn, und es ist, als wenn es nicht da wäre. Die Leidenschaft verstimmt den Menschen, daß er, im Durste nach Freuden, die ihn elend machen, die Freuden, die ihm so nahe liegen, und ihn wahrhaft erquickten, nicht sieht und nicht genießt.

Wenn die Willenskraft geordnet ist, so ist 4) der Wille im Besitze der wahren Freiheit. Nur der ist wahrhaft frei, der sagen kann: Ich thue, was ich will, und ich will, was ich soll. Nur der ist wahrhaft frei, welcher dem Gesetze der Vollkommenheit dienet. Nur der, welcher will, was er soll, darf, was er will. Gutseyn ist also die Wurzel der wahren Freiheit. Sie ist also nur da, wo geordneter und unter der Herrschaft des Guten stehender Wille ist. Dieß ist auch das

Glaubensbekenntniß aller beſſern Philoſophie, die nicht den frei ſpricht, der thut, was er will, ſondern den allein, der nichts will, als was er wollen darf. Wo aber Leidenſchaft herrſcht, da iſt die rechte Sklaverei des Geiſtes. Der Geiſt folgt dem eiſernen Zepter der Leidenſchaft, und thut nicht das, was er ſeiner Natur nach thun ſoll, oder auch will, ſondern was die niedern Neigungen ungeſtüm fordern. Das Edle gehorſamet dem Niedern, und der Diener meiſtert ſeinen Herrn. Und je mehr ſich der Herr von dem Diener meiſtern läßt, deſto tiefer ſinkt er von ſeiner Würde herab. Es iſt ſchrecklich, auch nur daran zu denken, wie der Menſch durch Befriedigung der Leidenſchaft ſeine Freiheit beſchädiget. Immer ſchwerer, immer ſchwerer, immer ſchwerer wird ihm das Rechtthun; jetzt ſcheint es ihm gar unmöglich; bald hernach iſt es ihm ſo viel als unmöglich. Er ſchmiedet ſich ſelbſt in Bande, und ſie, die Bande, immer maſſiver, daß er ſie nimmer zerbrechen kann, genau wie die Weisheit lehrte: Wer ſündiget, iſt ein Knecht der Sünde, — und wird am Ende ein praktiſcher Fataliſt, macht ſich das Böſe zur Nothwendigkeit, nachdem er demſelben lange genug freiwillig gedienet hat. Kurz:

Wo Ordnung herrſcht, da iſt der Wille gut, getroſt, ſtark zum Rechtthun, und wahrhaft frei. Wo aber die Leidenſchaft herrſcht, da herrſcht Unordnung; der Wille iſt außer ſeiner Richtung zum Guten, außer dem Beſitze der Zuverſicht, und der Kraft zum Rechtthun, außer der rechten Stimmung zum Frohſeyn, und außer dem Beſitze der wahren Freiheit — iſt böſe, freudenlos, lahm zum Guten, und ein Sklave des Böſen.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den ſchädlichen Einflüſſen der Leidenſchaften auf den Leib des Menſchen.

Die Leidenſchaft zerſtört nicht nur die Harmonie der Seelenkräfte unter ſich und mit dem Zwecke, ihres Da-

seyns, sondern sie zerstört auch, in ihren Wirkungen auf den Leib, die Harmonie der körperlichen Kräfte unter sich, und mit dem Zwecke ihres Daseyns. Diese traurige Wahrheit, die Aerzte und Krankenlager, Spitäler und Kirchhöfe laut genug predigen, beweiset die Natur des Menschen helle genug. Alle heftige Gemüthsbewegungen sind mit ähnlichen heftigen Bewegungen im Körper verknüpft; alle heftige Bewegungen im Körper sind heftige Anspannungen der Nerven, Fibern, Fasern ꝛc.; alles, was heftig anspannt, das spannt nach und nach ab, schwächet, lähmet, tödtet; also sind alle heftige Affekte ihrer Natur nach Zerstörer des körperlichen Wohlseyns. Und sie zerstören gerade desto ungehinderter, je unmerklicher. Sie arbeiten insgeheim, und untergraben ungesehen, und finden an der Eigenliebe eine treue Sachwalterin, die aus dem nicht wahrgenommenen Schaden auf die Nichtschädlichkeit des Schädlichen schließet: Ich empfinde das Schädliche nicht: also ist's nicht schädlich. — — Bis also die Zerrüttung der körperlichen Kräfte eine wahrnehmbare Größe erreicht, und die wahrgenommene nach den Folgen, die daraus entstehen können, geschätzt wird (welches letztere der Leichtsinn weit genug hinausschiebt), gehen die Zerstörungen des körperlichen Wohlseyns ihren Gang ungehindert fort. Nebst dieser zerstörenden Kraft, die nach und nach tödtet, haben die Affekte noch eine andere, die plötzlich tödtet. „Jeder Affekt, der plötzlich trifft, kann plötzlich tödten." Daher werden bei Nachrichten von Begebenheiten, die große Freude oder großen Schmerz erregen können, Vorbereitungen gemacht, damit theilnehmende Herzen dem Eindrucke nicht erliegen. Daher besonders dem gährenden Alter die Mäßigung nie genug empfohlen werden kann, weil jeder Affekt plötzlich tödten, oder wenigstens nach und nach zerstören kann, und also Mäßigung nicht nur eine unentbehrliche Bedingung zum Wohlseyn des Geistes, sondern auch des Körpers ist. Daher die frühe Angewöhnung zur Ueberlegung so wichtig ist, weil sich ohne Achtsamkeit auf sich, ohne Besinnung keine Mäßigung denken läßt.

Die zerstörenden Kräfte des Affektes bringen nicht nur ihre größern Zerrüttungen durch wirkliche Schwächung oder Ertödtung des Körpers unter die Anschauung; auch ihre frühern, geringern Zerrüttungen machen sie offenbar, indem sie nicht bloß die Gesundheit, die innere Harmonie der körperlichen Theile angreifen, sondern auch die äußere Bildung des Menschen, und besonders sein Antlitz entweihen, verunstalten, verwüsten, und ihm die häßliche Gestalt der Sünde eindrücken. Kann doch der ausgetretene Strom nicht in seine Ufer zurücktreten, ohne Spuren der Ueberschwemmung zu hinterlassen: wie wollte das Feuer der Leidenschaft sich in den reizbaren Theilen des Angesichtes ausgießen können, ohne Spuren ihrer verzehrenden Kraft zurückzulassen? Ist doch alle Wirkung der Ursache ähnlich, und durch die Aehnlichkeit ein Bild, eine Signatur der Ursache: wie sollte die häßliche Leidenschaft, die zuerst den Geist verwüstet, und dann die Gesundheit des Leibes zerstöret, nicht auch einen häßlichen Eindruck — den Charakter ihres Wesens — in dem Angesichte des Menschen zurücklassen? Was macht uns die Kinder so lieb, als die Unschuld, die aus ihrem Angesichte hervorleuchtet? Und was ist die Gestalt der Unschuld anders, als ein liebliches Bild, daran die Leidenschaften noch nichts verderbt haben? Das Alterthum kannte nichts Häßlicheres, als eine schamlose H — stirne, und was ist diese Häßlichkeit anders, als die Zerstörung, die die Wollust auch im Aeußern vollendet, nachdem sie dieselbe im Innern vollendet hatte? Sokrates empfahl den Gebrauch des Spiegels auch als ein Tugendmittel: und wie kann er eines seyn, als in sofern er die Ruinen der besiegten Tugend, oder die göttlichen Reize der siegenden im Angesichte zeiget? Und der Rath des nämlichen Weisen an Schöngebildete: Erhalte durch Tugend, was die Natur dir gab; und an Mißgebildete: Bring auf dem Wege der Tugend herein, was dir die Natur versagt, wie gerne möchte er den Zerrüttungen bevorkommen, die die Leidenschaften anrichten!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von den schädlichen Einflüssen der Leidenschaften auf den ganzen Wirkungskreis des Menschen.

Wie die wüthende Flamme nicht inne hält, wenn sie das Haus, in dem sie erzeugt worden, verschlungen hat, sondern, durch den Raub genährt, alles, was ihre Kraft erreichen kann, ergreift, was sie in Flamme verwandeln kann, verwandelt, und was sie zerstören kann, zerstört: so setzt die Leidenschaft ihren Verwüstungen, die sie in dem Geiste und in dem Leibe des Menschen, als in ihrer Geburts- und Wohnstätte, angerichtet, keine Grenzen, sondern verwüstet auch außer dem Menschen, was sie verwüsten kann. Sehen wir die Leidenschaft als einen Punkt, und ihre zerstörende Kraft als einen Radius an, der sich um den Mittelpunkt beweget, und eine Kreislinie beschreibet: so haben wir an der beschriebenen Kreislinie das rechte Bild von dem Wirkungskreise der Leidenschaft. Alles, was in diesen Kreis kommt, erfährt die Wirkung der Leidenschaft. Und, um vom Bilde auf die Sache zu kommen, so sey z. B. der Mittelpunkt der Geldgeiz, diese ewig hungrige und ewig unersättliche Leidenschaft. Denken wir uns den Geizigen in allen seinen Verhältnissen, um die Verwüstungen seiner Leidenschaften inne zu werden. Er ist 1) Bürger, und in seinen Wirkungskreis kommen zunächst Bürger: an diesen macht ihn seine Leidenschaft zum Räuber; sie raubt, was sie kann, mit List und Gewalt. Er ist 2) Verwalter fürstlicher Güter und Vollstrecker fürstlicher Rechte, und in seinen Kreis kommen Fürst und Vaterland: an diesen macht ihn seine Leidenschaft zum treulosen Verbrecher; sie drückt unter dem Schirm des Rechtes das Vaterland, und betrügt unter der Decke des Diensteifers den Fürsten, um zu sammeln, wo sie nicht gesäet hat. Er ist 3) Ehemann und Vater, und in seinen Kreis kommen sein Weib und seine Kinder: die Leidenschaft macht ihn zum Despoten gegen sein Weib, das sich nicht satt essen darf, und zum spärlichen Erzieher seiner Kinder, die der Vater ungleich mehr liebte, wenn sie Geldsorten

in seinem Kasten, und nicht verzehrende Geschöpfe an seinem Tische wären. Er ist 4) Hausvater, und in seinen Kreis kommen treue Hausgenossen: an diesen macht ihn seine Leidenschaft zum Lohnverkürzer; sie will immer empfangen, und nie geben. Er ist 5) Mensch, und in seinen Kreis kommen Arme, Kranke, Sterbende: seine Leidenschaft macht ihn zum Unmenschen gegen Menschen; sie will an den Armen reich werden, und kann das Eingeweide gegen das Röcheln der Sterbenden verhärten. Dieß Gemälde liest vielleicht die Wollust gerne, weil sie aus System nicht geizig seyn kann; der Hochmuth nicht ungerne, weil die Schau-Freigebigkeit in seinen Plan gehört; die Rachgier wenigstens ohne Widerstand, weil sie als Rachbegierde das Geld opfern muß, um wehe thun zu können, also das Geld nur Diener in ihrem Hause ist. Aber, liebe Leser! stelle jeder, ich zuerst, und dann jeder aus euch, stelle jeder aus uns seine Leidenschaft in den Mittelpunkt hinein, und sehe jeder auf den Zirkel, den die verwüstende Kraft seiner Lieblingsleidenschaft beschreibt ꝛc.: — dann möchte es uns schwer werden, nicht über uns zu erröthen, und die meisten lesen vielleicht lieber weiter, um sich dieß unangenehme Erröthen vor sich selbst zu ersparen.

Dreißigstes Kapitel.

Von einigen Zwischenzuständen des Menschen.

Zwischen den Zuständen der hohen Seelenruhe und des wirklichen Affektes giebt es mancherlei andere, die man Zwischenzustände nennen kann. Darunter lassen sich rechnen:

1) Die unmittelbaren Folgen des Affektes, deren einige im weitesten Sinne des Wortes selbst noch Affekte, das ist, Gemüthsbewegungen sind, oder damit verbunden: Unruhe, Scham, Reue, Gefühl des Betrogenseyns, Furcht, elende Unthätigkeit, Kraftlosigkeit zum Rechtthun.. diese Nachwehen

der Leidenschaft, und dieser Jammer nach übergebener Festung.

2) Kälte, Gleichgültigkeit — ein Zustand, in dem die Triebe zu schlafen scheinen. Es dringt kein Gegenstand bis in das Mark der Empfindlichkeit.

3) Unthätigkeit, mehr körperliche als geistige Ruhe, die eine Abspannung der Kräfte, oder Mangel an Spannung zum Grunde hat.

4) Langeweile, die nie fern ist von Leuten, die kein Tagwerk haben, oder sich keines zu machen wissen, und recht eigentlich bei denen residirt, die am Abende keine drückendere Sorge haben, als wie sie die Stunden des morgigen Tages ohne Langeweile verschleudern können.

5) Düstere Laune, eine Verstimmung des Gemüthes, in der die dunkeln, unangenehmen Seiten der Dinge hervortreten, und die hellen, lieblichen in den Schatten zurücktreten.

6) Kampf der Vernunft gegen die vernunftwidrigen Forderungen der Sinnlichkeit, gegen die Reize zum Unrecht. Dieser Zustand hat mit allen hier genannten den Mangel des Angenehmen und Unangenehmen gemein, aber eine innere Würde für sich eigen, indem er mit dem Zwecke der Vernunft übereinstimmt, und es offensiv und defensiv mit ihr hält. Und gerade diese Würde bezeichnet das Wort Kämpfen am genauesten, und ist also das rechte Wort, dessen sich am allerwenigsten ein Philosoph zu schämen hätte. Denn es drückt erstens den Widerstand und das Mühsame aus, das bei allem Kampfe wesentlich ist. Es deutet zweitens auf einen mächtigen Gegner, der ohne ernsten, anhaltenden Widerstand nicht besiegt werden kann. Es drückt drittens den Muth aus, den der Streiter haben muß, um siegen zu können. Der Kampf, der hier empfohlen wird, ist also „der muthige, anhaltende Widerstand des menschlichen Geistes wider alle noch so mächtige Reize zum Unrecht für das heilige Gesetz in uns."

Einunddreißigstes Kapitel.

Resultate aus dem Vorhergehenden.

Wenn wir nun den Zustand der Seelenruhe, den Zustand des Affektes, und die genannten Zwischenzustände mit dem Wohlseyn des Menschen vergleichen, so ergeben sich nachstehende Resultate:

1) Befriedigung der herrschenden Leidenschaft kann den Menschen nicht glückselig machen. Denn die Befriedigung der herrschenden Leidenschaft zerrüttet ja die edelsten Kräfte des Menschen, Verstand und Wille; zerstört überdieß die Harmonie auch unter den körperlichen Kräften; gräbt auch in das Aeußere des Menschen die Züge der innern Unordnung ein; und richtet schreckliche Verwüstungen in dem ganzen Wirkungskreise des Menschen an. Nun, woraus nichts als Zerrüttung, Zerstörung, Verwüstung, Verheerung — Unglückseligkeit entsteht, daraus kann unmöglich die Glückseligkeit entstehen. Sie, die Leidenschaft, wirft uns aus der Richtung zum Guten, aus der Fassung zur Freude, aus dem Besitze der Zuversicht und der wahren Freiheit heraus, wenn wir darin sind, oder läßt uns nie hineinkommen, wenn wir noch nie darin gewesen sind; macht uns immer unfähiger, das Wahre und Gute zu erkennen, zu achten, zu lieben; verkehrt immer mehr die Urtheile über Mittel und Zweck; erzeugt und unterhält die unnatürlichsten Vorstellungen, und macht wahnsinnig — also schon gar nicht glückselig; sammelt immer neuen Stoff zum Erröthen, und nimmt am Ende auch die Scham; läßt nichts als Unruhe über das verübte Unrecht zurück, und raubt am Ende auch die Unruhe, die uns noch zum Guten zurückführen konnte; macht immer kälter gegen das Gute, und am Ende unglaubig an dasselbe, — also unfähig, froh und gut zu seyn, also elend.

2) Die unmittelbaren Folgen der Leidenschaften sind wohl auch die Glückseligkeit des Menschen nicht. Die Unruhe, das Gefühl des Be-

trogenseyns, die Scham, die Reue können zwar den Menschen wieder zur Glückseligkeit zurückweisen, und auch zurückführen helfen. Aber eine Statue auf dem Wege, die mir die rechte Straße zeigt, oder ein Stab, der mich auf der Reise begleitet und stützet, oder auch der Weg selbst, sind doch nicht das Ziel selbst. Unruhe ist die Folge der Unordnung, und so wie Unordnung nicht das Gutseyn, so ist Unruhe kein Wohlseyn des Menschen. Auch sind Reue und Scham mit der unangenehmen Selbstanklage verbunden, und wo diese Selbstanklage, da keine Gewissensruhe. Die elende Unthätigkeit und Kraftlosigkeit zum Guten hat weder das Gepräge des Guten, noch des Angenehmen.

3) Unthätigkeit, mehr körperliche als geistige Ruhe, Gleichgültigkeit, Kälte, Gefühllosigkeit, Langeweile, düstere Laune können keine Glückseligkeit des Menschengeistes seyn, und keine Mittel dazu. Denn sie sind an sich nicht sittlich gut, und machen nicht gut; sie sind an sich keine Freude, und schaffen keine Freude, und machen auch nicht freudefähig, sind mehr Stillstand und Lähmung der Menschenkräfte, als eigentliches Leben des Menschen. Die Langeweile und düstere Laune sind noch darüber eine eigene Plage des Menschen.

4) Die hohe Seelenruhe muß von jedem Kenner der menschlichen Natur entweder als die Glückseligkeit des menschlichen Geistes selbst, oder als ein unentbehrlicher Bestandtheil derselben angesehen werden. Denn, wer diese Ruhe hat, der hat in dem Wahren und Guten Befriedigung gefunden. Er ist also in seinem Elemente. Er hat Freude, und sie ist seiner würdig, weil er am Guten Freude hat. Er hat Freude, und er ist ihrer würdig, weil er die Urquelle alles Guten und Wahren über Alles achtet und liebet, also selbst gut und dem Besten ähnlich ist. Es ist ferner die Quelle der Unruhe, die Leidenschaft in ihm besiegt, und die Liebe und Achtung des Guten und Wahren herrschend geworden:

also ist das Wohlseyn anhaltend. Nun, würdiges, anhaltendes Wohlseyn gilt überall für Glückseligkeit oder Bestandtheil derselben.

5) Kampf wider die Reize zum Unrecht für das heilige Gesetz in uns ist ein nothwendiges Mittel zur hohen Seelenruhe, und eben darum zur wahren Glückseligkeit des Menschengeistes. Es läßt sich im Menschen keine wahre, würdige Glückseligkeit denken ohne Seelenruhe; keine Seelenruhe ohne besiegte Sinnlichkeit; keine besiegte Sinnlichkeit ohne siegende Achtung und Liebe für das Wahre und Gute; keine siegende Achtung und Liebe für das Gute ohne Widerstand gegen alle Reize zum Bösen — ohne Kampf: also keine Seelenruhe ohne Kampf. Die meisten Menschen, und auch viele Schriftsteller, möchten zwar ohne Kampf glückselig werden, das heißt, sie überlassen sich der Unglückseligkeit, und täuschen sich mit dem Wahne, daß sie in der Unglückseligkeit — Glückseligkeit finden werden. Allein diese Täuschung kann sich nicht lange erhalten, indem das unruhige Herz eben dadurch, daß es immer noch Ruhe sucht, deutlich genug beweiset, daß es dieselbe noch nicht gefunden hat.

6) So wie der Kampf zur Seelenruhe, so ist zum Kampfe einige Erkenntniß der Affekte und ihrer zerstörenden Kräfte nöthig. Wer sie nicht kennt, kann in sich nicht bekämpfen, was dem Guten widerstrebt; und wer es nicht bekämpfet, kann sich nicht beherrschen; und wer sich nicht beherrscht, kann nicht ruhig werden, und nicht bleiben. Schnell und unmerklich werden die Affekte Leidenschaften, und die Leidenschaften erzeugen andere, und verkehren und zerrütten in und außer dem Menschen; schrecklich ist das Reich der Einbildungskraft und der Gewohnheit; künstlich verlarvt die Eigenliebe die Affekte in uns; ganz einen andern Weg nimmt das Menschenherz vor, und einen andern nach Befriedigung des Affektes, und es ist, als wenn uns vor dem Laster die Scham genommen, und nach demselben wieder gegeben würde. Wer nun den Blick nicht

in

in ſich kehrt, und in ſeinem eigenen Hauſe nicht zu Hauſe iſt: wie kann der die Gefahren der Unordnung und des Elendes wahrnehmen? wie kämpfen? wie ſiegen? wie ruhig werden?

7) Da das Gute und Wahre ſeiner Natur nach den Menſchengeiſt ruhig und heiter macht: ſo kann alles, was Sturm, Tumult mit ſich führt, nicht den Charakter des Guten, des Wahren haben. Da aber das Wahre und Gute in einem Menſchen nicht gebietend werden kann, ohne daß ſich die Sinnlichkeit und Thorheit dagegen empöre, und jede Empörung Unruhe macht: ſo giebt es eine Art Unruhe, die als Geburtswehe des Beſſern, und als Vorbote der Glückſeligkeit angeſehen werden kann.

8) Das Wichtigſte aus dieſer Abhandlung in Abſicht auf die Glückſeligkeit des Menſchen iſt alſo dieſes:

I. Je höher die Ruhe, je feſter die Heiterkeit des Geiſtes; deſto glückſeliger der Menſchengeiſt.

II. Laßt uns alſo ruhig und heiter werden; denn ohne Seelenruhe und Heiterkeit — keine Glückſeligkeit.

III. Laßt uns alſo gut werden; denn ohne Gutſeyn — keine Seelenruhe.

IV. Laßt uns alſo muthig und anhaltend wider alles, was nicht gut iſt, kämpfen; denn ohne Kampf — kein Gutſeyn, keine Ruhe, keine Glückſeligkeit.

Das iſt das Arkanum aller Moral; zwar nicht ſo faſt ein Arkanum der Worterkenntniß, denn dieſe iſt ziemlich allgemein; aber gewiß ein Arkanum der Anwendung, denn dieſe iſt ſelten genug.

Vierter Abschnitt.

Sammlung aller Spuren von der Würde des Menschen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Von der angebornen Würde des Menschen, die sich offenbart im Leibe.

Die Würde des Menschen begreift in sich alle die Eigenschaften, Fähigkeiten, Anlagen, Kräfte, Uebungen, Geschicklichkeiten, Hoffnungen, Aussichten, Rechte und Ansprüche, welche ihm einen Vorzug vor den übrigen, uns bekannten Erdegeschöpfen geben. Sie ist theils angeboren, theils erworben.

Die Würde des Menschen offenbart sich uns schon in der Betrachtung des Menschenleibes, in sofern er Hülle und Werkzeug des Menschengeistes ist.

Die Gestalt des Menschen ist 1) aufrecht. Der Mensch ist nicht nur hierin einzig auf Erden, wie es die Naturgeschichte lehret, sondern der aufrechte Gang ist ihm auch einzig natürlich, wie es der Bau des Körpers beweiset. „Der Fuß des Menschen — fest und breit, seine Ferse zum Fußblatte gezogen, die Wade vergrößert, das Becken zurück, die Hüfte auseinander, Schlüsselbeine und Schultern für den aufrechten Gang geformt, die Finger feinfühlend, der Kopf auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben, der Mund zu platt — zum Kriechen.“*) Diese Spur der Menschenwürde strahlte den Beobachtern früh genug ins Auge. Die Griechen

*) Diese und einige folgende Gedanken sind in den Ideen zur Geschichte der Menschheit vortrefflich ausgeführt; hier konnten nur einige Züge davon berührt werden.

nannten deßhalb den Menſchen Ἄνθρωπος, ein über ſich ſchauendes Geſchöpf. Auch gehört nicht viel Scharfſinn dazu, das Symboliſche, das Bedeutende der aufrechten Geſtalt zu dolmetſchen: „Der Geiſt ſchaue dorthin, wohin das Antliz des Menſchen, — gen Himmel, und der Sinn des Menſchen ſey gerade und aufrecht, wie ſein Gang.“*) So dolmetſchet Lactanz und vor ihm ſchon der Dichter:

Os homini sublime dedit coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Der Körper des Menſchen iſt 2) zur Sprache gebaut. Er allein unter allen Erdgeſchöpfen kann reden, d. i. ſeine Gedanken durch hörbare Zeichen in die Seele ſeiner Mitmenſchen hineinlegen. Die Sprachwerkzeuge im

*) Cum ceterae animantes pronis corporibus in humum spectent, quia rationem ac sapientiam non acceperint, nobis autem status rectus, sublimis vultus ab artifice DEO datus sit: apparet, istas religiones Deorum non esse rationis humanae, quia curvant coeleste animal ad veneranda terrena. — — Hinc utique ἄνθρωπον graeci appellarunt, quod sursum spectet. Ipsi ergo sibi renunciant, seque hominum nomine abdicant, qui non sursum aspiciunt, sed deorsum, nisi forte id ipsum, quod recti sumus, sine causa homini attributum putant. Spectare nos coelum DEUS voluit, utique non frustra. Nam aves, et ex mutis paene omnia coelum vident; sed nobis proprie datum est, coelum rigidis, ac stantibus intueri, ut religionem ibi quaeramus, ut DEUM, cujus sedes illa, quoniam oculis non possumus, animo contemplemur: quod profecto non facit, qui aes aut lapidem, quae sunt terrena, veneratur. Est autem pravissimum, cum ratio corporis recta sit, quod est temporale, ipsum vero animum, qui sit aeternus, humilem fieri, cum figura et status nihil aliud significent, nisi mentem hominis eo spectare oportere, quo vultum, et animum tam rectum esse debere, quam corpus, ut id, cui dominari debet, imitetur. Institut. Divin. L. II. C. I.

8) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen das Einzige, das sich durch Widerstand gegen die sinnlichen Triebe je länger je mehr eine Art Unabhängigkeit von denselben erstreiten kann. Es ist 9) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen das Einzige, das mit jedem Augenblicke besser, edler, weiser, glückseliger, und mit jedem Augenblicke schlimmer, unedler, thörichter, elender werden kann; indessen das Thier-, Pflanzen- und Steinreich in seinen angewiesenen Grenzen bleibt, und nothwendig bleibt.

So viel man also in bloßer Ideenanatomie gegen die Freiheit des Menschen einwenden kann, so wenig kann man die praktischen Beweise derselben entkräften, die so allgemein sind, als die Natur des Menschen, und so alltäglich, wie Morgen und Abend, und so fest und unaustilgbar, als die Idee des Guten in uns. Und wenn man die Freithätigkeit nach den praktischen Beweisen derselben erklären wollte, so könnte und müßte man sagen:

Dasjenige, was den Menschen der Deliberation, der Sittlichkeit, des Gesetzes, der Pflicht, des Gewissens, der Selbstbilligung, des Verdienstes um fremdes Wohlseyn, der Rechenschaft und Verantwortung, des Lobes und Tadels, der Belohnung und Bestrafung, der Regierbarkeit durch Beweggründe, der Unabhängigkeit von sinnlichen Trieben, der Vervollkommnung und Verschlimmerung fähig macht, das ist das bestrittene und gemißbrauchte Ding, das man Freiheit nennt. Was also die spekulative Vernunft nicht erklären kann, das kann, Gott Lob! die gemeine Vernunft nicht bezweifeln. Wohl dem, der sich von dem Unvermögen der erstern nicht zum Ungehorsam gegen die andere verleiten läßt!

Drittens: In seiner Religionsfähigkeit. Wir haben die Idee von Gott in uns; sind des Gedankens an das allerhöchste, beste Wesen fähig; können Ehrfurcht vor diesem höchsten Wesen empfinden; können dieses höchste Wesen als Gesetzgeber aner-

kennen, Ihm gehorsamen; können Liebe gegen dieses beste Wesen in uns haben und nähren; können die Idee, den Gedanken von, die Ehrfurcht vor, den Gehorsam und die Liebe zu diesem Wesen ausdrücken, und Andern mittheilen; können im Geiste der Liebe ꝛc. ꝛc. handeln — — sind also Religionsfähig, d. h. fähig, das höchste Wesen zu kennen, zu ehren, zu lieben, demselben nachzuahmen.

Daß wir es können, beweiset die wirkliche Erkenntniß von diesem, und die wirkliche Ehrfurcht, der wirkliche Gehorsam, und die wirkliche Liebe gegen dieses Wesen, davon die Gemüther wenigstens der edelsten Menschen nie leer waren. Die Menschen können allerdings irren in Absicht auf die Natur des höchsten Wesens, aber die Achtung und der Zug von und zu höhern Wesen ist dem Menschen natürlich und entschieden. Die Opfer, die Altäre, die Religionen aller Zeiten und Oerter, die Gebete und Eidschwüre, und selbst die Irrthümer der Religion ꝛc. beweisen die Religionsfähigkeit des Menschen. Die Idee von Gott ist offenbar so allgemein, so immerwährend, so von Klima und Organisation unabhängig, so alt als der Mensch, und so tief in sein Inwendiges geschrieben, daß es einem geraden Kopfe schwer wird, an der Wahrheit dieser Idee zu zweifeln. Selbst die Atheisten können die Idee von Gott in sich nicht austilgen, und wenn sie beweisen wollen, daß es keinen Gott gebe, so beweisen sie es aus der Idee von Gott. Durch die Ideen von Gott, den Keim aller Religion, ist der Mensch — ein Mensch. Das Seyn hat er mit allen Wesen, das Wachsthum mit den Pflanzen, die Sinnlichkeit und selbst eine gewisse Vernunftähnlichkeit mit den Thieren gemein: die Religionsfähigkeit für sich allein eigen. Diese eigenste Eigenheit des Menschen konnte kein Mensch, der seine Würde fühlte, übersehen, am wenigsten Cicero: Ex tot generibus nullum est animal, praeter hominem, quod habeat notitiam aliquam DEI: ipsisque in hominibus nulla gens est, neque tam inmansueta, neque tam fera, quae non, etiam si ignoret, qualem DEUM haberi

deceat, tamen habendum sciat. Und erst die anerkannte Religionsfähigkeit des Menschen giebt uns einen Aufschluß über die Idee des Guten, die dem Menschen so eigen, wie die Idee von Gott, und weit genauer mit dieser verwebt ist, als die trennenden Köpfe ahnen können. Die Spekulation kann sie allerdings trennen: aber die Natur vereint auch hier. Und sie hat so fest vereint, daß die Vernunft den Begriff, was es heiße, ein recht menschlicher Mensch seyn, nicht wohl vollenden kann, ohne von der Idee des Guten auf die Idee des Allerbesten zu kommen. Expedita est igitur hominis ratio, si sapiat: cujus propria est humanitas. Nam ipsa humanitas quid est, nisi justitia? quid est justitia nisi pietas? pietas autem nihil aliud est, quam DEI parentis agnitio? Lact. de Fals. Sap. Phil. L. III. c. IX. Es ist eine schöne Kette hier, und der Ring, Menschlichkeit, hat keine Haltung, wenn er nicht an die Erkenntniß des Vaters der Menschen reicht.

Viertens: In der Unsterblichkeit seines höhern Wesens. Am Fuße des Grabes endiget sich sein Leben nicht, fängt nach dem Austritt aus dieser Sichtbarkeit erst recht an, dauert ewig. Hier nur die Kindheit; das Mannesalter jenseits des Grabes. Daß „Unsterblichkeit" der Wunsch der Menschheit, die Hoffnung der bessern Menschen, der Trost aller leidenden Unschuld, ein nothwendiges Bedingniß zur Vollendung der Glückseligkeit, der Schrecken des kühnen Missethäters, die Ehrenkrone des vollbrachten heiligen Gesetzes in uns, und ein Glaubensartikel der gesunden Vernunft sey, wird von den nüchternen Weltweisen ziemlich allgemein eingestanden. Daß sie aber Wahrheit sey, und von Allen, die wahrhaft gut und glückselig werden wollen, als Wahrheit geglaubt, und als Wahrheit zur Richtschnur ihres Wandels gemacht werden solle, ist wenigstens für Christen und unter ihnen entschieden. (Die beruhigendsten Gründe aus der Vernunft sind anderswo gesammelt, und ich darf und muß hier darauf verweisen.)

Fünftens: Im Ebenbildseyn der Gottheit. Alle Begriffe von Gott vereinigen sich darin, daß er die höchste Weisheit, die höchste Liebe, die höchste Macht sey. Nun mag man die Kräfte des Menschen so zerrüttet denken, als man will: so sind doch die Kräfte des Menschen selbst noch ein Bild der Gottheit — im Systeme des Glaubens an Gott. Der Mensch kann doch noch erkennen, lieben, handeln; man muß also die Erkenntnißkraft des Menschen als einen Strahl der Allwissenheit und Weisheit Gottes, den Menschenwillen, und besonders seine Fähigkeit zu lieben, als einen Funken der Allliebe Gottes, und die Menschenkraft, das eigentliche Vermögen, zu wirken, als ein Bild der Allmacht ansehen. Verstand, Güte, Allmacht machen das Wesen Gottes aus, so viel wir von ihm stammeln können. Und dieses ganze Wesen spiegelt sich in jedem Menschen, wie die Sonne im Thautropfen; der Mensch denkt, will, handelt.

Daß das Wohlwollen (Humanität) dem Menschen natürlich, und in Gott als Vater der Menschen der lieblichste Zug seines Wesens sey; daß Unsterblichkeit dem Urwesen wesentlich, und dem Menschengeiste, der sein Daseyn aus dem Höchsten nimmt, als Ebenbilde Gottes nicht fremde sey; daß Heiligkeit dem vollkommensten Willen wesentlich, und der Menschenwille, kraft des heiligen Gesetzes, das er in sich trägt, der Heiligkeit fähig sey, und als Ebenbild Gottes fähig seyn müsse, — dieß und vieles Andere, das nahe liegt, sey der Betrachtung des Lesers, der seine Würde fühlt, überlassen!

Aber Eines darf nicht unbeachtet gelassen werden. Es ist ein merkwürdiger Zug im Menschen als Ebenbilde Gottes, — sein Verhältniß gegen die übrigen Geschöpfe. Er ist (jetzt noch, bei allen Zeichen der Schmach und des Sklavenstandes,) König der Schöpfung. Denn er allein steht unter allen Erdengeschöpfen da voll Selbstgefühles. Er allein ordnet die Dinge und Sich. Er allein ist Priester der Natur, sieht die Dinge in Bezug auf sich,

Gott und andere Dinge. Deßwegen hat ihn der Schöpfer erst in die Welt gesetzet, nachdem seine Burg, die Erde, schon zubereitet, und für den Gast und Herrn ausgezieret war.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der wirkliche Mensch im Verhältnisse zu seiner ursprünglichen Würde.

Groß ist der Mensch, wenn man ihn nach seiner Natur betrachtet. Aber klein erscheint er uns, wenn man den wirklichen Zustand des Menschengeschlechtes, und das, was der Mensch nach höhern Belehrungen in seinem Ursprunge war, betrachtet.

Klein erscheint uns der Mensch, wenn man den wirklichen Zustand des Menschengeschlechtes betrachtet. Der Mensch scheint eine Karrikatur zu seyn, wenn man seine angeborne Würde zum Grunde des Gemäldes macht, und seine wirklichen Schwächen als Züge desselben aufträgt; oder die angeborne Würde auf eine, und die wirklichen Schwächen des Geschlechtes auf eine andere Tafel bringt.

Hier Verstand, Vernunft: und gegenüber Unwissenheit, Irrthum, Trugidee, Aberglaube, Unglaube, Täuschung, Streit, Dispute, Zweifel, Meinungskram und Meinungskrieg, Pyrrhonismus, Irr- und Argwähne, Chimären, Gespenster des Verstandes.

Hier Freithätigkeit des Willens, Vervollkommlichkeit der menschlichen Natur: und gegenüber Fertigkeit des Willens zum Unrechtthun und Kraftlosigkeit zum Rechtthun, schreckliche Proben des Leicht- und Argsinnes, unglaubbare und doch wirkliche Lastergreuel, Uebergewalt der Sinnlichkeit, Zweifel und Unglaube an Freiheit, und öffentliche Vertheidigung dieses Unglaubens, tollkühne Lehren und praktische Beweise, daß der Mensch dem Thiere gleich, daß Gewissen Alfanz, Tugend Traum, und aller Unterschied zwischen Gut und Böse Sache des Klimas und der Politik sey.

Hier Religionsfähigkeit: und gegenüber Atheismus. Man müßte den Atheismus sehr schlecht kennen, wenn man ihn nur in Wörtern und Begriffen, und nicht vielmehr im Herzen und Wandel des Menschen suchte. Demnach gäbe es einen Atheismus des Mundes, wenn Jemand lehrte, es sey kein Gott; einen Atheismus der Vernunft, wenn Jemand im Gewebe der Begriffe den Begriff von Gott verloren hätte, und an dieses allerbeste Wesen ungläubig geworden wäre; endlich einen Atheismus des Willens und des Wandels, wenn Jemand sich von Anbetung und Liebe des wahren, einigen Gottes weggewendet hätte, und, statt Ihn zu verehren und zu lieben, Ehre oder Sinnenlust, oder ein ander zeitlich Gut vergötterte, und gerade so lebte, als wenn kein Gott wäre. Offenbar ist der letztere Atheismus ganz praktisch, — läßt Gottes Kraft nicht im Innern wirken, und Gottes Ebenbild nicht im Aeußern leuchten; und gerade dieser letztere, ganz praktische ist auch unter sogenannten Verehrern Gottes ziemlich gemein.

Hier Unsterblichkeit: und gegenüber eine solche Wuth, sich in diese Region der Sterblichkeit zu vergraben, und alle Sorgen und Anstalten darauf einzuschränken, als wenn die kurze Dauer von der Wiege bis zum Grabe die ganze Dauer des Menschen wäre; mitunter auch ein System einer Universalreformation unsers Geschlechtes, ohne Religion und Unsterblichkeit mit in die Rechnung zu bringen.

Hier Gottes Ebenbild: und gegenüber solche Verwüstungen dieses Ebenbildes, die den Charakterzug des Thieres im Menschen immer vorherrschender, den Zug des Göttlichen immer dunkler und schwächer machen, so, daß von Vielen jener als der einzige Charakter des ganzen Menschen, und dieser als eine Grille der Einbildungskraft angesehen wird. Der Abfall des menschlichen Willens, und der darauf folgende Abfall des Verstandes von Gott zeigt sich insbesondere auch dadurch, daß sich unsere Wissenschaften täglich mehr von

Gott entfernen, und außer ihm ihr Wesen treiben — selbst auch die Wissenschaften, in deren Begriff es läge, uns zu Gott zu führen.

Hier Bildung des Menschen zur Humanität: und gegenüber die Auftritte des Menschenhasses, Menschenhandels, der Pasquille, Kriege aus Eroberungssucht, und des bewaffneten Zankes unter Gelehrten und Ungelehrten u. s. f.

Um in dieß schauerliche Gemälde mehr Wahrheit zu bringen, dürfen wir nur in uns selbst hineinblicken, und jeder das, was er in sich erblicket, mit dem vergleichen, was er in sich erblicken müßte, wenn die angeborne Würde das gebietende Prinzipium aller seiner Gedanken, Begierden, Handlungen wäre.

Noch kleiner erscheint uns der Mensch, wenn wir seinen jetzigen Zustand mit dem vergleichen, was uns die Urkunden des Christenthums von seinem Ursprunge ahnen lassen.

Den Menschen in seinem Ursprunge lernen wir auf einem dreifachen Wege kennen. Einmal lernen wir ihn kennen, wenn wir, nach Moses Wink, betrachten, wie der erste Mensch müsse beschaffen gewesen seyn, da er unmittelbar aus der Hand Gottes kam, und Gottes Bild, nach dem er geschaffen war, an sich trug, also so gut, so weise, so mächtig, so selig war, daß Gottes Güte, Weisheit, Macht, Seligkeit im Menschen als einem, dem Original gleichenden Ebenbilde wiederstrahlte.

Hernach lernen wir den Menschen in seinem Ursprunge kennen, wenn wir das Bild betrachten, in das wir verklärt werden sollen; denn von diesem Bilde heißt es: Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit. Der neue Mensch trug also das Bild wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit in sich.

Endlich lernen wir den Menschen in seinem Ursprunge kennen, wenn wir Jesum Christum, der als Gottes Ebenbild auf Erden erschien, genau betrachten, und

und daraus schließen, wie der Mensch in seinem Ursprunge möge beschaffen gewesen seyn.

Wie eine Statue im Garten, die von den Zerstörungen der Zeit sehr vieles gelitten hätte, schlecht erscheint gegen die Statue, die aus des Künstlers Hand kam, und davon die treue Beschreibung noch im Archive liegt: so der Mensch, wie er jetzt ist, gegen das Original, das aus der Hand des Schöpfers kam.

So groß und so klein der Mensch. — Aber ganz groß und lieblich würde uns sein Bild wieder werden, wenn es uns gegeben wäre, ihn im Zustande seiner Wiederherstellung, dazu die nämlichen Belehrungen Hoffnung machen, anzublicken. Nach dem klaren Inhalte dieser Belehrungen kam der Sohn des Vaters in der Gestalt unsers Elendes zu uns; ward Fleisch von unserm Fleische, um in uns das verfallene Bild der Gottheit wieder zu erneuen; ertheilte uns die Vollmacht, Gottes Kinder zu heißen und zu seyn, und gab sich für uns in den Tod, um unsere Erlösung von Sünde, Irrthum, Elend, Tod zu vollenden. „Seyd Erben Gottes — seiner Heiligkeit und Seligkeit." Dahin treibt seine Lehre, darauf weiset sein Beispiel, dazu sind seine Anstalten, dazu hilft sein allbelebender Geist.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Mittel gegen den Fehler der Einseitigkeit in Betrachtung der angebornen Menschenwürde.

Alle Urtheile über Menschenwürde sind äußerst einseitig, wofern nicht zugleich auf die Natur, auf den wirklichen Zustand, auf den Ursprung des Menschen und auf den Zustand seiner Wiederherstellung gesehen wird. Ein neuer Beweis, daß die menschliche Weisheit den Fehler der Einseitigkeit nicht vermeiden kann, wenn sie nicht auf eine höhere Rücksicht nimmt. Diesen Fehler der Einseitigkeit, den die sich selbst gelassene Philosophie nicht wohl vermeiden konnte, hat nicht leicht Jemand so wahr und

ſchen; kann Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft betrachten; kann vom Bekannten auf's Unbekannte ſchließen; kann Gutes vom Böſen unterſcheiden; kann ſich über ſich erheben und höhere Weſen ahnen, glauben; kann Zeugniſſe prüfen, Zeugniſſe verwerfen, annehmen; kann Gedankenreihen abſchneiden, fortſetzen, vermehren; kann beobachten, Verſuche machen; kann dichten, Syſteme bauen und einreißen; kann erfinden, Erfundenes verbeſſern u. ſ. f.

Merkwürdig iſt, wie die Alten die Erkenntnißkräfte des Menſchen in drei Kammern vertheilten. In der unterſten haben ſie die Fähigkeit, mit der ſinnlichen Welt, in der mittlern die Fähigkeit, mit der vernünftigen Welt, in der oberſten und geheimſten die Fähigkeit, mit den Intelligenzen in Verbindung zu treten, einquartirt.

Daß wir mit der ſinnlichen Welt durch ſinnliche Wahrnehmungen und ſinnliche Produkte im Verkehr ſtehen, läugnet Niemand; daß wir mit der vernünftigen Welt durch Idee und Sprache Umgang haben, läugnet wieder Niemand. Die dritte Fähigkeit wird wenigſtens von denen, wiewohl mit andern Worten, anerkannt, die zu beſcheiden ſind, um eine Kluft „zwiſchen dem Schöpfer und Geſchöpfe" bauen zu wollen.

Zweitens: In der Freithätigkeit des Willens. Wer die Freithätigkeit des menſchlichen Willens, wie ſie jetzt im Menſchen iſt, in ihrer wahren Geſtalt erkennet, der erkennet folgende unumſtößliche Wahrheiten:

Der Menſch hat 1) die Idee des Guten in ſich, und mit dieſer Idee die Keime der Gerechtigkeit, der Ordnung. Nach dieſer Idee beurtheilet er wenigſtens ſeines Gleichen, und, wenn er die Eigenliebe bezwungen hat, auch ſich. Und ſelbſt die ſchlimmſten Geſellſchaften können, wie ſchon Cicero bemerkt hat, der Idee der Gerechtigkeit in Errichtung ihres Bundes nicht entbehren. Mit der Idee des Guten hat der Menſch 2) auch das Geſetz des Guten in ſich, die Pflicht,

dem Guten nachzustreben. Ueber den Ursprung und die Auslegung, und die Vollbringung des Gesetzes mögen die streitenden Parteien streiten; aber über das Soll, daß der Mensch Gutes thun, Böses meiden soll, wird nicht leicht ein gesitteter Mensch öffentlich und mit Voransetzung seines Namens streiten wollen. So wie der Mensch die Idee des Guten, und das Gesetz des Guten in sich hat, so hat er 3) auch etwas, das man praktische Vernunft, oder Gewissen, oder wie immer nennen mag, eine Kraft, die ihm sagt: „Das ist gut, das ist böse; achte und thue jenes, verabscheue und meide dieses;" — und die das Rechtthun billiget, und das Unrechtthun strafet. Der Mensch hat 4) nicht nur die Idee des Guten, das Gesetz des Guten, und ein Gewissen in sich: er hat auch sinnliche Triebe, die der Idee des Guten, dem Gesetze des Guten, dem Gewissen nicht selten widerstreiten. Wie nun der Mensch die Idee des Guten, das Gesetz, die Pflicht, ein Gewissen hat, so kann man ihm das Vermögen nicht abstreiten, ohne welches kein Daseyn des Gesetzes, der Pflicht, und kein Zweck des Gewissens sich denken läßt, — das Vermögen, dem Guten, dem Gesetze, der Pflicht, dem Ausspruche des Gewissens nachzutrachten, und das Vermögen, den sinnlichen Trieben zu widerstehen — Freithätigkeit. Wenn der Mensch 5) dem Guten standhaft nachtrachtet, so macht er sich nicht nur der Freude immer werther, sondern er wird auch Urheber des Wohlseyns, das aus dem Rechtthun fließet, und sammelt sich Verdienste um das Wohlseyn Anderer. Es ist auch 6) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen ganz allein dasjenige, das man für Rechenschaftsfähig hält, und des Lobes oder Tadels, der Belohnung oder Strafe würdig erklärt. Es ist 7) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen allein dasjenige, was nicht durch Stoß, wie die körperlichen Maschinen, nicht durch Attraktion und Repulsion, wie die himmlischen Körper nach dem Ausdrucke der Physik, und nicht durch bloßen Instinkt, wie das Thier, getrieben wird, sondern durch Deliberation und durch vernünftige Beweggründe regierbar ist. Es ist

8) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen das Einzige, das sich durch Widerstand gegen die sinnlichen Triebe je länger je mehr eine Art Unabhängigkeit von denselben erstreiten kann. Es ist 9) der Mensch unter allen Erdengeschöpfen das Einzige, das mit jedem Augenblicke besser, edler, weiser, glückseliger, und mit jedem Augenblicke schlimmer, unedler, thörichter, elender werden kann; indessen das Thier-, Pflanzen- und Steinreich in seinen angewiesenen Grenzen bleibt, und nothwendig bleibt.

So viel man also in bloßer Ideenanatomie gegen die Freiheit des Menschen einwenden kann, so wenig kann man die praktischen Beweise derselben entkräften, die so allgemein sind, als die Natur des Menschen, und so alltäglich, wie Morgen und Abend, und so fest und unaustilgbar, als die Idee des Guten in uns. Und wenn man die Freithätigkeit nach den praktischen Beweisen derselben erklären wollte, so könnte und müßte man sagen:

Dasjenige, was den Menschen der Deliberation, der Sittlichkeit, des Gesetzes, der Pflicht, des Gewissens, der Selbstbilligung, des Verdienstes um fremdes Wohlseyn, der Rechenschaft und Verantwortung, des Lobes und Tadels, der Belohnung und Bestrafung, der Regierbarkeit durch Beweggründe, der Unabhängigkeit von sinnlichen Trieben, der Vervollkommnung und Verschlimmerung fähig macht, das ist das bestrittene und gemißbrauchte Ding, das man Freiheit nennt. Was also die spekulative Vernunft nicht erklären kann, das kann, Gott Lob! die gemeine Vernunft nicht bezweifeln. Wohl dem, der sich von dem Unvermögen der erstern nicht zum Ungehorsam gegen die andere verleiten läßt!

Drittens: In seiner Religionsfähigkeit. Wir haben die Idee von Gott in uns; sind des Gedankens an das allerhöchste, beste Wesen fähig; können Ehrfurcht vor diesem höchsten Wesen empfinden; können dieses höchste Wesen als Gesetzgeber aner-

kennen, Ihm gehorsamen; können Liebe gegen dieses beste Wesen in uns haben und nähren; können die Idee, den Gedanken von, die Ehrfurcht vor, den Gehorsam und die Liebe zu diesem Wesen ausdrücken, und Andern mittheilen; können im Geiste der Liebe ꝛc. ꝛc. handeln — — sind also Religionsfähig, d. h. fähig, das höchste Wesen zu kennen, zu ehren, zu lieben, demselben nachzuahmen.

Daß wir es können, beweiset die wirkliche Erkenntniß von diesem, und die wirkliche Ehrfurcht, der wirkliche Gehorsam, und die wirkliche Liebe gegen dieses Wesen, davon die Gemüther wenigstens der edelsten Menschen nie leer waren. Die Menschen können allerdings irren in Absicht auf die Natur des höchsten Wesens, aber die Achtung und der Zug von und zu höhern Wesen ist dem Menschen natürlich und entschieden. Die Opfer, die Altäre, die Religionen aller Zeiten und Oerter, die Gebete und Eidschwüre, und selbst die Irrthümer der Religion ꝛc. beweisen die Religionsfähigkeit des Menschen. Die Idee von Gott ist offenbar so allgemein, so immerwährend, so von Klima und Organisation unabhängig, so alt als der Mensch, und so tief in sein Inwendiges geschrieben, daß es einem geraden Kopfe schwer wird, an der Wahrheit dieser Idee zu zweifeln. Selbst die Atheisten können die Idee von Gott in sich nicht austilgen, und wenn sie beweisen wollen, daß es keinen Gott gebe, so beweisen sie es aus der Idee von Gott. Durch die Ideen von Gott, den Keim aller Religion, ist der Mensch — ein Mensch. Das Seyn hat er mit allen Wesen, das Wachsthum mit den Pflanzen, die Sinnlichkeit und selbst eine gewisse Vernunftähnlichkeit mit den Thieren gemein: die Religionsfähigkeit für sich allein eigen. Diese eigenste Eigenheit des Menschen konnte kein Mensch, der seine Würde fühlte, übersehen, am wenigsten Cicero: Ex tot generibus nullum est animal, praeter hominem, quod habeat notitiam aliquam DEI: ipsisque in hominibus nulla gens est, neque tam inmansueta, neque tam fera, quae non, etiam si ignoret, qualem DEUM haberi

deceat, tamen habendum sciat. Und erst die anerkannte Religionsfähigkeit des Menschen giebt uns einen Aufschluß über die Idee des Guten, die dem Menschen so eigen, wie die Idee von Gott, und weit genauer mit dieser verwebt ist, als die trennenden Köpfe ahnen können. Die Spekulation kann sie allerdings trennen: aber die Natur vereint auch hier. Und sie hat so fest vereint, daß die Vernunft den Begriff, was es heiße, ein recht menschlicher Mensch seyn, nicht wohl vollenden kann, ohne von der Idee des Guten auf die Idee des Allerbesten zu kommen. Expedita est igitur hominis ratio, si sapiat: cujus propria est humanitas. Nam ipsa humanitas quid est, nisi justitia? quid est justitia nisi pietas? pietas autem nihil aliud est, quam DEI parentis agnitio? Lact. de Fals. Sap. Phil. L. III. c. IX. Es ist eine schöne Kette hier, und der Ring, Menschlichkeit, hat keine Haltung, wenn er nicht an die Erkenntniß des Vaters der Menschen reicht.

Viertens: In der Unsterblichkeit seines höhern Wesens. Am Fuße des Grabes endiget sich sein Leben nicht, fängt nach dem Austritt aus dieser Sichtbarkeit erst recht an, dauert ewig. Hier nur die Kindheit; das Mannesalter jenseits des Grabes. Daß „Unsterblichkeit" der Wunsch der Menschheit, die Hoffnung der bessern Menschen, der Trost aller leidenden Unschuld, ein nothwendiges Bedingniß zur Vollendung der Glückseligkeit, der Schrecken des kühnen Missethäters, die Ehrenkrone des vollbrachten heiligen Gesetzes in uns, und ein Glaubensartikel der gesunden Vernunft sey, wird von den nüchternen Weltweisen ziemlich allgemein eingestanden. Daß sie aber Wahrheit sey, und von Allen, die wahrhaft gut und glückselig werden wollen, als Wahrheit geglaubt, und als Wahrheit zur Richtschnur ihres Wandels gemacht werden solle, ist wenigstens für Christen und unter ihnen entschieden. (Die beruhigendsten Gründe aus der Vernunft sind anderswo gesammelt, und ich darf und muß hier darauf verweisen.)

Fünftens: Im Ebenbildseyn der Gottheit. Alle Begriffe von Gott vereinigen sich darin, daß er die höchste Weisheit, die höchste Liebe, die höchste Macht sey. Nun mag man die Kräfte des Menschen so zerrüttet denken, als man will: so sind doch die Kräfte des Menschen selbst noch ein Bild der Gottheit — im Systeme des Glaubens an Gott. Der Mensch kann doch noch erkennen, lieben, handeln; man muß also die Erkenntnißkraft des Menschen als einen Strahl der Allwissenheit und Weisheit Gottes, den Menschenwillen, und besonders seine Fähigkeit zu lieben, als einen Funken der Allliebe Gottes, und die Menschenkraft, das eigentliche Vermögen, zu wirken, als ein Bild der Allmacht ansehen. Verstand, Güte, Allmacht machen das Wesen Gottes aus, so viel wir von ihm stammeln können. Und dieses ganze Wesen spiegelt sich in jedem Menschen, wie die Sonne im Thautropfen; der Mensch denkt, will, handelt.

Daß das Wohlwollen (Humanität) dem Menschen natürlich, und in Gott als Vater der Menschen der lieblichste Zug seines Wesens sey; daß Unsterblichkeit dem Urwesen wesentlich, und dem Menschengeiste, der sein Daseyn aus dem Höchsten nimmt, als Ebenbilde Gottes nicht fremde sey; daß Heiligkeit dem vollkommensten Willen wesentlich, und der Menschenwille, kraft des heiligen Gesetzes, das er in sich trägt, der Heiligkeit fähig sey, und als Ebenbild Gottes fähig seyn müsse, — dieß und vieles Andere, das nahe liegt, sey der Betrachtung des Lesers, der seine Würde fühlt, überlassen!

Aber Eines darf nicht unbeachtet gelassen werden. Es ist ein merkwürdiger Zug im Menschen als Ebenbilde Gottes, — sein Verhältniß gegen die übrigen Geschöpfe. Er ist (jetzt noch, bei allen Zeichen der Schmach und des Sklavenstandes,) König der Schöpfung. Denn er allein steht unter allen Erdengeschöpfen da voll Selbstgefühles. Er allein ordnet die Dinge und Sich. Er allein ist Priester der Natur, sieht die Dinge in Bezug auf sich,

Gott und andere Dinge. Deßwegen hat ihn der Schöpfer erst in die Welt gesetzet, nachdem seine Burg, die Erde, schon zubereitet, und für den Gast und Herrn ausgezieret war.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der wirkliche Mensch im Verhältnisse zu seiner ursprünglichen Würde.

Groß ist der Mensch, wenn man ihn nach seiner Natur betrachtet. Aber klein erscheint er uns, wenn man den wirklichen Zustand des Menschengeschlechtes, und das, was der Mensch nach höhern Belehrungen in seinem Ursprunge war, betrachtet.

Klein erscheint uns der Mensch, wenn man den wirklichen Zustand des Menschengeschlechtes betrachtet. Der Mensch scheint eine Karrikatur zu seyn, wenn man seine angeborne Würde zum Grunde des Gemäldes macht, und seine wirklichen Schwächen als Züge desselben aufträgt; oder die angeborne Würde auf eine, und die wirklichen Schwächen des Geschlechtes auf eine andere Tafel bringt.

Hier Verstand, Vernunft: und gegenüber Unwissenheit, Irrthum, Trugidee, Aberglaube, Unglaube, Täuschung, Streit, Dispute, Zweifel, Meinungskram und Meinungskrieg, Pyrrhonismus, Irr- und Argwähne, Chimären, Gespenster des Verstandes.

Hier Freithätigkeit des Willens, Vervollkommlichkeit der menschlichen Natur: und gegenüber Fertigkeit des Willens zum Unrechtthun und Kraftlosigkeit zum Rechtthun, schreckliche Proben des Leicht- und Argsinnes, unglaubbare und doch wirkliche Lastergreuel, Uebergewalt der Sinnlichkeit, Zweifel und Unglaube an Freiheit, und öffentliche Vertheidigung dieses Unglaubens, tollkühne Lehren und praktische Beweise, daß der Mensch dem Thiere gleich, daß Gewissen Alfanz, Tugend Traum, und aller Unterschied zwischen Gut und Böse Sache des Klimas und der Politik sey.

Hier Religionsfähigkeit: und gegenüber Atheismus. Man müßte den Atheismus sehr schlecht kennen, wenn man ihn nur in Wörtern und Begriffen, und nicht vielmehr im Herzen und Wandel des Menschen suchte. Demnach gäbe es einen Atheismus des Mundes, wenn Jemand lehrte, es sey kein Gott; einen Atheismus der Vernunft, wenn Jemand im Gewebe der Begriffe den Begriff von Gott verloren hätte, und an dieses allerbeste Wesen ungläubig geworden wäre; endlich einen Atheismus des Willens und des Wandels, wenn Jemand sich von Anbetung und Liebe des wahren, einigen Gottes weggewendet hätte, und, statt Ihn zu verehren und zu lieben, Ehre oder Sinnenlust, oder ein ander zeitlich Gut vergötterte, und gerade so lebte, als wenn kein Gott wäre. Offenbar ist der letztere Atheismus ganz praktisch, — läßt Gottes Kraft nicht im Innern wirken, und Gottes Ebenbild nicht im Aeußern leuchten; und gerade dieser letztere, ganz praktische ist auch unter sogenannten Verehrern Gottes ziemlich gemein.

Hier Unsterblichkeit: und gegenüber eine solche Wuth, sich in diese Region der Sterblichkeit zu vergraben, und alle Sorgen und Anstalten darauf einzuschränken, als wenn die kurze Dauer von der Wiege bis zum Grabe die ganze Dauer des Menschen wäre; mitunter auch ein System einer Universalreformation unsers Geschlechtes, ohne Religion und Unsterblichkeit mit in die Rechnung zu bringen.

Hier Gottes Ebenbild: und gegenüber solche Verwüstungen dieses Ebenbildes, die den Charakterzug des Thieres im Menschen immer vorherrschender, den Zug des Göttlichen immer dunkler und schwächer machen, so, daß von Vielen jener als der einzige Charakter des ganzen Menschen, und dieser als eine Grille der Einbildungskraft angesehen wird. Der Abfall des menschlichen Willens, und der darauf folgende Abfall des Verstandes von Gott zeigt sich insbesondere auch dadurch, daß sich unsere Wissenschaften täglich mehr von

Gott entfernen, und außer ihm ihr Wesen treiben — selbst auch die Wissenschaften, in deren Begriff es läge, uns zu Gott zu führen.

Hier Bildung des Menschen zur Humanität: und gegenüber die Auftritte des Menschenhasses, Menschenhandels, der Pasquille, Kriege aus Eroberungssucht, und des bewaffneten Zankes unter Gelehrten und Ungelehrten u. s. f.

Um in dieß schauerliche Gemälde mehr Wahrheit zu bringen, dürfen wir nur in uns selbst hineinblicken, und jeder das, was er in sich erblicket, mit dem vergleichen, was er in sich erblicken müßte, wenn die angeborne Würde das gebietende Prinzipium aller seiner Gedanken, Begierden, Handlungen wäre.

Noch kleiner erscheint uns der Mensch, wenn wir seinen jetzigen Zustand mit dem vergleichen, was uns die Urkunden des Christenthums von seinem Ursprunge ahnen lassen.

Den Menschen in seinem Ursprunge lernen wir auf einem dreifachen Wege kennen. Einmal lernen wir ihn kennen, wenn wir, nach Moses Wink, betrachten, wie der erste Mensch müsse beschaffen gewesen seyn, da er unmittelbar aus der Hand Gottes kam, und Gottes Bild, nach dem er geschaffen war, an sich trug, also so gut, so weise, so mächtig, so selig war, daß Gottes Güte, Weisheit, Macht, Seligkeit im Menschen als einem, dem Original gleichenden Ebenbilde wiederstrahlte.

Hernach lernen wir den Menschen in seinem Ursprunge kennen, wenn wir das Bild betrachten, in das wir verklärt werden sollen; denn von diesem Bilde heißt es: Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit. Der neue Mensch trug also das Bild wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit in sich.

Endlich lernen wir den Menschen in seinem Ursprunge kennen, wenn wir Jesum Christum, der als Gottes Ebenbild auf Erden erschien, genau betrachten, und

und daraus ſchließen, wie der Menſch in ſeinem Urſprunge möge beſchaffen geweſen ſeyn.

Wie eine Statue im Garten, die von den Zerſtörungen der Zeit ſehr vieles gelitten hätte, ſchlecht erſcheint gegen die Statue, die aus des Künſtlers Hand kam, und davon die treue Beſchreibung noch im Archive liegt: ſo der Menſch, wie er jetzt iſt, gegen das Original, das aus der Hand des Schöpfers kam.

So groß und ſo klein der Menſch. — Aber ganz groß und lieblich würde uns ſein Bild wieder werden, wenn es uns gegeben wäre, ihn im Zuſtande ſeiner Wiederherſtellung, dazu die nämlichen Belehrungen Hoffnung machen, anzublicken. Nach dem klaren Inhalte dieſer Belehrungen kam der Sohn des Vaters in der Geſtalt unſers Elendes zu uns; ward Fleiſch von unſerm Fleiſche, um in uns das verfallene Bild der Gottheit wieder zu erneuen; ertheilte uns die Vollmacht, Gottes Kinder zu heißen und zu ſeyn, und gab ſich für uns in den Tod, um unſere Erlöſung von Sünde, Irrthum, Elend, Tod zu vollenden. „Seyd Erben Gottes — ſeiner Heiligkeit und Seligkeit.“ Dahin treibt ſeine Lehre, darauf weiſet ſein Beiſpiel, dazu ſind ſeine Anſtalten, dazu hilft ſein allbelebender Geiſt.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Mittel gegen den Fehler der Einſeitigkeit in Betrachtung der angebornen Menſchenwürde.

Alle Urtheile über Menſchenwürde ſind äußerſt einſeitig, wofern nicht zugleich auf die Natur, auf den wirklichen Zuſtand, auf den Urſprung des Menſchen und auf den Zuſtand ſeiner Wiederherſtellung geſehen wird. Ein neuer Beweis, daß die menſchliche Weisheit den Fehler der Einſeitigkeit nicht vermeiden kann, wenn ſie nicht auf eine höhere Rückſicht nimmt. Dieſen Fehler der Einſeitigkeit, den die ſich ſelbſt gelaſſene Philoſophie nicht wohl vermeiden konnte, hat nicht leicht Jemand ſo wahr und

scharf gerüget und verbessert, als Pascal in seinen Gedanken:

„Hebe deine Augen zur Gottheit, sagen Einige: sieh, wem du gleichest, und wer dich geschaffen hat, ihn anzubeten! Du kannst werden wie er; die Weisheit wird dich ihm gleich machen, wenn du ihr folgen willst. — Schlage deine Augen nieder zur Erde, sagen Andere, jämmerlicher Wurm, der du bist, und sieh das Vieh, dessen Gesell du bist!“

Was soll also aus dem Menschen werden? Ein Gott oder Vieh? Furchtbarer Abstand! — — Laßt uns sehen, was die Weisheit Gottes, die in der christlichen Religion zu uns redet, uns über dieß alles saget:

„Vergeblich, o Mensch! suchest du in dir selbst das Mittel wider dein Elend. Dein ganzes Licht bringt nicht weiter, als daß du höchstens einsehen lernest, es stehe nicht in deiner Gewalt, weder die Wahrheit, noch das Gute zu finden. Die Philosophen versprachen dir's; sie haben's aber nicht halten können. Sie kennen weder dein wahres Gut, noch deinen wahren Zustand. Wie sollten sie Mittel wider dein Uebel angeben, da sie's nicht einmal kennen? Deine Hauptkrankheiten sind Stolz, der dich von Gott losmacht, böse Lust, die dich an die Erde fesselt; sie haben nichts gethan, als höchstens eine dieser Krankheiten genähret. Wenn sie die Gottheit zum Gegenstande gemacht haben, so übten sie nur deinen Stolz. Sie lehrten dich denken, daß du durch deine Natur wie Gott seyst. Andere, welche die Eitelkeit dieser Prahlerei erkannten, haben dich in einen zweiten Abgrund geworfen, indem sie dir beibrachten, deine Natur sey bestialisch, und dich trieben, deine Seligkeit in Lüsten zu suchen, die das Theil der Thiere sind. Hier ist also kein Mittel, dich wegen deiner Ungerechtigkeit zu belehren.“ — Darauf zeiget der christliche Philosoph, daß die Weisheit den Menschen gut gebildet, daß der Gute nicht im Guten bestanden habe, und daß er nur durch die neubildende Weisheit wieder gut werden könne, und daß diese neue Bildung der Geist des Christenthums sey.

Möchte „der Riesenmann" Vielen, die im Suchen irregegangen, wieder auf die Spur der Wahrheit helfen!

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Von der erworbenen Menschenwürde.

Dem Menschen legen wir erworbene Würde bei, wenn sich seine Anlagen zum Guten, die seine angeborne Würde ausmachen, in Fertigkeiten zum Guten verwandelt haben. Der Unterschied zwischen Anlage und Fertigkeit ist reel. So ist z. B. Vernunftfähigkeit angeborne Menschenwürde; diese geht in erworbene über, wenn der Mensch wirklich vernünftig denkt, vernünftig begehrt und verabscheut, vernünftig handelt und vernünftig duldet. Welch ein Abstand zwischen Vernunftfähigkeit und ausgebildeter Vernunft!

Die einzige Bedingung, ohne die sich kein Erwerb von Menschenwürde denken läßt, ist für den Menschen diese: „Von seiner Freithätigkeit in und außer sich den Gebrauch zu machen, den er bei jedem gegebenen Anlasse, und nach dem vorräthigen Kraftmaße machen kann, und den er auch machen muß, um seiner ganzen angebornen Würde zu entsprechen." Dieß alles, und dieß nur läßt sich erwerben, was durch treue Anwendung der gegebenen Kräfte erworben werden kann. Und die gegebenen Kräfte wohl anwenden, heißt: von seiner Freithätigkeit den eben genannten Gebrauch machen.

Wer sich also Menschenwürde erwerben will, sucht 1) inne zu werden, was mit seiner angebornen Würde übereinstimme, oder derselben widerstreite, und strebt 2) darnach, seine Gesinnungen und Handlungen dem zu nähern, was mit der angebornen Würde übereinstimmt, und von dem zu reinigen, oder vor dem zu bewahren, was derselben widerstreitet — d. h. zu thun, was seiner höhern Natur würdig ist; wegzuräumen, was derselben unwürdig ist.

Jenes Innewerden ist das Leichtere, und dieses Thun und Wegräumen das Schwerere, und, um

nicht die halbe Wahrheit zu ſagen, das Allerſchwerſte. Das Leichtere kann der Schriftſteller durch Worte anſchaulich machen, das Allerſchwerſte der Menſch nur aus Erfahrung kennen lernen. Es thue Jeder das Seine!

Die Erkenntniß des Guten und Böſen wird uns wirklich erleichtert durch den treuen Blick auf unſre angeborne Würde. Sie, dieſe Würde, iſt wirklich ein Schlüſſel zur hellern Erkenntniß deſſen, was gut, und was nicht gut ſey — brauchbar für Jeden, der das dunkle Gefühl des Guten und Nichtguten, das wir in uns haben, in hellere Erkenntniß verwandeln will, wie nachſtehende Deduktion in einigen Vorſpielen zeigt.

Da wir Verſtand und Vernunft haben, und dieſe Erkenntnißkräfte ein Vorzug des Menſchen vor dem Thiere ſind: ſo ſtimmet es mit dieſem angebornen Vorzuge überein, ſie ſelbſt theils ſo zu bilden, theils ſo zu gebrauchen, daß wir uns immer mehr über das Thier erheben; und es ſtreitet offenbar mit dieſem angebornen Vorzuge, ſie, die Erkenntnißkräfte, entweder nicht ſo zu bilden, oder nicht ſo zu gebrauchen, daß wir dadurch über das Thier immer mehr erhoben werden.

Es iſt alſo gut:	Es iſt alſo nicht gut:
1) In der großen Angelegenheit des Menſchen fleißig unterſuchen, was Wahrheit, Irrthum, Trug, Schein ſey; nach Urſachen, Wirkungen, Abſichten fragen, um nicht wie mit verbundenem Auge durch die Welt zu tappen.	Gleichgültig ſeyn gegen Wahrheit, Irrthum, Schein, Trug; bei dem, was man empfindet, ſtehen, und von den Eindrücken der Sinne abhängig bleiben.
2) Stille, Einſamkeit ſuchen und in ſich unterhalten, die uns zum Nachdenken geſchickt macht.	In einer immerwährenden, alles Nachdenken tödtenden Zerſtreuung dahin leben.
3) Sich ſelbſt ſtrenge und ſtandhaft erforſchen, ſeiner Hand-	Ein Fremdling in ſeinem Hauſe ſeyn, und den Blick ſel-

lungen und ihrer Absichten sich bewußt werden, und bewußt seyn.	ten in sich kehren, oder wenigstens nie durch den Nebel der Selbsttäuschungen bis auf die wirkliche Gestalt des Gemüthes durchdringen.
4) In allen wichtigen Unternehmungen die Gegenwart mit der Zukunft und mit der Vergangenheit in Anschlag bringen.	Bei dem gegenwärtigen Genusse, der das Thier in uns einnimmt, die Vergangenheit aus dem Andenken verlieren, und die Zukunft aus dem ahnenden Gemüthe kommen lassen.
5) Die ernsten Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit, über Gut- und Wohlseyn, über das heilige Gesetz in uns, und dessen Erfüllung als die wichtigsten ansehen, und zu Bestimmungsgründen unsers Verhaltens werden lassen.	Voll thierischer Vorstellungen, und eben deßwegen unfähig seyn zu ernsten Betrachtungen über die wichtigste Angelegenheit und das Eine Nothwendige des Menschen.
6) Immer nach höhern Erkenntnissen streben, und den schädlichen Blendungen der Irrlichter immer männlicher entgegenarbeiten.	Sich immer in dem engen Kreise der verjährten Thorheit herumdrehen, und das „Immer so gewesen seyn" zum einzigen Gesetze seines Denkens und Lebens machen; nie aus der Unmündigkeit des Verstandes heraustreten wollen.

Da wir Freiheit haben, und diese Freiheit unter die Vorzüge des Menschen gehört, so unvollkommen sie immer seyn mag: so stimmt es offenbar mit diesem angebornen Vorzuge überein, sie, die Freiheit, so zu gebrauchen, daß wir immer freier, unabhängiger von der Uebermacht der Sinnlichkeit und niedern Neigungen werden; und es streitet offenbar mit diesem angebornen Vorzuge, die Freiheit so zu gebrauchen, daß wir immer abhängiger von der Uebermacht der Sinnlichkeit und der niedern Neigungen werden.

Es ist also gut:	Es ist also nicht gut:
1) Den Eindrücken der Sinne und ihren Reizungen, wider das heilige Gesetz zu handeln, widerstehen, wie ein festgewurzelter Baum den tobenden Winden widersteht.	Sich den Eindrücken der Sinne und ihren Reizungen von außen hingeben, wie ein Schilfrohr sich dem Winde hingiebt; sich ohne Unterlaß von den Gestalten der Dinge meistern lassen.
2) Sowohl wider die Tyrannei der Mode, und wider die Macht des Beispiels, als wider den Despotismus der Gewohnheit, durch feste Anhänglichkeit an das Gesetz des Willens, für dieses Gesetz kämpfen.	Ein Sklave der Mode, des Beispiels, der Gewohnheit, des Welttones seyn, und in Aufruhr gegen das heilige Gesetz unserer Natur leben.
3) Sich die höhere Ruhe des Gemüthes nicht durch die Zufälle und Veränderungen des Körpers, der Witterung, der Gesellschaft, und unserer ganzen äußern Lage rauben lassen.	Ein Sklave des Zufalls, der Jahrszeit, des Wetters, der Gesellschaft und der unzähligen kleinen und großen Veränderungen um uns ꝛc. seyn.
4) Der Veränderlichkeit unsers eignen Herzens, eigner Begierden, durch Anhalten an das unveränderliche, heilige Gesetz in uns, entgegenarbeiten.	Ein Sklave seines Herzens, seiner Begierden, seiner Laune seyn, und keinen festen Ruhepunkt im Guten finden können.
5) Nach einer edeln Selbstständigkeit im Denken, Wollen, Reden, Handeln ringen, und sich durchaus als ein Wesen betragen, das der Besonnenheit, der Ueberlegung fähig ist, und den Kopf über die niedern Neigungen aufrecht tragen kann.	Sich von fremden Grundsätzen, Drohungen, Schmeicheleien, Lob-, Tadelsprüchen drehen und wenden lassen, und denken, wollen, reden, handeln, wie man zum Denken, Wollen, Reden, Handeln, von Erscheinungen außer uns, und den Neigungen in uns, gestoßen wird.
6) Unablässig an Selbstvervollkommnung arbeiten, und deßhalb mit dem bereits errungenen Grade des Gutseyns nie zufrie-	Sich immer für gut genug halten, ohne die Tiefen des Bösen in sich auszuforschen; immer größere Fehler an Andern ausspü-

den seyn, sondern immer vorwärts streben; und deßhalb sich nie mit gewöhnlichen Menschen vergleichen, sondern vielmehr zum Unvergleichbaren, Einzigen aufschauen, und nach Annäherung zu diesem Unvergleichbaren, Einzigen streben.

ren, um sich in seinen geringern noch wohlgefallen zu können, und dabei die breite Heerstraße ruhig wandeln, wie das Hornvieh.

Da unser Geist Religions-fähig, unsterblich, und nach „Gottes Ebenbild" geschaffen ist: so stimmt es offenbar mit diesem angeerbten Adel der menschlichen Natur überein, ihn lebendig darzustellen, und es widerstreitet dem angeerbten Adel, eine solche edle Potenz der gebietenden Sinnlichkeit sklavisch dienen zu lassen.

Es ist also gut:

1) Die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns um ihretwillen achten und lieben; in Liebe, in Heiligkeit ein gleichend Bild derselben darstellen — ein Repräsentant, ein sichtbarer Stellvertreter der unsichtbaren Güte und Weisheit seyn.

2) Sich als einen Bürger der unsterblichen Welt schon in dieser sterblichen Welt betrachten, und den Werth und Unwerth aller Dinge aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit messen; und, auf Gräbern und unter Verwesungen wandelnd, den Maßstab der Unsterblichkeit nie aus der Hand verlieren.

3) Das Königsrecht der Schöpfung treu ausüben, d. h. nie dienen dem, was unter dem unsterblichen Geiste ist; stets ein Pfleger und Vormund dessen seyn,

Es ist also nicht gut:

Gedanken und Gesinnung nicht über den Kreis der zeitlichen Angelegenheiten erheben, und statt die Urquelle des Guten andern Menschen vorzubilden, ein Ebenbild des Bösen — in Härte und Unheiligkeit aller Art darstellen.

Im Genusse der Gegenwart und am Fuße des Grabes blind forttaumeln, als wenn über dem Grabe kein Daseyn, und außer dieser Welt keine andere wäre.

Die blinde Leidenschaft in sich und außer sich tyrannisiren lassen; die körperliche Natur und die Mitmenschen nur zu Befriedigungsmitteln der Lei-

was Mensch und schwach ist; überall dem höchsten Wesen huldigen, in dessen Namen wohlthun, und dessen Willen mit Bewußtseyn und freiem Sinne vollbringen, wie ihn die körperliche Natur unbewußt und unfähig, zu widerstehen, vollbringet.

4) Das Aeußere (das Antlitz) ein treues Bild des Innern, und das Innere ein Ebenbild des Göttlichen werden; Wahrheit und Liebe im Aeußern sprechen, und im Innern gebieten, um die Verwüstung und Zerstörung des Körpers durch Leidenschaften zu verhüten, sie im Geiste nie zur anhaltenden Herrschaft kommen; die aufrechte Gestalt immer einen Abdruck des geraden Sinnes seyn lassen.

denschaft machen; nur sich, dem Egoismus, d. h. der Eigenehre, der Eigenlust und dem Eigennutz, huldigen, und überall Dokumente des Aufruhrs gegen den Willen des höchsten Wesens zurücklassen.

Die Miene des Guten in dem Antlitze erzwingen wollen, indeß der Geist dem Bösen fröhnet; unedel seyn, und edel scheinen wollen; vor Andern das Aeußere zum Widerspruche des Innern nöthigen, und in geheim das Aeußere mit dem Innern, in Vollbringung und Ausdruck des Bösen, einstimmen lassen; die festere Gesundheit als Signal und Ruf der Natur zu entehrenden Ausschweifungen ansehen.

So können wir die angeborne Würde des Menschen zum Schlüssel der Erkenntniß dessen machen, was wir seyn, thun, nichtthun können, und, um dieser Würde zu entsprechen, auch sollen.

Aber nicht nur zum Belebungsmittel der Erkenntniß vom Guten und Nichtguten kann uns die angeborne Menschenwürde dienen; sie kann uns auch zum Prüfsteine werden, ob und in wie ferne wir der angebornen Würde gemäß denken, wollen, handeln, leiden.

Und nicht nur zum Prüfsteine unsers wirklichen Zustandes kann sie uns werden; sie kann uns auch als ein Ermunterungsmittel dienen, an Veränderung unsers Sinnes zu arbeiten, wenn er dem angebornen Adel der Natur nicht entspricht.

Und diese Umänderung ist eben das allerschwerste und das allernöthigste Kunststück bei Erwerb der Men-

schenwürde; und der Aberglaube, er sey philosophischer oder populärer Aberglaube, der diese Umänderung verschiebt oder unnöthig erklärt, ist das πρῶτον ψεῦδος in dem Geschäfte, glückselig zu werden; denn wozu alle Erkenntniß, wenn sie nicht so viel Leben gewinnt, daß sie umändert, was zu ändern ist?

Soviel darf übrigens als reine Wahrheit, in Absicht auf die Glückseligkeit des Menschen, bei Seite gelegt werden:

I. Was der angebornen Menschenwürde widerstreitet, kann nicht die Glückseligkeit des Menschengeistes seyn, und dieselbe nicht unmittelbar fördern.

II. Je mehr sich die angeborne Menschenwürde, die eine bloße Potenz ist, in ein wirkliches Leben des Menschengeistes verwandelt, desto glückseliger der Menschengeist. Und unter die wahresten Worte, die ein Mensch je aussprach, gehört dieses: „Jetzt ist der Mensch noch nicht groß, aber in der Potenz, es zu werden."

III. Das würdigste Wohlseyn des Menschen ist jenes, welches mit der höhern Erkenntnißkraft, Freithätigkeit, Religionsfähigkeit, Unsterblichkeit, und dem Ebenbilde Gottes im Menschengeiste am meisten harmonirt.

IV. Indeß kann die sich selbst überlassene Einsicht des Menschen die Räthsel, die in der Nähe liegen, nicht lösen, und der Mensch ist bei aller Dreistigkeit, zu entscheiden, doch nur das Huber'sche

Ecce Homo!

Er gieng: wohin? und kam: woher?
War nicht — und war — und ist nicht mehr.

Fünfter Abschnitt.

Von der Bestimmung des Menschen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Worin die Bestimmung des Menschen nicht bestehe.

Die Vergnügungen der Sinne machen die Bestimmung des Menschen offenbar nicht aus. Denn 1) der unmäßige Genuß macht uns äußerst böse und elend, widerspricht also zugleich dem Triebe nach Vollkommenheit, und dem Triebe nach Glückseligkeit. 2) Auch der mäßige Genuß macht uns nicht dauerhaft und nicht ganz froh; weil der Mensch nicht bloß Sinn ist, weil höhere Bedürfnisse da sind, und durch die Sinne nicht befriediget werden können; weil der mäßige Genuß, um mäßig zu seyn, auf einen kurzen Zeitraum eingeschränkt seyn muß; weil die sinnlichen Vergnügungen für den Geist des Menschen zu nieder sind, und also nothwendig eine Leere zurücklassen müssen, und die Fähigkeit des ganzen Menschen nicht ausfüllen können. 3) Auch der mäßigste Genuß giebt als Genuß dem Menschen keine positive Fähigkeit zu höhern Vergnügungen, sondern nur als mäßiger Genuß, und diese Mäßigung ist schon das Werk des Geistes. 4) Sinnlicher Genuß ist seiner Natur nach nur Mittel, wie die ganze Sinnlichkeit, also nicht Endzweck, nicht Bestimmung des Menschen. 5) Der Glückseligkeitstrieb kann nicht zweckerreichend seyn, wenn er nicht geordnet ist, und das Gesetz der Ordnung besteht darin, daß die ganze Sinnlichkeit der Vernunft, und diese der allerhöchsten untergeordnet ist. *) Was nun erst

*) Dieß Gesetz der Ordnung heißt von seinem Endzwecke, den Willen des Menschen zur Heiligkeit zu leiten, das heilige

geordnet werden muß, um den Zweck unſers Strebens, das Gutſeyn und Wohlſeyn nicht zu hindern, das kann nicht ſelbſt Zweck ſeyn. 6) Die Geſchichte lehret, daß in jenen Ständen, die den ſinnlichen Genuß am meiſten beſchränken, noch die beſſern und frohern Menſchen zu finden ſind, und ſolche, in denen der Trieb zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit am leichteſten ſeiner Befriedigung genähert werden.

Die Vergnügungen des Geiſtes (des Verſtandes) ſowohl an der wirklichen Erkenntniß, und ihrer Richtigkeit, Mannigfaltigkeit, Ordnung, Fruchtbarkeit, als an den Gegenſtänden und Produkten der Erkenntniß, den Werken der Natur, der Kunſt, der Kompoſition ꝛc. ſind zwar ihrer Natur nach edlere Vergnügungen; aber ſie machen offenbar die Beſtimmung des Menſchen nicht aus. Denn durch dieſe Vergnügungen, die immer dem Geſetze der Zeit unterworfen bleiben, und ſehr beſchränkt ſind, können 1) die höhern Bedürfniſſe unſerer Natur nicht vollſtändig befriediget werden, eben deßwegen, weil dieſe Bedürfniſſe eine Art Unendlichkeit in ſich haben, und eigentlich Bedürfniſſe nach dem unendlichen Weſen ſind. Durch dieſe Vergnügungen kann 2) insbeſondere die Ordnung der Sinnlichkeit und des ganzen menſchlichen Herzens ſchon gar nicht hergeſtellt werden, weil ſie ſelbſt einer Ordnung bedürfen, und, dem Leitbande der Vernunft entriſſen, den Menſchen von Gutſeyn und Wohlſeyn ſo weit entfernen können, als die ſinnlichen Vergnügungen, wie es die Gelehrten-Geſchichte nur zu deutlich beweiſet. Eben ſo wenig kann 3) durch dieſe Vergnügungen der Menſchengeiſt mit vollſtändiger Duldungskraft gegen die widrigen Eindrücke der Körperwelt, und unſers eigenen Körpers, und des unmoraliſchen Verhaltens Anderer gegen uns bewaffnet werden. Man kann ſich zwar hie und da

---

Geſetz, und im Gegenſatze der phyſiſchen Naturhandlungen, das Geſetz der Sittlichkeit, und im Gegenſatze der willkührlichen Geſetze, Naturgeſetz.

ein Wölkchen von der Stirne wegleſen, aber die groſſen Leidensſtürme laſſen ſich nicht durch literäriſche Unterhaltungen bändigen. Die gelehrte Apathie taugt allerdings zur Parade in den Tagen der Freude, aber wenn die Trübſal den Lehrſtuhl des Gelehrten erſchüttert, und ihn ſelbſt packt — dann zeigt es ſich, daß es zweierlei Dinge ſind: ein Ideenreich, und das Reich des Friedens in ſich tragen. 4) Wie die Vergnügungen der Sinne die Beſtimmung des Menſchen nicht ausmachen können, weil der Menſch nicht bloß Sinn iſt, ſo können die Vergnügungen des Verſtandes die Beſtimmung des Menſchen nicht ausmachen, weil der Menſch nicht bloß Kopf iſt; weil er einen Willen hat, der ausgebildet ſeyn muß, der das Gute lieben, achten muß, um ſelbſt gut und der Freude würdig zu werden.

Die Vergnügungen des Herzens, die theils die Verbeſſerung eigener Geſinnungen, theils die wirklich verbeſſerten Geſinnungen, Sanftmuth, Großmuth, Mitleid, Wohlthätigkeit, Freundſchaft, Liebe ꝛc., theils der Umgang mit beſſern Menſchen gewähren, (allein und ohne Vergnügungen der Religion betrachtet), ſind ihrer Natur nach wieder höher, edler, als die Vergnügungen der Sinne, und auch als die Vergnügungen des Verſtandes, machen aber doch die ganze Beſtimmung des Menſchen nicht aus. Denn ſie können 1) den Trieb nach Vollkommenheit nicht befriedigen; indem wir eine Religionsfähigkeit in uns haben, und dieſe Religionsfähigkeit geübet, gebildet ſeyn muß, damit der Menſch das beſte Weſen über Alles lieben und aus dieſer gebietenden Liebe Ordnung in die Vergnügungen des Herzens, des Verſtandes, der Sinne ausgehen, und das Bild des beſten Weſens in uns lebendig werden kann. Dieſe Vergnügungen können 2) den Trieb nach Glückſeligkeit nicht befriedigen; indem ſie, ſtatt die Bitterkeit des Lebens erträglicher zu machen, gar oft durch die Leiden ſo geſchwächt werden, daß ſie kaum mehr Vergnügungen heißen können; und die Zufriedenheit des menſchlichen

Herzens so wenig gründen, als wenig sie vermögend sind, die Menschenkraft in die würdigste Thätigkeit zu versetzen, oder der Uebermacht der Natur zu widerstehen.

Die Vergnügungen der Religion sind an sich die höchsten, d. h. die edelsten und wohlthätigsten, deren der Mensch hienieden fähig ist.

Unter den Vergnügungen der Religion verstehe ich die Freuden des Glaubens an die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns, die alle Dinge schafft, erhält, ordnet, lenkt; — und an das ewige Seyn des Menschengeistes, an die ewigen Folgen des Gutseyns, an ein ewiges Wohlseyn des guten Menschengeistes; — — die Freuden der Hoffnung, daß die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns die Bedürfnisse unserer höhern Natur einst alle befriedigen könne, wolle, und, in wiefern unser Eigenwille dieselbe nicht hindert, auch befriedigen werde; — die Freuden der gebietenden Liebe gegen dieses liebenswürdigste Wesen, und des vertrauten Umganges mit ihm; — die Freuden der Nächsten- und Menschenliebe, die aus der Liebe gegen die Urquelle alles Guten Kraft und Leben nimmt; — und endlich die Freuden an Selbstveredlung, oder, um der Eitelkeit in der besten Sache keinen Spielraum zu lassen, an Befolgung des heiligen Gesetzes, aus gebietender Liebe und Achtung gegen die Urquelle alles Guten.

Diese Vergnügungen sind die edelsten und wohlthätigsten dieses Lebens, vorausgesetzt, daß man sie nicht erst noch sucht, sondern schon hat und genießt. Diese Freuden sind die edelsten, weil sie den Menschen zur höchsten Vollkommenheit führen, deren er fähig ist; sie sind die edelsten, weil sie die Vergnügungen der Sinne, des Verstandes, des Herzens veredeln, menschenwürdig machen, und aller Unordnung in Befriedigung der niedrigen Bedürfnisse wehren.

Diese Vergnügungen sind die wohlthätigsten für den Menschen, der sie hat, weil sie Ruhe und Heiterkeit des Geistes und die wahre Freiheit des Menschen im

ſes Lebens, die Religionsfreuden, zu genießen, und muß dieſe Fähigkeit als das eigenſte Unterſcheidungszeichen des Menſchen anerkennen. Dieſe Fähigkeit kann die Vernunft nicht anders, als von der Urquelle alles Guten ableiten. In der Urquelle alles Guten kann ſie keine andere, als die höchſte Güte denken. Mit der höchſten Güte, die dieſe Freudefähigkeit in dem Menſchen gelegt, kann ſie keine andere Abſicht vereinigen, als daß dieſe Fähigkeit gebildet, und die Menſchennatur zum Genuſſe der höchſten Freuden, deren ſie in dieſem Leben fähig iſt, entwickelt werde.

Dieß iſt der natürliche Gang der Vernunft, ſich über die Beſtimmung des Menſchen zu orientiren; ſie geht von dem Menſchen aus, und endet bei der Urquelle alles Guten. Es läßt ſich gegen dieſen Gang vieles einwenden, aber nichts beweiſen, wenigſtens denen, die aus Erfahrung dieſe Religionsfreuden kennen, und alſo die Gründe der erfahrungsloſen Vernunft oder Unvernunft gegen wirkliche Erfahrung ſehr unbedeutend finden.

Neunundreißigſtes Kapitel.

Reſultate aus der Lehre über die Beſtimmung des Menſchen.

Es iſt dem Bisherigen zufolge alſo die Menſchennatur dazu beſtimmt, daß ihre Kräfte theils ſo geordnet, theils ſo geſtärkt und erhöht werden, daß der Menſchengeiſt durchaus ſeiner Würde gemäß handeln könne, und wirklich handle. Es iſt Wille der Gottheit, daß die Menſchennatur zum Genuſſe der höchſten Freuden dieſes Lebens entwickelt werde. Nun kann der Menſch nur dadurch zum Genuſſe der höchſten Freuden dieſes Lebens entwickelt werden, daß er ſeiner Würde gemäß handle. Und er kann nur alsdann ſeiner Würde gemäß handeln, wenn ſeine Kräfte theils geordnet, theils geſtärkt und erhöht ſind. Alſo iſt es Wille der Gottheit, daß die Kräfte der Menſchennatur theils ſo geordnet, theils ſo geſtärkt

und erhöht werden, daß er seiner Würde gemäß handeln könne, und wirklich handle. Also ist die Menschennatur dazu bestimmt.

Aber die höchsten Freuden dieses Lebens sind nicht die reinsten, und können nicht die reinsten seyn. Denn die reinste Freude, jene nämlich, die keinem Wechsel unterworfen, und weder Ekel noch Plage, weder Kampf noch Furcht vor dem Ende, weder Mangel noch Gefahr eines Mangels mit sich führte, und ihrer Größe und Dauer nach das ganze Streben des Menschengeistes ausfüllte, diese reinste Freude kann gar nicht das Loos dieses Lebens seyn; weil die Religionsfreude, die höchste dieses Lebens, ohne bittern Widerstreit gegen die Sinnlichkeit nicht erstritten werden kann; und wenn sie da ist, nicht immer erhalten werden kann; und wenn sie immer erhalten werden könnte, durch sie weder die übrigen Leiden und Plagen dieses Lebens weggeschafft, noch die Finsternisse und Schwächen, die ihr selbst anhängen, getilget werden könnten, und also immer der Durst nach reinster Freude unbefriedigt bleiben muß, so lange der Geist diese Hülle trägt, und in dieser Entfernung von der Urquelle alles Guten lebt.

Es ist also die Menschennatur nicht dazu geschaffen, daß sie hier schon die reinste Freude genießen solle. Denn was in diesem Leben unerreichbar ist, das kann die Bestimmung des Menschen in diesem Leben nicht seyn.

Wenn aber gleich die reinste Freude in diesem Leben unerreichbar ist: so ist es doch wahr, daß erstens der Trieb nach der reinsten Freude in der menschlichen Natur wirklich sey, und thätig sey, und den Menschen nie volle Sättigung in den Freuden dieses Lebens finden lasse.

Es ist zweitens wahr, daß die Vernunft, die an die Urquelle alles Guten glaubt, und, um sich zu beruhigen, daran glauben muß, eben aus dem Triebe nach reinster Seligkeit zu schließen genöthiget sey: die Urquelle alles Guten habe den Trieb nach reinster Freude, Seligkeit

nicht umsonst in unsre Natur gelegt, und es sey ihre Absicht, daß er einst werde befriediget werden.

Es ist drittens wahr, daß in der menschlichen Natur der Begriff von Unsterblichkeit und das Sehnen nach Unsterblichkeit liege — nach einem Leben, in dem der Trieb nach der reinsten Freude wirklich befriediget werde.

Es ist viertens wahr, daß die Religionsfreuden, wenn sie gleich nicht die reinsten sind, dennoch uns der reinsten Freuden fähig und würdig machen können; indem durch sie, als die edelsten Freuden, die menschliche Natur immer mehr vervollkommnet, also freudenfähiger und freudenwürdiger werden muß.

Es ist fünftens wahr, daß dieses Leben theils wegen der Reize zum Unrecht, und der Beschwernisse im Tugendkampfe, theils wegen der großen Leiden und Finsternisse, die darin zu Hause sind, geschickter sey, den Menschengeist zur reinsten Freude vorzubereiten, als ihm dieselbe zu verschaffen, oder sie ihn auch nur genießen zu lassen.

Es ist sechstens wahr, daß der Menschengeist auf keinem andern Wege zum Genusse der reinsten Freude könnte vorbereitet werden, als auf dem er seiner Würde gemäß handeln lernet. Was ihm die höchsten Freuden dieses Lebens gewährt, das macht ihn der reinsten (das ist, der allerhöchsten) würdig.

Wenn also gleich die Menschennatur nicht dazu bestimmt ist, daß sie in diesem Leben die reinste Freude genieße: so hat doch die Vernunft (wenn sie auf den unauslöschlichen Trieb nach dem reinsten Wohlseyn, auf die Idee von der Urquelle alles Guten, auf den Begriff von Unsterblichkeit, auf das Sehnen nach Unsterblichkeit, auf die Religionsfreuden, die uns des reinsten Wohlseyns fähig und würdig machen, auf die Beschaffenheiten dieses Lebens, und endlich auf die Würde der menschlichen Natur sieht) Gründe genug, die sie nöthigen können, zu

glauben und zu behaupten, daß die Menschennatur bestimmt sey, in diesem Leben zum Genusse der reinsten Freude vorbereitet, und nach diesem Leben in den Genußzustand der reinsten Freude wirklich versetzt zu werden.

Vierzigstes Kapitel.

Von einem unabänderlichen Gesetze in Bezug auf die Bestimmung des Menschen.

Das Gesetz der Vorbereitung zu den reinsten Freuden ist uns bekannt genug, und ist kein anderes, als das Gesetz der stufenweisen Fortschreitung in der Liebe und Achtung des Guten, und also auch in der Liebe und Achtung des Allerbesten. Denn dieß ist das unabänderliche Gesetz für die Vollkommenheit des menschlichen Willens, und diese Vollkommenheit kann nur stufenweise erreicht werden, indem jeder errungene neue Grad des Guten wieder die Möglichkeit eines höhern Grades in sich hält, und, so weit unsere Beobachtungen reichen, die Entwicklung der menschlichen Kräfte durchaus an die stufenweise Fortschreitung gebunden ist.

Das Gesetz, nach dem sich im kommenden Leben der Genuß des reinsten Wohlseyns richtet, ist der menschlichen Vernunft unbekannt, und wir sind hier wieder in terra incognita, in einem ganz unbekannten Lande. Es schadet uns aber diese Unwissenheit nicht, weil wir nicht hier sind, um das reinste Wohlseyn zu genießen, sondern nur, um darauf vorbereitet zu werden.

Die Bestimmung der menschlichen Natur ist also nach allem, was die menschliche Vernunft davon glauben muß, und hoffen darf, diese:

Die menschliche Natur ist dazu bestimmt,

I. daß der Mensch in dem ersten Abschnitte seines Lebens, der von der Geburt an bis zum Grabe reicht, geschickt gemacht werde, seiner Würde gemäß zu handeln, und die edelste Freude dieses Lebens zu genießen;

II. daß er in eben diesem ersten Abschnitte durch stufenweises Fortschreiten im Guten zum zweiten Abschnitte seines Lebens, der vom Grabe anfängt, und kein Ende mehr hat, zum Genusse des allerreinsten Wohlseyns vorbereitet werde;

III. daß er in dem zweiten, endlosen Abschnitte seines Lebens wirklich in den Zustand des allerreinsten Wohlseyns versetzt werde.

Diese Bestimmung der menschlichen Natur bliebe unangefochten, wenn gleich dieser oder jener Mensch die Bestimmung seiner Natur nicht erreichen sollte. Denn es sind hier allerdings Tiefen, die kein menschlicher Blick ergründen kann, und wer nüchtern denken gelernt, wird sich mit einem Beispiele aus der Nachbarschaft leicht beruhigen können, nämlich mit diesem: die Vernunft hat offenbar die Bestimmung, die sinnlichen Triebe zu leiten, und diese Bestimmung bleibt unbestritten, wenn gleich meine oder deine Vernunft diese ihre Bestimmung nicht erreicht. Dieß heißt aber im Grunde nicht die Schwierigkeit lösen, sondern nur bekennen, daß es noch nähere giebt, die nicht geachtet werden, und daß man keiner Beruhigung mehr bedürfte, wenn man den hellen Anblick der Wahrheit hätte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Lehren des Christenthums in Bezug auf die Bestimmung des Menschen.

Was die Vernunft theils aus der erkannten Fähigkeit des Menschen, theils aus dem gegebenen Begriffe von Gott ahnet, und, um dem Willen und sich selbst einen Ruhepunkt zu verschaffen, als wahr annehmen muß, davon sprechen die Urkunden des Christenthums laut und göttlich milde:

„Dieß ist das ewige Leben, daß sie Dich, den Einen wahren Gott, erkennen, und den Du gesendet hast.

Wer mich liebet, der wird meine Lehre in Erfüllung bringen, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Herberge bei ihm nehmen.

Und ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröster geben, daß er ewig bei euch bleibe.

Dieß habe ich zu euch geredet, damit meine Freude in euch sey, und eure Freude vollkommen werde.

Bittet, und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen werde.

So hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Eingebornen dahingegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern ewiges Leben haben.

Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, daß sie Alle Eins seyen — so Eins seyen mit uns, wie Du, Vater, mit mir, und ich mit Dir Eins bin.

Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die Du mir gabst, damit sie ganz Eins seyen, wie wir Eines sind; ich in ihnen, und Du in mir.

Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich.

Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters! und nehmet das Reich in Besitz, das euch vom Weltbeginn bestimmt ist."

Wohl dem, der an diese höchste Güte, die uns das Beste anbeut, glauben kann, und dieß Angebot der höchsten Liebe nicht von sich stößt! Nach der Lehre des Christenthums soll die Religionsfreude — das einzige,

rechte, ewige Leben — hier ſchon in uns geboren werden, und nimmer ſterben, und nach dieſem Leben ſeine Vollendung erhalten.

Aus dieſen Zeugniſſen des Chriſtenthums haben die neuern Philoſophen ihre beſſern Vorſtellungen von der Beſtimmung des Menſchen geborget, einige mit Dank, andere mit Undank, z. B.:

Bringe die erſtere Epoche der Kindheit und Jugendjahre deiner Exiſtenz hier auf Erden ſo zu, daß dir die Mannheit deiner Exiſtenz höchſt erfreulich werden kann.

Oder: Sey gut, um hier der edelſten Freuden dieſes Lebens, und dort der vollkommenſten würdig zu ſeyn.

Oder: Laß dir dieſes Leben eine Erziehungs- und Zuchtſchule zum kommenden ſeyn.

Oder: mit einem Alten ſcharfſinnig genug, und der Hauptſache nach ſehr wahr: Ideo mundus factus est, ut nascamur; ideo nascimur, ut agnoscamus factorem mundi ac nostri DEUM; ideo agnoscimus, ut colamus; ideo colimus, ut immortalitatem pro mercede laborum capiamus, quoniam maximis laboribus cultus DEI constat; ideo praemio immortalitatis afficimur, ut similes angelis effecti, summo Patri ac Domino in perpetuum serviamus, et simus aeternum DEO regnum: Wir ſind da, um Gott zu kennen; wir kennen ihn, um ihn zu verehren; wir verehren ihn, um des unſterblichen Lebens fähig und würdig zu werden; wir werden in das Land der Unſterblichen verſetzt, damit wir den reinſten Geiſtern gleich werden, und Gott in uns ſein Reich haben, und Alles in allen werden kann.

Das Wichtigſte in Abſicht auf die Glückſeligkeit des Menſchen:

Der Geiſt des Menſchen iſt deſto glückſeliger, je treuer er auf ſeine Beſtimmung ſieht,

und das zu werden und zu thun strebt, was er dieser Bestimmung gemäß erkennt.

Schluß des ersten Hauptstücks.

Nachdem die Triebe, die Bedürfnisse, die Gemüthszustände, die Würde und die Bestimmung des Menschen hinlänglich entwickelt sind, so ist es sehr leicht, die Freudefähigkeit des Menschen darzulegen.

Der Mensch ist 1) sinnlicher Vergnügungen fähig, eben weil er Sinne hat und sinnliche Triebe. Und dieß ist offenbar die unterste Stufe der Freudefähigkeit. Aber der nämliche Mensch ist auch sinnlicher Leiden fähig, eben weil er Mensch ist, weil die Gesundheit zerstörbar, die Theile des Körpers verletzbar sind, weil er und seine Mitmenschen freithätig sind, weil er kein unumschränkter Herr der Natur ist, weil er dem Drucke des Universums nicht hinlänglich widerstehen kann.

Der Mensch ist 2) vieler Vergnügungen der Erfahrung, Beobachtung, Versuche fähig, weil er ein Zuschauer vieler Begebenheiten in sich, vieler Begebenheiten außer sich, ein Zeuge der Natur- und Menschenhandlungen seyn kann. Aber eben weil er dieser Vergnügungen fähig ist, so ist er auch der Bitterkeit fähig, und der Mißmuthigkeit, die in dem Kelche der Erfahrungen liegen. Der erfahrne Mann schaut ganz anders, als der unbewährte Jüngling, und die süßen Träume der Seligkeiten werden ihm durch bittere Erfahrungen gar bald widerlegt werden. Unter allen bittern Erfahrungen ist aber keine bitterer, als die allmälige Entdeckung, daß uns die Eigenliebe so schrecklich und so lange hintergangen hat, daß wir thöricht und böse, und elend, und Ursache des Elends sind, und doch im Wahne standen, als wären wir weise, gut, glückselig, und Schöpfer der Seligkeit. Diese bitterste aller Wahrnehmungen wünscht die Liebe Allen, die ihrer bedürfen, weil von ihr die Möglichkeit der Verbesserung unserer Thorheiten ausgeht.

Liebe gegen die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns gebietend geworden. Die vollständige Religionskraft ist ja nichts anders, als das vollständige Vermögen, an diese Urquelle zu glauben, auf sie zu vertrauen, sie über Alles, und um ihretwillen alles andere Gute zu lieben. Wo also die Kraft, die Urquelle alles Guten über Alles zu lieben, herrscht, da herrscht eben darum die Liebe gegen diese Urquelle. Wenn nun aber die Liebe gegen die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns, und gegen die Menschen, in einem Menschengeiste ist herrschend geworden: so müssen eben darum die höhern Kräfte so entwickelt, gestärkt und erhöht worden seyn, daß sie herrschen, und die niedern den höhern so untergeordnet worden seyn, daß jene von diesen beherrscht werden können.

Sind nun aber die niedern Kräfte so geordnet, und die höhern so entwickelt, gestärkt und erhöht, daß die Liebe gegen Gott und die Menschen wirklich gebietende Gesinnung geworden ist: so sind die niedern Kräfte eben deßwegen so geordnet, und die höhern so entwickelt, gestärkt und erhöht, daß der Mensch seiner Würde gemäß handeln kann, und handeln wird. Denn wer das höchste Wesen über Alles, und seine Mitmenschen um des höchsten Wesens willen liebet, der vollbringt das heilige Gesetz, das seiner Natur gegeben ist; der kann und wird also als ein Vernunftgeschöpf mit Besonnenheit und Freithätigkeit, als ein Religions-fähiges Wesen mit Aufblick zur Urquelle alles Gut- und Wohlseyns, als seines Gottes Bild und Stellvertreter mit Güte und Weisheit, als ein Bürger der Unsterblichen mit dem hohen Sinne für das Unsterbliche handeln, das heißt, die Vorzüge, die ihm angeboren sind, behaupten.

Es lobet selbst die feinere Welt, wenigstens in ihren Zeitungen, die Großmuth, den Patriotismus, die Gerechtigkeit, die Milde der bessern Menschen, und sie thut nicht unrecht daran, daß sie das Lobenswürdige lobet; allein daran thut sie unrecht, die feinere Welt, daß sie die

Früchte

Früchte lobet, und die unsichtbare Wurzel, und den festen Stamm, und die geheime Pflegekraft, ohne die solche Früchte nicht gedeihen mögen, nicht anerkennen, oder wenigstens sich darum nicht umsehen mag. Sie möchte gemeinnützige Menschen haben, die sich für sie aufopferten; aber, was die Menschen zuerst gut macht, damit sie hernach gemeinnützig seyn können, die Religion, und besonders die lebendige Religion, die nicht Wort und Idee, sondern Kraft und Wesen ist, diese kann bei der feinern Welt nimmermehr ihr Glück machen; wodurch die Wahrheit gar nichts, die feinere Welt aber desto mehr verliert. — Doch ich habe es ja nicht mit der feinern Welt, sondern mit Lesern zu thun, die wahrhaftig gut werden wollen.

Nur alsdann, wenn der Menschengeist durchaus seiner Würde gemäß handelt, kann er die höchsten Freuden dieses Lebens genießen. Die höchsten Freuden dieses Lebens sind die Freuden der Religion, und diese werden ja nur in dem Maße genießbar, in welchem die Sinnlichkeit der Vernunft, und diese dem heiligen Gesetze in uns, der allerhöchsten Vernunft gehorsamt, d. h. in welchem die Würde des Menschen sich in ihrem Leben offenbaret. Das Thier im Menschen ist keiner Religionsfreude fähig; also auch der Geist des Menschen nicht, so lange er sich dem thierischen Triebe hingiebt. Also wird er nur dadurch der Religionsfreuden fähig, daß er die thierischen Triebe der Vernunft, und die Vernunft dem heiligen Gesetze unterwirft; dadurch, daß er sich über die thierischen Neigungen zur Urquelle des Guten erhebt; dadurch, daß er nach seiner Würde lebt.

Nach allem, was unsere Vernunft von der Urquelle des Guten ahnen, stammeln kann, findet sie sich genöthiget, als wahr anzunehmen: „Es ist Wille der Gottheit, daß die Menschheit zum Genusse der höchsten Freuden dieses Lebens, der Religionsfreuden, entwickelt werde.“ Die Vernunft findet im Menschen die Fähigkeit, die höchsten Freuden die-

ſes Lebens, die Religionsfreuden, zu genießen, und muß dieſe Fähigkeit als das eigenſte Unterſcheidungszeichen des Menſchen anerkennen. Dieſe Fähigkeit kann die Vernunft nicht anders, als von der Urquelle alles Guten ableiten. In der Urquelle alles Guten kann ſie keine andere, als die höchſte Güte denken. Mit der höchſten Güte, die dieſe Freudefähigkeit in dem Menſchen gelegt, kann ſie keine andere Abſicht vereinigen, als daß dieſe Fähigkeit gebildet, und die Menſchennatur zum Genuſſe der höchſten Freuden, deren ſie in dieſem Leben fähig iſt, entwickelt werde.

Dieß iſt der natürliche Gang der Vernunft, ſich über die Beſtimmung des Menſchen zu orientiren; ſie geht von dem Menſchen aus, und endet bei der Urquelle alles Guten. Es läßt ſich gegen dieſen Gang vieles einwenden, aber nichts beweiſen, wenigſtens denen, die aus Erfahrung dieſe Religionsfreuden kennen, und alſo die Gründe der erfahrungsloſen Vernunft oder Unvernunft gegen wirkliche Erfahrung ſehr unbedeutend finden.

Neunundreißigſtes Kapitel.

Reſultate aus der Lehre über die Beſtimmung des Menſchen.

Es iſt dem Bisherigen zufolge alſo die Menſchennatur dazu beſtimmt, daß ihre Kräfte theils ſo geordnet, theils ſo geſtärkt und erhöht werden, daß der Menſchengeiſt durchaus ſeiner Würde gemäß handeln könne, und wirklich handle. Es iſt Wille der Gottheit, daß die Menſchennatur zum Genuſſe der höchſten Freuden dieſes Lebens entwickelt werde. Nun kann der Menſch nur dadurch zum Genuſſe der höchſten Freuden dieſes Lebens entwickelt werden, daß er ſeiner Würde gemäß handle. Und er kann nur alsdann ſeiner Würde gemäß handeln, wenn ſeine Kräfte theils geordnet, theils geſtärkt und erhöht ſind. Alſo iſt es Wille der Gottheit, daß die Kräfte der Menſchennatur theils ſo geordnet, theils ſo geſtärkt

und erhöht werden, daß er seiner Würde gemäß handeln könne, und wirklich handle. Also ist die Menschennatur dazu bestimmt.

Aber die höchsten Freuden dieses Lebens sind nicht die reinsten, und können nicht die reinsten seyn. Denn die reinste Freude, jene nämlich, die keinem Wechsel unterworfen, und weder Ekel noch Plage, weder Kampf noch Furcht vor dem Ende, weder Mangel noch Gefahr eines Mangels mit sich führte, und ihrer Größe und Dauer nach das ganze Streben des Menschengeistes ausfüllte, diese reinste Freude kann gar nicht das Loos dieses Lebens seyn; weil die Religionsfreude, die höchste dieses Lebens, ohne bittern Widerstreit gegen die Sinnlichkeit nicht erstritten werden kann; und wenn sie da ist, nicht immer erhalten werden kann; und wenn sie immer erhalten werden könnte, durch sie weder die übrigen Leiden und Plagen dieses Lebens wegschafft, noch die Finsternisse und Schwächen, die ihr selbst anhängen, getilget werden könnten, und also immer der Durst nach reinster Freude unbefriedigt bleiben muß, so lange der Geist diese Hülle trägt, und in dieser Entfernung von der Urquelle alles Guten lebt.

Es ist also die Menschennatur nicht dazu geschaffen, daß sie hier schon die reinste Freude genießen solle. Denn was in diesem Leben unerreichbar ist, das kann die Bestimmung des Menschen in diesem Leben nicht seyn.

Wenn aber gleich die reinste Freude in diesem Leben unerreichbar ist: so ist es doch wahr, daß erstens der Trieb nach der reinsten Freude in der menschlichen Natur wirklich sey, und thätig sey, und den Menschen nie volle Sättigung in den Freuden dieses Lebens finden lasse.

Es ist zweitens wahr, daß die Vernunft, die an die Urquelle alles Guten glaubt, und, um sich zu beruhigen, daran glauben muß, eben aus dem Triebe nach reinster Seligkeit zu schließen genöthiget sey: die Urquelle alles Guten habe den Trieb nach reinster Freude, Seligkeit

nicht umsonst in unsre Natur gelegt, und es sey ihre Absicht, daß er einst werde befriediget werden.

Es ist drittens wahr, daß in der menschlichen Natur der Begriff von Unsterblichkeit und das Sehnen nach Unsterblichkeit liege — nach einem Leben, in dem der Trieb nach der reinsten Freude wirklich befriediget werde.

Es ist viertens wahr, daß die Religionsfreuden, wenn sie gleich nicht die reinsten sind, dennoch uns der reinsten Freuden fähig und würdig machen können; indem durch sie, als die edelsten Freuden, die menschliche Natur immer mehr vervollkommnet, also freudenfähiger und freudenwürdiger werden muß.

Es ist fünftens wahr, daß dieses Leben theils wegen der Reize zum Unrecht, und der Beschwernisse im Tugendkampfe, theils wegen der großen Leiden und Finsternisse, die darin zu Hause sind, geschickter sey, den Menschengeist zur reinsten Freude vorzubereiten, als ihm dieselbe zu verschaffen, oder sie ihn auch nur genießen zu lassen.

Es ist sechstens wahr, daß der Menschengeist auf keinem andern Wege zum Genusse der reinsten Freude könnte vorbereitet werden, als auf dem er seiner Würde gemäß handeln lernet. Was ihm die höchsten Freuden dieses Lebens gewährt, das macht ihn der reinsten (das ist, der allerhöchsten) würdig.

Wenn also gleich die Menschennatur nicht dazu bestimmt ist, daß sie in diesem Leben die reinste Freude genieße: so hat doch die Vernunft (wenn sie auf den unauslöschlichen Trieb nach dem reinsten Wohlseyn, auf die Idee von der Urquelle alles Guten, auf den Begriff von Unsterblichkeit, auf das Sehnen nach Unsterblichkeit, auf die Religionsfreuden, die uns des reinsten Wohlseyns fähig und würdig machen, auf die Beschaffenheiten dieses Lebens, und endlich auf die Würde der menschlichen Natur sieht) Gründe genug, die sie nöthigen können, zu

glauben und zu behaupten, daß die Menschennatur bestimmt sey, in diesem Leben zum Genusse der reinsten Freude vorbereitet, und nach diesem Leben in den Genußzustand der reinsten Freude wirklich versetzt zu werden.

Vierzigstes Kapitel.

Von einem unabänderlichen Gesetze in Bezug auf die Bestimmung des Menschen.

Das Gesetz der Vorbereitung zu den reinsten Freuden ist uns bekannt genug, und ist kein anderes, als das Gesetz der stufenweisen Fortschreitung in der Liebe und Achtung des Guten, und also auch in der Liebe und Achtung des Allerbesten. Denn dieß ist das unabänderliche Gesetz für die Vollkommenheit des menschlichen Willens, und diese Vollkommenheit kann nur stufenweise erreicht werden, indem jeder errungene neue Grad des Guten wieder die Möglichkeit eines höhern Grades in sich hält, und, so weit unsere Beobachtungen reichen, die Entwicklung der menschlichen Kräfte durchaus an die stufenweise Fortschreitung gebunden ist.

Das Gesetz, nach dem sich im kommenden Leben der Genuß des reinsten Wohlseyns richtet, ist der menschlichen Vernunft unbekannt, und wir sind hier wieder in terra incognita, in einem ganz unbekannten Lande. Es schadet uns aber diese Unwissenheit nicht, weil wir nicht hier sind, um das reinste Wohlseyn zu genießen, sondern nur, um darauf vorbereitet zu werden.

Die Bestimmung der menschlichen Natur ist also nach allem, was die menschliche Vernunft davon glauben muß, und hoffen darf, diese:

Die menschliche Natur ist dazu bestimmt,

I. daß der Mensch in dem ersten Abschnitte seines Lebens, der von der Geburt an bis zum Grabe reicht, geschickt gemacht werde, seiner Würde gemäß zu handeln, und die edelste Freude dieses Lebens zu genießen;

II. daß er in eben diesem ersten Abschnitte durch stufenweises Fortschreiten im Guten zum zweiten Abschnitte seines Lebens, der vom Grabe anfängt, und kein Ende mehr hat, zum Genusse des allerreinsten Wohlseyns vorbereitet werde;

III. daß er in dem zweiten, endlosen Abschnitte seines Lebens wirklich in den Zustand des allerreinsten Wohlseyns versetzt werde.

Diese Bestimmung der menschlichen Natur bliebe unangefochten, wenn gleich dieser oder jener Mensch die Bestimmung seiner Natur nicht erreichen sollte. Denn es sind hier allerdings Tiefen, die kein menschlicher Blick ergründen kann, und wer nüchtern denken gelernt, wird sich mit einem Beispiele aus der Nachbarschaft leicht beruhigen können, nämlich mit diesem: die Vernunft hat offenbar die Bestimmung, die sinnlichen Triebe zu leiten, und diese Bestimmung bleibt unbestritten, wenn gleich meine oder deine Vernunft diese ihre Bestimmung nicht erreicht. Dieß heißt aber im Grunde nicht die Schwierigkeit lösen, sondern nur bekennen, daß es noch nähere giebt, die nicht geachtet werden, und daß man keiner Beruhigung mehr bedürfte, wenn man den hellen Anblick der Wahrheit hätte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Lehren des Christenthums in Bezug auf die Bestimmung des Menschen.

Was die Vernunft theils aus der erkannten Fähigkeit des Menschen, theils aus dem gegebenen Begriffe von Gott ahnet, und, um dem Willen und sich selbst einen Ruhepunkt zu verschaffen, als wahr annehmen muß, davon sprechen die Urkunden des Christenthums laut und göttlich milde:

„Dieß ist das ewige Leben, daß sie Dich, den Einen wahren Gott, erkennen, und den Du gesendet hast.

Wer mich liebet, der wird meine Lehre in Erfüllung bringen, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Herberge bei ihm nehmen.

Und ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröster geben, daß er ewig bei euch bleibe.

Dieß habe ich zu euch geredet, damit meine Freude in euch sey, und eure Freude vollkommen werde.

Bittet, und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen werde.

So hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Eingebornen dahingegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern ewiges Leben haben.

Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, daß sie Alle Eins seyen — so Eins seyen mit uns, wie Du, Vater, mit mir, und ich mit Dir Eins bin.

Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die Du mir gabst, damit sie ganz Eins seyen, wie wir Eines sind; ich in ihnen, und Du in mir.

Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich.

Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters! und nehmet das Reich in Besitz, das euch vom Weltbeginn bestimmt ist."

Wohl dem, der an diese höchste Güte, die uns das Beste anbeut, glauben kann, und dieß Angebot der höchsten Liebe nicht von sich stößt! Nach der Lehre des Christenthums soll die Religionsfreude — das einzige,

für den, der ihn gebraucht, und nicht zu würdigen Zwecken gebraucht, positiven Unwerth.

II. Der Reichthum schafft selbst seinem würdigen Besitzer die wenigsten, und der Gesellschaft, in der er lebt, die meisten zeitlichen Vortheile. Denn sein Vorzug besteht mehr in dem Verdienste, Erwerber, Sammler, Aufseher, Austheiler zu seyn, als im Genusse.

III. Der Reiche verdient nicht Achtung, weil er reich ist, sondern nur in sofern, als er den Reichthum ohne Entheiligung des Sittengesetzes erworben hat, und zu würdigen Zwecken anwendet.

IV. Alle Folgen aus dem Erwerbe, Besitze, und der Anwendung des Reichthums sind nur in sofern für den Besitzer sittlich gut, in wiefern sie vorhergesehen, bezielet, und aus edlen Endabsichten bezielet sind.

V. Da der Reichthum keinen Werth hat, als den ihm seine Brauchbarkeit, und der wirklich gute Gebrauch giebt; da ferner der gute Gebrauch eine sehr schmale Linie ist zwischen tausend Abweichungen zum Mißbrauch: so kann man nicht zu behutsam seyn

im Urtheile vom Reichthum,
in der Begierde nach Reichthum,
im Gebrauche des Reichthums.

VI. Die Vernunft empfiehlt keine andere Alchymie, als: Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, kluge Haushaltung, Genügsamkeit, Vertrauen auf die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns.

VII. Es ist zum zufriedenen Leben gar nicht nothwendig, daß man reich sey; aber, daß man das, was man hat, zu würdigen Zwecken gebrauche, und sich mit Wenigem begnügen lerne, um nicht von der unersättlichen Begierde umher getrieben zu werden, das ist zum wahren Gut- und Wohlseyn nothwendig.

VIII. Ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, d. i. ohne Selbstverläugnung wird weder un-

ser Urtheil von dem Werthe des Reichthums der Wahrheit gemäß, noch die Begierde nach Reichthum, und der Gebrauch desselben, unserer Würde und Bestimmung untergeordnet seyn.

* * *

Göttlicher und menschlicher lehrte von dem Reichthum Niemand als die Wahrheit, die da sprach:

„Die aber (das Wort Gottes) in die Dornen fallen lassen, sind jene, welche das Wort anhören; hernach aber kommen zeitliche Sorgen, und die Verblendung des Reichthums; diese ersticken das Wort, und machen, daß es ohne Frucht bleibt.

Wahrlich, ich sage euch: es ist hart, daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe. Und nochmal sage ich euch: es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr durchgehe, als ein Reicher in das Reich der Himmel eingehe: — wer wird also selig werden? — bei den Menschen ist es unmöglich: bei Gott aber sind alle Dinge möglich.

Es kann Niemand zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon.

Sammelt euch keine Schätze auf Erden, wo Rost und Motte fressen, und Diebe ausgraben und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motte fressen, noch Diebe ausgraben und stehlen. Denn, wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.

Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit: und dieß alles wird euch beigelegt werden."

Die Wahrheit machet also hier die Menschen 1) auf die Täuschungen des Reichthums aufmerksam, und auf die Hindernisse, die er der Tugend leget, und die an Unmöglichkeit grenzen, und auf die Thorheit, das Herz zwischen Gott und dem Reichthum theilen zu wollen; 2) weiset sie die Begierde der Menschen auf ewige, bessere Güter hin, die fähig und würdig sind, unser ganzes Herz auszufüllen.

Zehntes Kapitel.

Vom Luxus im Verhältniß zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Das Urtheil über den Werth des Reichthums erleichtert das Urtheil über den Luxus.

Der Aufwand auf entbehrliche Vergnügungen, die Verwendung der Reichthümer zum Wohlleben und zur Pracht, Ausgaben, die weder die Erziehung der Kinder, noch die Beförderung des fremden Glückes, noch die Aufrechthaltung der, unter den verschiedenen Ständen eingeführten Ordnung zur Absicht haben — das, was wir Deutsche erst gelernet und nachgemacht haben müssen, weil wir es wirklich noch mit einem ausländischen Worte bezeichnen: der Luxus hat vielerlei Quellen, und daher so viele Benennungen: der Luxus aus Wollust, der Luxus aus Ruhmsucht, der Luxus aus Wollust und Ruhmsucht, der Luxus aus Geschmack für das Schöne. Nach dem Ursprunge betrachtet, kann er also nicht auf viel Empfehlung, außer etwa von der ästhetischen Seite, Anspruch machen.

Der Luxus wird an Orten, wo große Ungleichheit des Vermögens und Standes herrschet, durch thörichte Nacheiferung allgemein. Wo viele in verschiedenen Graden glänzen, mißt sich jeder mit dem Höhern, jeder will es dem Reichern oder Höhern nachthun. Auch die Ausbreitung des Luxus kann ihn also nicht empfehlen.

Aber die Folgen? Wer kurzsichtig genug ist, oder wer mehr auf das Aeußere, als das Innere sieht, und die Glückseligkeit mehr in Farbe und Glanz, als in Wohlseyn der menschlichen Natur setzet, wird Gründe genug finden, für den Luxus zu entscheiden, wird uns aus der Weltgeschichte beweisen, daß der Luxus 1) Triebfeder der Industrie, 2) Wecker und Begünstiger der Künste und Wissenschaften, 3) Beförderer des Handels, und 4) der Verfeinerer der Völker sey; wird sagen, daß Paris und alle die großen Städte ohne Luxus von dem Gipfel ihrer Celebrität herunterſinken würde u. s. f.

Allein, wer mehr auf das Interesse der Menschheit, als auf das rauschende Wohlleben in großen Städten sieht; wer mehr für die Zufriedenheit des Herzens, als den Prunk des Hoflebens sorget, der wird bekennen müssen, daß der unbeschränkte Luxus 1) das Menschenleben mit vielen Unannehmlichkeiten überlade, von denen wir bei einer einfachern Lebensart nichts wüßten; 2) die Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten entziehe, und die Sorge für unnütze Kleinigkeiten zum bedeutenden Studium mache; 3) die niedern Bedürfnisse ins Unendliche vervielfältige; 4) um Befriedigung dieser Bedürfnisse willen, zur Aufopferung der Unschuld und der Gewissensruhe gewaltsam versuche; 5) das Reich der Sinnlichkeit, dieser alten und ewigen Feindin der Vernunft, erweitere; 6) das ungeschmückte Verdienst noch mehr verdunkle und verdränge, und das Vorurtheil immer mehr kanonisire, als wenn die Kleider Leute machten; 7) die Ehen und die gute Erziehung erschwere; 8) die Nahrungssorgen durch die erhöhten Preise und Abgaben drückender mache; 9) den Staat je länger je mehr in Gefahr setze, zu verarmen, und sofort das äußerste Elend beschleunige; 10) die Fibern des Menschen stumpf mache, daß die gewöhnlichen Laster der gereizten Sinnlichkeit kein Genüge mehr thun, und also außerordentliche Laster zur traurigen Nothdurft werden; und 11) die Nation immer mehr entnerve, degradire, den animum masculum in corpore masculo immer seltener mache, und hiemit eine Pest sey

I. des Wohlseyns einzelner Menschen,
II. der Familien,
III. der Staaten,
IV. der Nationen,
V. der Nachwelt,
VI. der Menschheit.

Also die Folgen können den Luxus schon gar nicht empfehlen.

Hume's Theorie vom Luxus.

Aber: Wenn die Reichen ſich den feinern Vergnügungen mit der Einſchränkung überlaſſen, daß ſie immer noch Zeit, Geld, Kräfte, Willen beibehalten, das Glück ihrer Familien und ihrer Freunde zu machen: ſo befördert der Luxus das Privatwohl und das allgemeine Beſte des Staates.

Wenn? Da iſt aber eben der Knoten. Denn gerade dieſe Mäßigung iſt das ſchwerſte und ſeltenſte Kunſtſtück, vielleicht nicht gar viel ſchwerer, als mitten im Feuer — nicht brennen.

Hume traut zwar den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften die Kraft zu, den Hang zu Vergnügungen hinlänglich zu mäßigen. Allein (den wahren Werth der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften unangetaſtet) ſind es denn nicht eben die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, die die ſinnlichen Gegenſtände gewöhnlich nur reizender, und die Seele noch empfindlicher für den Reiz derſelben machen?

Religion, lebendiger Glaube an das Daſeyn Gottes, an die Unſterblichkeit der Seele und die ewigen Folgen der Tugend, du nur kannſt, wenn du ſelbſt lebendig biſt, dem Menſchen volle Kraft geben, daß er in Mitte von Vergnügungen, die ihn locken, in Mitte von Gelegenheiten zu Ausſchweifungen und Thorheiten, feſtſtehe, und das, was ſich zum Laſter wie zur Tugend brauchen läßt, — den Reichthum, zum Werkzeuge des Gutſeyns und des wahren Wohlſeyns mache.

Das allerſchrecklichſte Verderben richtet der Luxus in der jüngern Generation an. Denn da in dieſem Alter der Hang nach Vergnügungen, und die Begierde, zu gefallen, beſonders lebhaft iſt: ſo iſt dieſem Alter der Luxus, als ihr liebſter Freund, vor allen andern willkommen, eben darum, weil er dem Hange nach Vergnügungen freien Zügel läßt, und der Begierde, zu gefallen, in die Hände arbeitet. Wie nun der Hang nach Vergnügungen, und die Begierde, zu gefallen, herrſchend werden: ſo müſſen alle

alle ernsthafte Bemühungen, ohne die das jugendliche Alter nicht gebildet werden kann, demselben doppelt lästig, und alle Vorstellungen von Wahrheit, Gutseyn, Selbstverläugnung, Religion als fremd und grausam vorkommen, weil dadurch dem unbändigen Triebe, zu scheinen, Grenzen gesetzt werden. Noch ein ander verwüstendes Uebel verbreitet der Luxus in der jüngern Welt. Da er in verfeinerten Familien die Begierde, zu gefallen, vor der Zeit wecket: so wecket er auch den Geschlechtstrieb vor der Zeit, welche ihm die Natur zum Erwachen bestimmt, und mit diesem frühen Erwachen des Geschlechtstriebes wird Entmannung „vor reifem Mannesalter" durch Onanie, und was sonst die Lüsternheit des gereizten Geschlechtstriebes für Auswege nimmt, befördert. Da schreien denn die Pädagogen, wenn sie diese Verwüstung gewahr werden, und schreiben und rathen und gebieten, was sie vermögen; allein das Uebel, das durch That in die Welt gekommen ist, läßt sich durch Worte nicht in seinem Laufe aufhalten. So lange sie den stillen Kindersinn gegen den Vater der Menschen, die Gottesfurcht meine ich, nicht in Familien pflanzen, und die eindringenden Beispiele des Böse, die der Luxus immer allgemeiner und despotischer macht, von den jungen Pflanzen abhalten können: so lange ist all unser Schreiben, Schreien, Rathen und Gebieten — umsonst.

Für die Töchter, besonders in den Häusern, die sich über den gemeinen Bürgerstand erheben, hat der Luxus auch dieß ansteckende Uebel, daß sie, um die Gesetze des Luxus beobachten zu können, fast an nichts mehr, als an die Werkzeuge des Putzes denken, und keine Arbeit mehr kennen, als die Arbeit des Putzes: wodurch ihr ganzes Herz zerrüttet werden, und alle Fassung für das Wahre und Gute verlieren muß.

Da nun der unbegrenzte Luxus mit dem Gut- und Wohlseyn des Menschen in offenbarem Widerstreite steht: so ist 1) die Predigt des Luxus, die die profanen Geister so gern zu ihrem Steckenpferde machen, nicht weniger gegen die Vernunft, als alles Lobreden auf die un-

bändige, der Herrschaft der Vernunft entrissene Sinnlichkeit; so ist 2) das Beispiel der Mäßigkeit, die die Ausgaben des Wohlstandes und Vergnügens lieber zu viel als zu wenig einschränkt, ein nöthiger Aktus der Menschenliebe, um nicht der thörichten Nachahmung durch unsern Beitritt neue Autorität zu verschaffen; so können 3) die Quellen des Luxus in dem jüngern Geschlechte, der Hang nach sinnlichen Vergnügungen, und die Begierde, zu gefallen, nicht zu früh und zu sorgsam bewacht werden; so ist 4) die vordringende Liebe zum Luxus, ohne Selbstverläugnung, das heißt, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, nicht in Ordnung zu bringen.

Und so stimmt auch hier das Gebot der Vernunft mit dem Evangelium überein, welches 1) den Menschen überall von Schein, Glanz, Zeit, Vergänglichkeit auf wahre, ewige Güter weiset, und 2) eine solche Liebe gegen Nothleidende gebeut, welche, wenn sie ausgeübet wird, dem Luxus nothwendig alle Adern abschneidet, und Zeit und Kraft und Lust zu etwas Besserem verwendet.

Eilftes Kapitel.

Von der Ehre im Verhältniß zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Keine Thorheit läßt sich leichter beweisen und anschaulicher machen, als die Thorheit des Ehrgeizes, und keine ist schwerer zu vermeiden, als diese. Nichts schadet dem menschlichen Gut- und Wohlseyn mehr, als der Stolz, und nichts sitzt so tief in unserm Wesen, als der Stolz. Wir wollen wenigstens in Beurtheilung dieses Uebels aufrichtig seyn, um die Besiegung desselben nicht noch mehr zu erschweren.

Die Meinung Vieler von den Gaben, Talenten, Handlungen, Absichten, Umständen Eines Menschen, daß sie vorzüglich sind, und ihn eines Vorzuges werth machen, ist das Ding, das man Ehre nennt, und der Aus-

druck dieſer Meinung durch Wort, Geberde, Handlung iſt das, was man Ehrenbezeugung nennt. Alſo nichts als Meinung, und Ausdruck dieſer Meinung wäre — die Ehre? Wo nähme ſie dann den Zauber für unſer Herz her, wenn ſie nicht mehr wäre? — Sie iſt nicht nur nicht mehr; ſie iſt nicht allemal ſo viel. Sie iſt oft bloßer Ausdruck ohne Meinung, ohne Dafürhalten, daß wir ehrwürdig ſind, bloßes leeres Zeichen ohne Glauben an unſere Ehrwürdigkeit; — doch ſie ſey, was ſie wolle, ſie hat

Doch auch eine gute Seite. Die Ehre kann auf wahre Vorzüge gegründet ſeyn; ſie kann durch erlaubte Mittel erworben ſeyn; ſie kann Andere antreiben, das an uns bemerkte Gute nachzumachen; ſie kann uns ſelbſt zur Kultur unſerer Geiſteskräfte antreiben; ſie kann uns zu einem Wirkungskreiſe, in dem ſich große, gemeinnützige Thaten verrichten laſſen, verhülflich ſeyn; ſie kann uns das Zutrauen, die Liebe und Freundſchaft guter, edler Menſchen unter den entfernteſten Himmelsſtrichen verſchaffen; ſie kann wirklich zu edlen Zwecken angewandt, und edelmüthig behauptet werden; ſie kann für Viele ein mächtiger Sporn zu phyſiſch guten Handlungen ſeyn, ohne den ſie gewiß unterblieben — in Fällen, wo Vernunft und Religion zu ſchwach wirken: ſo heißt es oft, zum Glück hat dieſer junge Menſch ein Point d'honneur, das ihn von vielen Ausſchweifungen zurückhält; ſie iſt zur Ausführung wichtiger Unternehmungen, zu gemeinnütziger Erfüllung der Berufspflichten unentbehrlich: ſo hat die Ehre des Arztes, des Lehrers, des Rathes, des Miniſters, des Regenten einen mächtigen Einfluß auf die geſegnete Erfüllung ihrer Pflichten. — Es mag alſo die Ehre immer in der Klaſſe der Güter ſtehen, in ſofern ſie zur Kultur eigner Kräfte ermuntert, und uns das Vertrauen edler Menſchen erwirbt, den Wirkungskreis unſrer Wohlthätigkeit erweitert, die Vollführung wichtiger Unternehmungen begünſtiget, und die Erfüllung der Berufspflichten gemeinnützig macht, Andere antreibt, das an uns bemerkte Gute nachzumachen, vor Ausſchweifungen bewahrt u. ſ. f.

Es läßt sich auch sogar eine Ehrliebe denken, die man vernünftig nennen kann, unter diesen äußerst schweren Bedingnissen nämlich, daß die Achtung Anderer rechtmäßig erworben, edelmüthig behauptet, und wohlthätig angewandt wird, oder deutlicher: daß wir die Ehre nie um ihretwillen, und nie um unsertwillen suchen, schätzen, annehmen, sondern nur um des Zweckes willen, um fremdes Gut- und Wohlseyn ungehindert fördern zu können. Von diesem Gebote der Vernunft werden die bessern Menschen denken, was der Beste von einigen Gelehrten seiner Zeit: Die Vernunft leget schwere Lasten auf die Schultern, rühret sie aber mit keinem Finger an.

Die andere Seite der Ehre kann wohl nicht zu scharf und zu oft angeblickt werden:

Die Ehre ist A. als Gut betrachtet, sehr geringe: 1) die Ehre ist außer dem Menschen, von dem man sagt, daß er geehret wird. 2) Die Ehre ist eben darum nicht ganz in unsrer Macht. 3) Die Ehre hängt sogar von alle dem ab, was auf die Urtheile der Menschen Einfluß hat, von Laune, Neigung, Leidenschaft, Vorurtheil u. s. f. 4) Die Ehre ist eben darum veränderlich, wie das Urtheil der Menschen. 5) Die größte Ehre, die wir uns auf Erden erwerben, schränkt sich gewöhnlich nur auf wenige Punkte der Zeit, und auf eine kurze Linie des Raums ein. Und wenn sie auch in allen Welttheilen ausgebreitet wäre, und durch alle Jahrhunderte fortdauern würde: was gewänne die Ruhe des Herzens dadurch? 6) Besteht unsre Ehre nur in dem Urtheile der Kenner: in welch' engem Kreise webet sie nicht? Ist sie aber unter dem großen Haufen ausgebreitet, so sind die Wenigsten darunter fähig, von unserm wahren Werthe zu urtheilen. 7) Wer von Vielen geehrt wird, der wird auch von Vielen beneidet, gehaßt, verachtet. Die Leidenschaften der Menschen stellen bei allen Hochgeehrten das Gleichgewicht bald wieder her, daß die Hochgeehrten auch zugleich die Tiefverachteten werden. 8) Niemand ist dem Sturze

näher, als der, welcher seinen Thron auf den schwankenden Anbetungen schwacher Menschen erbauet hat; und keines Menschen Sturz ist fürchterlicher, als des Angebeteten, der nur vom Rauche der Anbetung lebte. 9) Die Ehre giebt uns gar nichts: wir sind, was wir sind; die Meinung Anderer ändert die Natur und das Seyn der Dinge nicht, macht uns nicht besser und nicht schlechter. 10) Die Ehre bringt auch den Fluch der Celebrität über den Menschen, daß er ein Schauspiel der fremden Neugier werden, und sich bald wie Pferde über alle sieben Hauptmängel muß prüfen, bald aber wie Götzen nach allen vier Winden muß anräuchern lassen.

Die Ehre kann B. als Gegenstand unseres Strebens, in Verknüpfung mit dem Ehrtriebe betrachtet, unserm Gut- und Wohlseyn äußerst schädlich werden. Die Begierde nach Ehre kann gar bald herrschend werden, und wenn sie herrschend geworden ist, so bekommt sie neue Namen, die ihre Kraft, zu schaden, deutlich genug zu verstehen geben. Sie heißt Ehrgeiz, in sofern sie das Mittel zum Zwecke machet, nach Ehre um der Ehre willen strebet, und, diesen selbstgemachten Zweck zu erreichen, Mittel ergreift, die mit dem guten Willen nicht bestehen mögen. Sie heißt Hochmuth, in sofern sie den Menschen der thörichten Selbstgefälligkeit und Einbildung von der Größe seiner Vorzüge und Verdienste übergiebt. Sie heißt Stolz, in sofern sich Ehrgeiz und Hochmuth durch Geberden, Mienen, Gang, Kleidung, Rede, That offenbaren. Sie heißt Eitelkeit, in sofern sich die Selbstgefälligkeit und Begierde, Andern zu gefallen, an Kleinigkeiten heftet, und durch Kleinigkeiten äußert. — Diese herrschende Ehrliebe hindert alles weitere, und zerstört das wirkliche Gutseyn des Menschen; hemmt den Gang unsrer Selbstvervollkommnung, indem wir aus Selbstgefälligkeit glauben, der Verbesserung nicht mehr zu bedürfen, unsere Fehler mit den schönen Farben der Tugend übertünchen, und aus Wahn, schon groß zu seyn, nicht mehr darnach ringen, es zu werden; befleckt auch das Gute, das wir wirklich thun, indem sie uns erniedriget, nur Menschenlob zu suchen; erzeugt das

grobe Laſter der Heuchelei, die zuerſt Andere mit dem Scheine des Guten hintergeht, und uns am Ende ſelbſt betrüget: wodurch das Maß der Selbſtverblendung voll werden muß; erzeugt das unnatürliche Laſter des Neides, der ſeiner Natur nach in andern Augen Splitter ſucht, und die Balken im eignen duldet, ungerecht gegen das Gute an Andern, und grauſam gegen den Unſchuldigen werden kann, bloß weil deſſen Größe Schatten auf unſre Kleinheit wirft; entfernet uns immer weiter von der Urquelle alles Guten, und bringt uns nach und nach dahin, daß wir, von abgöttiſcher Verehrung unſer ſelbſt geblendet, in die elende Selbſtgenügſamkeit verfallen, als wenn wir Gottes nicht bedürften, und, ſeiner unbedürftig, ihn auch ſowohl in der ſichtbaren Natur, als auch in uns ſelbſt verlieren — ohne Gott in der Welt leben; führt endlich uns von Abgrund zu Abgrund, daß wir, nachdem wir den höchſten Geſetzgeber aus den Augen verloren, am Ende auch an das heilige Geſetz in unſerer Natur ungläubig werden, und ſo auch den letzten Faden verlieren, an deſſen Handleitung wir zur Urquelle des Guten den Rückweg finden könnten. — Die herrſchende Ehrliebe vergiftet dadurch, daß ſie unſer Gutſeyn zerſtöret, alle Quellen des wahren Wohlſeyns. Der Hochmuth iſt 1) an ſich ſchon eine Krankheit des Geiſtes — die Aufgedunſenheit der Seele, die uns nie recht froh werden läßt. Der Hochmuth macht 2) alle Selbſtkenntniß, ohne die kein wahres Wohlſeyn werden kann, unmöglich. Wir ſcheuen das Licht, das uns uns zeiget, und in dieſer Lichtſcheue halten wir eine falſche Geſtalt unſers Seyns für die wahre. Der Hochmuth macht uns 3) unfähig, uns von Weiſen belehren, und auf die verlorne Straße des Friedens weiſen zu laſſen. Es kann uns alſo auch die fremde Weisheit nicht von unſerer Thorheit erlöſen, weil wir nur an die eigene Weisheit glauben, und bei der bloßen Vorſtellung, daß es außer der unſern noch eine andere geben ſollte, ſchon traurig werden. Der Hochmuth macht uns 4) untauglich zu allen den lautern Freuden der Freundſchaft, eben darum, weil wir unſer nicht vergeſſen können, um

Andere von ganzem Herzen zu lieben. Der Hochmuth ist 5) Unordnung, und kann als Unordnung nichts anders denn Unruhe zeugen. Der Mensch kann nur in der Wahrheit ruhen, und ist zu edel, um in der Täuschung Ruhe finden zu können, und der Hochmüthige läuft nur dem Nichts, dem Gespenst der Einbildungskraft, dem Schein ohne Wesen und Bestand — der Ehre nach, und will in dem, was falsch ist, Ruhe finden. Statt sich um den Beifall des Gewissens, um den Beifall des höchsten Gesetzgebers zu bekümmern, martert er sich nur, um den Menschenbeifall einzuärnten, und kann ihn nie ungetheilt einärnten, und wenn er ihn auch einärntet, nie festhalten, und, wenn er ihn auch festhalten könnte, in ihm nie Sättigung finden. Wer die ewige Unruhe aus Erfahrung kennen will, sey nur hochmüthig, und er trägt die lebendige Hölle in sich, als wahrer Tantalus, der immer nach dem verbotenen Apfel der Anbetung schnappet, und ihn nie erschnappen kann. O Menschen! die ihr es für inhuman haltet, an eine Hölle zu glauben: durchforschet euer Inneres in der Stunde, in welcher eure Hochmuthsplane wie Wasserblasen zerplatzen, und ihr werdet in euch die Hölle finden, die ihr außer euch läugnet. — Weil der Hochmuth des Einen 6) nicht der einzige in der Welt ist, so muß er von dem Hochmuthe seiner Mitmenschen auf mancherlei Weise in seinen krummen Gängen belauscht, gehindert, gedrückt werden. Weil der Hochmuth 7) schmeichelt und kriechet, Freunde und Feinde, Lob und Tadel, Wahrheit und Lüge zu Werkzeugen machet, sich Anhänger zu werben: so kann er es nicht immer verhindern, daß seine Verabscheuungswürdigkeit nicht hie und da gegen seinen Willen an's Licht hervorgezogen werde, und ihn zum Scheusal seiner Zeitgenossen mache, der Demüthigen, die den Hochmuth in Andern nicht loben können, weil sie ihn in sich verabscheuen, und der Hochmüthigen, die ihn wenigstens in Andern verabscheuen müssen. Weil der Hochmuth 8) sich sogar in die Larve der Demuth hüllet, um Verehrung zu erzwingen, und keine Larve Wahrheit ist, und kein Hochmuth mehr Schande bringt, als wenn ihm die Larve der

Demuth abgezogen wird: so stehen dem Hochmüthigen die allerbittersten Demüthigungen bevor, und er bereitet sich selbst die schrecklichsten Leiden.

Die Ehre C. in Verknüpfung mit unsern Trieben betrachtet, kann dem fremden Wohlseyn äußerst nachtheilig werden. Die herrschende Ehrliebe stört den frohen Lebensgenuß Anderer, und kränkt die Rechte Anderer, froh zu seyn, auf mancherlei Weise. Ein Stolzer plaget alle seine Mitmenschen, die in seine Sphäre kommen, mit Anmaßungen, und fordert Zinse seiner Verehrung, die ihm nicht gebühren. Der Stolz prätendirt von allen, was er nicht soll, und wo Prätension ohne Grund, da Hemmung des gemeinschaftlichen Frohseyns. Die herrschende Ehrliebe verkleinert, verleumdet, lästert, — und Verkleinerung, Verleumdung, Lästerung sind giftige Pfeile, die tief verwunden. Die meisten Menschen schätzen ihren guten Namen nicht viel geringer, als ihr Leben, und mehr als alle andere zeitliche Habe: nun ist die herrschende Ehrbegierde des Einen ein offensiver Krieg gegen den guten Namen aller derer, die ihm im Lichte oder im Wege stehen. Die herrschende Ehrbegierde agirt mit gedruckten Pasquillen, die schneller, ausgebreiteter und dauerhafter wirken, unwiderruflicher sind, und die Gelegenheit, den Urheber zur Verantwortung zu ziehen, künstlicher abschneiden, als andere Verkleinerungsversuche. Der Ehrgeiz traf in unsern Tagen öffentliche Anstalten, zu verleumden, und schuf Institute, die allen Leidenschaften Gelegenheit geben, sich anonymisch auszuleeren. Die Trugidee, die sie begünstigt, ist (entheiligte) Publizität, und das Handwerk, das der Verleumdung in die Hände arbeitet, heißt rastlose Anekdotenhäscherei. Die herrschende Ehrbegierde erschwert den Druck der Nationen, und erzeugt den Despotismus. Um seinem Namen mehr Anbeter zu verschaffen, will der Fürst, welcher ein Vater seines Volkes seyn sollte, ein Eroberer der fremden Völker werden, und drückt sein Volk, um fremde erobern zu können, opfert Menschenleben, um Wind einzuärnten.

Für die Ehre D. als Gegenstand der herrschenden Begierde, ist weder in dem gemeinen Menschenverstande, noch in der denkenden Vernunft ein Grund zur Apologie ausfindig zu machen. Nicht in dem gemeinen Menschenverstande: denn 1) nichts bringet uns so schnell um alle Achtung bei unsern Mitmenschen, als wenn sie zu bemerken glauben, daß wir nach Achtung haschen. Die Ehre flieht den, der sie um ihretwillen haschen will. Im Gegentheile macht uns nichts ehrwürdiger, als die ungezwungene Kälte gegen Menschenehre, vereint mit der lebendigen Begierde, Allen Gutes zu thun. Nichts hat eine größere Kraft auf das Menschenherz, und gewinnt uns mehr die Liebe der besten Menschen, als Bescheidenheit, Demuth, Nichtachtung unsrer eignen Vorzüge. 2) Auch der Stolzeste kann den Stolz an Andern nicht leiden, und muß, wenigstens im Herzen, der Demuth den Vorrang eingestehen. 3) Es hält es kein Mensch für eine Kunst, oder für etwas Großes, stolz zu seyn, aber für etwas sehr Großes, es nicht zu seyn. 4) Alle Gleichnisse der alten und neuen Welt von dem Stolze beweisen, daß man ihn für nichts gehalten, als Selbstbetrug, Lüge, Bettelpralerei: für Selbstbetrug, wenn ich mich für das halte, was ich nicht bin; Lüge, wenn ich es gern haben möchte, daß mich Andere für besser hielten, als ich bin; Bettelpralerei, wenn ich mit Gegebenem großthue. 5) Alle Edlen halten's für Schande, aliis notum esse, ignotum sibi. — — Nicht in der forschenden Vernunft; denn diese strenge Zuchtmeisterin der menschlichen Eitelkeit spricht sehr dürre: Alles, worauf die Menschen stolz seyn können, sind entweder Naturanlagen, Talente: und die hat sich der Mensch offenbar nicht gegeben, so wenig als sein Daseyn; oder Umstände, Anlässe, Erziehung, Freunde, Bücher, Schicksale — Entwickelungsmittel der gegebenen Anlagen: und diese sind wieder gegeben; oder es ist der zweckmäßige Gebrauch sowohl jener Naturanlagen, als dieser Entwickelungsmittel: und dieß ist wenigstens zum Theil des Menschen Sache, dieß macht ihn der Ehre würdig. Allein, sobald der Mensch, bei der übrigens besten Benützung der

Talente und Anläſſe, die Ehre ſucht: ſo iſt der Werth ſeiner Handlung durch die Abſicht ſchon befleckt; und wenn er ſich auch nur der Selbſtgefälligkeit überläßt, ohne fremde Ehre zu ſuchen, ſo belohnt er ſich ſchon ſelbſt, und ſetzt ſich der Gefahr aus, größere Thorheiten zu begehen, und würde in jedem Auge, das dieſer Selbſtgefälligkeit Zeuge ſeyn konnte, als Thor, und der Ehre unwürdig erſcheinen; weßwegen er denn auch dieſe Selbſtgefälligkeit ſorgfältig verbirgt, und dadurch gegen ſich ſelbſt ein Zeugniß ablegt.

Dieß ſind die zwei Seiten der Ehre, dieß iſt ihr Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. Denken wir uns nun einen Menſchen, der ſich aus dieſen Betrachtungen eine Norm ſeines Verhaltens, und ſich nach dieſer Norm gebildet hätte: ſo erhalten wir dieß Ideal:

„Die Ehre iſt nicht in meiner Gewalt, wohl aber das Vermögen, mich der Ehre würdig zu machen: ich will mich alſo nicht ſonderlich um die Ehre bekümmern, aber darnach will ich ſtreben, der Ehre würdig zu ſeyn.

Nichts macht mich der Ehre würdiger, als Kälte gegen die Meinung der Menſchen, vereint mit Wärme, recht- und wohlzuthun: ich will alſo lernen, gut und kalt ſeyn, der Ehre werth, und gegen Ehre kalt.

Die Urtheile der Menſchen ſind ſo veränderlich und einander widerſprechend, daß weder ihr Lob noch ihr Tadel entſcheidet: ich will alſo nicht ruhen, bis mein Inneres ſo geordnet iſt, daß wenigſtens alle edle, neidloſe Menſchen, wenn ſie mich in der wahren Geſtalt erblickten, ſich nicht erwehren könnten, mich hochzuſchätzen.

Weil einerſeits das Gefühl für Ehre mich von manchen Ausſchweifungen zurückhalten kann, andrerſeits aber die Ehre an ſich mich nicht beſſer macht, als ich bin: ſo will ich 1) alle jene Gleichgültigkeit gegen Menſchenehre, die mich kühn zum Unrecht macht, verabſcheuen; will aber 2) doch auch lernen, damit zufrieden ſeyn, daß ich mir und meinem Gott bekannt bin.

Die Ruhe meines Gewiſſens und meines Herzens kann doch nicht vollkommen werden, ganz ruhig kann ich nicht werden, ſo lange ich nicht von allen, auch von den geheimſten Flecken des Ehrgeizes rein bin: ich will alſo mich ſcharf bewachen, daß mich keine, auch noch ſo leiſe Bewegung des Ehrgeizes überraſche; ich will mich ſtrenge bekämpfen, damit mich keine Bewegung des Ehrgeizes beſiege, und will in jener Selbſtbewachung und dieſer Bekämpfung nicht müde werden, bis ich den Störer aller Ruhe, den Feind aller Freundſchaft, den Abführer von der Urquelle alles Guten — den Ehrgeiz vollkommen beſiegt habe."

Wer möchte nicht dieſer Edle ſeyn, der ausrufen könnte: ich habe überwunden! Ein ſolcher Menſch müßte rein-gut ſeyn, den Frieden in ſich haben, und der Segen der Menſchen ſeyn.

* * *

Hieher gehörend und äußerſt merkwürdig ſind die Belehrungen des Chriſtenthums.

„Gott iſt allein gut: ihm gebührt die Ehre.

Gott widerſteht den Hochmüthigen.

Wer ſich ſelbſt erhöht, wird erniedriget.

Da Er in Gottes-Geſtalt war, erniedrigte Er ſich, und erſchien in Knechtes-Geſtalt. Darum erhöhte Ihn Gott auch über Alles.

Lernet von mir, demüthig von ganzem Herzen ſeyn.

Was haſt du denn, das du nicht empfangen: und wenn du's empfangen, was rühmſt du dich doch, als wenn du's nicht empfangen hätteſt?"

Die unlautere Begierde nach Ehre macht die Menſchen untauglich, die wahren Geſandten der Gottheit, die ihnen die wichtigſten Dinge zu verkünden haben, als ſolche anzuerkennen. „Wie könnet ihr glauben, da ihr Ehre von einander nehmet?" So ſprach der Größte aus allen Geſandten der Gottheit.

Die wüthende Begierde nach Ehre führet den Menschen zu dem Abgrund aller Irrthümer, zur Atheisterei, und von da aus zur unnatürlichen Unzucht. „Als sie Gott erkannten, gaben sie ihm die Ehre und den Dank nicht, der seiner Gottheit gebühret: sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unerleuchteter Sinn wurde immer finsterer. Sie wähnten sich weise, und wurden Narren, verfälschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Bildnisse vergänglicher Menschengestalten, sogar der Vögel, vierfüßiger Thiere und des Gewürmes (oder in das Götzenbild des Fatalismus, des blinden Zufalls u. s. f.). Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens zur viehischen Unreinigkeit, zur Schändung ihrer eignen Körper u. s. f." So schrieb vor mehr als anderthalb tausend Jahren ein offenbar großer Philosoph.

Es kommt einmal ein Tag, wo wir Alle in unsrer wahren Gestalt erscheinen werden, und alle unsre Gedanken und Werke offenbar werden: also weg mit der Larve!

Zwölftes Kapitel.

Vom Verhältniß der Lektüre zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Lektüre kann die Leere, die Lücken ausfüllen, die der gewöhnliche Kreis des menschlichen Lebens zurückläßt; kann vor Müßiggang und den Versuchungen zum Unrecht, die damit verknüpft sind, bewahren; kann eine Erholung von verdrießlichen, oder sehr anstrengenden Arbeiten seyn; kann die traurige Lage, in der wir uns befinden, in einige Entfernung von uns, und angenehme Gegenstände uns nahe bringen; kann uns mit Begebenheiten der Vorwelt und mit Begebenheiten der Mitwelt bekannt machen, und uns eine neue Art von Existenz verschaffen, indem sie uns ein Mittel wird, mit den bessern Menschen aus allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsstrichen in eine Gesellschaft zu treten, und in diese edle Geisterharmonie einzutönen; kann Selbst-, Menschen-, Natur- und Gotteskennt-

niß befördern helfen, Anleitung, Stoff, Anlaß zum hellern Denken, und zur Berichtigung unserer Urtheile verschaffen; kann das Licht nach und nach in Häuser, Hütten, Winkel, andere Länder bringen helfen; kann Wohlwollen, Zutrauen unter Menschen und Menschen immer mehr befestigen; kann den bessern Religionsbegriffen schnellern Umlauf verschaffen; kann endlich die zerstreuten Kräfte zum Recht- und Wohlthun in mehrern Menschen sammeln, und dadurch das menschliche Elend mindern.

Den Einfluß, den das Lesen auf unser Gut- und Wohlseyn haben kann, hat es wirklich unter diesen Bedingnissen: wenn 1) der Leser die Absicht hat, durch Lektüre weiser und besser zu werden; wenn 2) das Buch Wahrheiten vorträgt, die ihn weiser und besser machen können; wenn 3) das Buch die Wahrheiten so vorträgt, daß sie Eindruck auf ihn machen können; wenn 4) das Lesen zu den wichtigern Beschäftigungen nicht Zeit und Lust raubt; wenn 5) der Leser sich auch Mühe giebt, all das, was er Gutes gelesen, an seinem Verstande und Herzen sogleich in die Probe zu nehmen, und sein Leben darnach einzurichten.

Aber diese Bedingnisse sind in der Ideenwelt so leicht zu nennen, und in der wirklichen so schwer zu erfüllen, und eben deßwegen ist zwischen dem, was das Lesen wirket, und zwischen dem, was es wirken kann, ein so großer Abstand. Schon die Lesesucht ist als Seuche so schädlich als irgend eine; schädlich der Gesundheit, trocknet die Säfte auf, und spannet die Nerven ab; schädlich dem Verstande, füllet ihn mit unbestimmten, aus der Luft gegriffenen, zerrüttenden Vorstellungen, macht wichtige Wahrheiten verdächtig, und Mährchen, Gespenster glaubwürdig; schädlich dem Herzen, macht ihm die Berufsarbeiten und die Religionsübungen immer ekelhafter, und das gelehrte Nichtsthun immer nothdürftiger; schädlich der frohen Laune, erzeuget Mißmuthigkeit, und bildet unausstehliche terenzische Heautontimorumenos, wie denn die Physiognomieen der Büchermotten recht kräftig gegen das wüthende Lesen zeugen;

schädlich dem Wohlstande der Familien, führt einen literärischen Luxus ein, und verbannet den Geist des Ernstes, des Fleißes aus den Arbeitsstuben. Wenn die Menschen zu früh das Lesefieber bekommen, ehe ihre Gesundheit, Denkart, Charakter einige Festigkeit erhalten: so ist es doppelt schädlich. Es entmannt den Jüngling an Leib und Seele, ehe er Mann ist, wie aller Luxus.

Wenn wir die Alltagsgeschichte fragen, so sagt sie uns 1) daß Viele lesen, nur um ihre Neugierde zu befriedigen; 2) daß Viele lesen, um in Gesellschaften mit dem Gelesenen zu glänzen; 3) daß Viele lesen, nur um dem Kitzel der Schriftstellerei Nahrung zu schaffen; 4) daß Viele lesen, um an witzigen Beschimpfungen, die irgend ein bekannter Mann erfahren, Schadenfreude zu haben; 5) daß Viele lesen, um an den Bildern der Wollust Weide ihrer Leidenschaften zu finden. Von den Letztern ein besonder Wort:

Das allervergiftendste Lesen, besonders für die Jugend, ist das Lesen solcher Schriften, worin von Wollust und Liebe anstößige Gemälde vorkommen. Es wird dadurch die Einbildungskraft erhitzt, und mit Bildern angefüllet, die zuerst die Sünde errathen lehren, hernach dazu reizen, und endlich das Vergnügen derselben je länger je unentbehrlicher machen.

Das Lesen der Romane (nur die allerwenigsten ausgenommen) *) richtet besonders unter jungen Lesern einen Gräuel der Verwüstung an. Sie verbreiten die Seuche der Empfindelei, und überspannen die Gefühle. Sie täuschen mit Idealen übermenschlich guter Personen, die du unter dem Monde nicht findest;

*) Als besonders rühmliche Ausnahme verdient hier genannt zu werden das treffliche Buch von Manzoni „Die Verlobten," ein Roman, der beweist, daß diese Gattung von Dichtungen der höchsten sittlichen und religiösen Weihe empfänglich ist, ohne irgend an Interesse zu verlieren, ja, daß das höchste Interesse nur durch jene Weihe zu erreichen steht. Eine so einfache, und doch so sehr verkannte oder unbeachtete Wahrheit!

mit Traumbildern von Schönheiten, die nicht existiren, als im Gehirne des Dichters; mit Freudenscenen, die nie wirklich werden, am allerwenigsten da, wo man sie gewöhnlich sucht. Sie malen nur die kurzen Wonnestunden des häuslichen Lebens, lügen Reize hinzu, die nicht sind, und schweigen von Leiden, Plagen, Schwächen, die nie ausbleiben. Sie begeistern für eine sinnliche Welt, die nicht ist, und machen unbrauchbar für die, welche ist. Sie wecken den Trieb, dem die weisere Natur eine spätere Zeit zum Erwachen bestimmt hat, vor der Zeit, da der Geist noch nicht stark genug ist, ihn zu lenken. Sie bringen ein Feuer in die Adern, das sehr oft nur mit Aufopferung der Gesundheit, Tugend und Religion gedämpfet — nein, nicht gedämpfet, nur noch mehr angeflammt wird, und nicht auslischt, bis alle Lebenskraft verzehrt ist. Sie bringen das jüngere Alter um seine schönsten Zierden, Unschuld, Lenksamkeit, Hochachtung gegen das höhere Alter, und setzen an ihre Stelle: wilde Lust, wilden Trotz, und wilde Verachtung alles dessen, was Ordnung heißt.

Das Lesen kann besonders Mädchen gefährlich werden, daß sie besser in ein Musäum als in eine Haushaltung taugen. Was würde aus der Welt werden, wenn das Bürgersweib lieber einen Musenalmanach als die Spindel, das Modenjournal statt dem Kochlöffel in die Hand nähme, und einen gelehrten Aufsatz machte, wo sie ihr Kind waschen und kämmen sollte? Sollte sich noch die Eitelkeit, ein belesen, philosophisch Frauenzimmer zu heißen, zu der Eitelkeit und Idololatrie der Schönheit gesellen: so würde das Geschlecht, das mit Einem Feinde genug zu thun hätte, von zweien noch schrecklicher tyrannisirt werden.

Noch sind es dreierlei Gattungen von Schriften, die vorzüglich das unbewährte Alter nicht ertragen kann. Das Lesen solcher Schriften, deren Verdienst darin besteht, daß sie durch Witzeleien die ewigen Gründe der Religion verdächtig, und sogar die Untersuchung derselben überflüssig zu machen suchen, ist für die meisten

zu verführend, als daß es nicht unter schwachen Brüdern, deren Zahl die größte ist, große Niederlagen religiöser und tugendhafter Gesinnungen anrichten sollte. Das Lesen der Zeitschriften (wenn nicht die sorgsamste Auswahl getroffen wird) erfüllt den Kopf mit den jedesmal kursirenden, unbestimmten, vieldeutigen, ungeprüften Gemeinsprüchen, als z. B. von Toleranz, Proselytenmacherei, nimmt gegen unbekannte Personen ein, schwächt das Gefühl der Achtung für die Ehre des Menschen, raubt die Zeit zum Lesen guter Schriften, macht untüchtig zu aller Selbstkenntniß, und wirft den Ungebesserten außer sich hinaus, und in das allgemeine Verbesserungswerk der Welt hinein. — Das Lesen wetterleuchtender Schriften, in denen große Finsternisse von seltnen Wahrheitsblitzern unterbrochen werden, kann dem Verstande eine schiefe Richtung geben, daß er nimmer in die rechte Lage zurückkommt, und nur in Finsternissen Licht suchet, und am Ende auch findet, d. i. Finsterniß für Licht hält.

Das unermüdete, und unter keiner Aufsicht stehende Lesen, besonders gelehrter Anzeigen, Rezensionen, allgemeiner Bibliotheken, setzt den selbstliebigen Lesern gern den Wahn in den Kopf, daß sie Polyhistors wären. Und dieser Wahn kann sie an Erkenntniß ihres sittlichen Verderbens, und an Verbesserung desselben so gut hindern, als irgend eine grobe Leidenschaft: „Ob man sich von seinen fünf Jochsen, oder von seiner Polyhistorei am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerlei zu seyn, und nicht zweierlei.“ Endlich verfallen die Fürsten der Lesewelt gar leicht in den Traum, als wenn Gott außer den Wörtern der Menschensprache, und den Lettern, die die Menschenhände aneinander reihen, keine andere Wege hätte, die Köpfe und Herzen der Menschen zu bilden: welches Zeitvorurtheil allein mehr Gutes hindert, als vielleicht das Lesen stiften kann.

Da nun die Lektüre Wahrheit und Irrthum verbreiten, eine Schule des Guten und des Bösen werden,

den, das Wohl und Weh des Menschen fördern kann; da die Lektüre selbst, als ein Gebrauch des Auges und der Aufmerksamkeit, wie jeder andere Sinnengebrauch, sittlich gut und böse seyn kann; da die Absicht, die Wahl, die Weise, die Anwendung die bedeutendsten Unterschiede zwischen Lektüre und Lektüre machen: so ist es unwidersprechlich, daß ohne Selbstverläugnung, d. h. ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, und ohne Aufsicht edler, weiser Männer, die die Auswahl der Bücher bestimmen, und den jungen Leser leiten, die Lektüre ein Gift für die Gesundheit des Leibes und des Geistes werden kann.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Verhältniß der Gelehrsamkeit zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Es giebt, nach Pascal's feiner Bemerkung, zweierlei Klassen von Menschen, die von dem Werthe der Wissenschaft gering urtheilen, einige, weil sie sie nicht kennen, andere, weil sie wirklich den Kelch des menschlichen Wissens bis auf die Hefe geleeret haben. Jene brüsten sich mit der Unwissenheit, die ihnen angeboren ist; diese erobern, nach durchlaufenem Lande des menschlichen Wissens, die Unwissenheit des Weisen. Wenn jene gering von den Wissenschaften denken und reden, so mag es bloß eine geheime Apologie ihrer Selbstliebe auf ihre Unwissenheit seyn. Wenn aber diese, nach vollendetem Kursus der Gelehrsamkeit, von ihrem Werthe mäßig urtheilen, so sollten wir Uebrige uns daran ein Exempel nehmen, und unsern „Rausch der Bewunderung" sich an fremder Nüchternheit abkühlen lassen. — Weil aber dieß mehr zu wünschen, als zu hoffen ist, besonders, wenn die Gelehrten auch aus Fleisch und Blut bestehen sollten, wie die Ungelehrten: so ist es eines Versuches werth, ob durch unparteiische Darstellung der Sache nicht etwas Nüchternheit im Urtheilen über den Werth der Gelehrsamkeit zu erzielen sey.

Es ist unwidersprochen, daß der Umfang menschlicher Kenntnisse, die durch angestrengtern Fleiß erworben werden, die nicht unmittelbar zur Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse gehören, und die mehr gewissen Klassen von Menschen, als dem Menschen eigen sind, das sey, was man unter Gelehrsamkeit versteht. Es ist auch so viel als unwidersprochen, daß alle Gelehrsamkeit nur in sofern einen Werth habe, als sie ein Mittel zu edlern Zwecken ist, d. h. auf die Spur der Wahrheit führet, die Gesinnungen der Menschen veredelt, wahres Wohlseyn fördert u. s. w. Sie ist nur als Gerüst zum Tempelbau der menschlichen Glückseligkeit schätzbar.

Es kann wenigstens mit Vernunft nicht widersprochen werden, daß die Gelehrsamkeit desto größern Werth habe, je solider und umfassender die Erkenntniß, je anwendbarer der Inhalt zur Beglückung der Menschen, je präziser die Vorstellung, je deutlicher die Darstellung, und je genauer die Vorzüge der Erkenntniß mit dem Adel des Gemüthes, mit Wahrheits- und Menschenliebe, Bescheidenheit und Großmuth verknüpft sind. Denn je mehr jene Vorzüge der Erkenntniß mit dem Adel des Gemüthes vereint sind, desto tüchtiger ist der Gelehrte, den Zweck aller Gelehrsamkeit zu erreichen, das Gut- und Wohlseyn, eignes und fremdes, zu fördern. Und gerade diese Tüchtigkeit bestimmt den ganzen Werth der Gelehrsamkeit.

Es geht mir mit dem Ideal eines wahren Gelehrten, wie dem Philosophen mit dem Ideal der Tugend: Wenn ich ihn gesehen hätte, wollte ich ihn malen. Indeß schwebt mir dieß Bild würdiger als jedes andere vor, das ich nicht durchstreichen darf, weil es mir scheint, daß es von der Wahrheit gezeichnet sey. Ich denke mir nämlich einen Mann, der nur Wahrheit zu finden, oder zu verbreiten sucht; der bei irgend einer Wahrheit nicht zu fragen vergißt: was nützest du? der mit jedem Fortschritte des Erkennens sein eigen Herz edler, besser zu machen strebt; der aus keiner Wahrheit mehr

oder weniger macht, als ſie zu bedeuten hat; der ohne Stolz und ohne Neid redlich mittheilet, was er hat, und auch bei Andern auf Beſſerung des ganzen Menſchen, auf wahres Wohl der menſchlichen Natur dringet; der der Erkenntniß des Nothwendigen und des Nützlichern durchaus den Vorzug giebt; der in Werthſchätzung des menſchlichen Wiſſens nie einſeitig zu Werke geht, ſondern Körper und Geiſt, Verſtand und Willen, Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit zuſammenfaßt; einen Mann, der die Reinigung des Herzens als ein weſentliches Vorbereitungsmittel zur wahren Gelehrſamkeit anſieht, aus dem Grunde, weil man ein reines Herz haben muß, um einen hellen Kopf tragen zu können; und der nicht bloß das Reich der Vernunft predigt, das im Wiſſen, in hellen Begriffen beſtehen ſollte, ſondern auch zugleich, und als Hauptſache, das Reich der Vernunft verkündet, das in Beherrſchung der Sinnlichkeit beſteht, und zwar mehr mit Beiſpiel als Wort verkündet; der nie vergißt, daß das menſchliche Wiſſen mit Trug und Wahn verwebt iſt; daß man den Schein ſo leicht mit der Sache verwechſeln kann; daß es in der gelehrten Welt unzählige Blendideen, Irrlichter giebt; daß es in der literäriſchen Welt allerlei Erſcheinungen des Luxus, der Mode, der Tyrannei giebt, wie in der politiſchen, die den Laut der Wahrheit unhörbar machen; daß dem Menſchen ſein Eigenſinn, ſein Stolz, und alle die hunderttauſend Angelegenheiten ſeines Herzens, das Finden der naheliegenden Wahrheit ſo ſchwer machen; daß es praktiſche Irrthümer giebt, die von einem verderbten Willen aufſteigen, und auf weiteres Verderben des Willens mächtigen Einfluß haben; und der alſo das Bedürfniß lebhaft fühlt, die Weisheit in der Urquelle aufzuſuchen, und von dieſem Bedürfniſſe gedrungen, ſie in der Urquelle wirklich ſuchet, und wirklich findet, und von der gefundenen Weisheit geleitet — der Urquelle an Geſinnung und Heiterkeit, an Reinheit des Willens und Feſtigkeit des Friedens immer näher kommt. Dieſer Mann iſt mir ein wahrer Gelehrter, und ſolche Gelehrte kann es gewiß nie zu viel geben; ſolche können

Talente und Anläſſe, die Ehre ſucht: ſo iſt der Werth ſeiner Handlung durch die Abſicht ſchon befleckt; und wenn er ſich auch nur der Selbſtgefälligkeit überläßt, ohne fremde Ehre zu ſuchen, ſo belohnt er ſich ſchon ſelbſt, und ſetzt ſich der Gefahr aus, größere Thorheiten zu begehen, und würde in jedem Auge, das dieſer Selbſtgefälligkeit Zeuge ſeyn konnte, als Thor, und der Ehre unwürdig erſcheinen; weßwegen er denn auch dieſe Selbſtgefälligkeit ſorgfältig verbirgt, und dadurch gegen ſich ſelbſt ein Zeugniß ablegt.

Dieß ſind die zwei Seiten der Ehre, dieß iſt ihr Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen. Denken wir uns nun einen Menſchen, der ſich aus dieſen Betrachtungen eine Norm ſeines Verhaltens, und ſich nach dieſer Norm gebildet hätte: ſo erhalten wir dieß Ideal:

„Die Ehre iſt nicht in meiner Gewalt, wohl aber das Vermögen, mich der Ehre würdig zu machen: ich will mich alſo nicht ſonderlich um die Ehre bekümmern, aber darnach will ich ſtreben, der Ehre würdig zu ſeyn.

Nichts macht mich der Ehre würdiger, als Kälte gegen die Meinung der Menſchen, vereint mit Wärme, recht- und wohlzuthun: ich will alſo lernen, gut und kalt ſeyn, der Ehre werth, und gegen Ehre kalt.

Die Urtheile der Menſchen ſind ſo veränderlich und einander widerſprechend, daß weder ihr Lob noch ihr Tadel entſcheidet: ich will alſo nicht ruhen, bis mein Inneres ſo geordnet iſt, daß wenigſtens alle edle, neidloſe Menſchen, wenn ſie mich in der wahren Geſtalt erblickten, ſich nicht erwehren könnten, mich hochzuſchätzen.

Weil einerſeits das Gefühl für Ehre mich von manchen Ausſchweifungen zurückhalten kann, andrerſeits aber die Ehre an ſich mich nicht beſſer macht, als ich bin: ſo will ich 1) alle jene Gleichgültigkeit gegen Menſchenehre, die mich kühn zum Unrecht macht, verabſcheuen; will aber 2) doch auch lernen, damit zufrieden ſeyn, daß ich mir und meinem Gott bekannt bin.

Die Ruhe meines Gewiſſens und meines Herzens kann doch nicht vollkommen werden, ganz ruhig kann ich nicht werden, ſo lange ich nicht von allen, auch von den geheimſten Flecken des Ehrgeizes rein bin: ich will alſo mich ſcharf bewachen, daß mich keine, auch noch ſo leiſe Bewegung des Ehrgeizes überraſche; ich will mich ſtrenge bekämpfen, damit mich keine Bewegung des Ehrgeizes beſiege, und will in jener Selbſtbewachung und dieſer Bekämpfung nicht müde werden, bis ich den Störer aller Ruhe, den Feind aller Freundſchaft, den Abführer von der Urquelle alles Guten — den Ehrgeiz vollkommen beſiegt habe."

Wer möchte nicht dieſer Edle ſeyn, der ausrufen könnte: ich habe überwunden! Ein ſolcher Menſch müßte rein-gut ſeyn, den Frieden in ſich haben, und der Segen der Menſchen ſeyn.

* * *

Hieher gehörend und äußerſt merkwürdig ſind die Belehrungen des Chriſtenthums.

„Gott iſt allein gut: ihm gebührt die Ehre.

Gott widerſteht den Hochmüthigen.

Wer ſich ſelbſt erhöht, wird erniedriget.

Da Er in Gottes-Geſtalt war, erniedrigte Er ſich, und erſchien in Knechtes-Geſtalt. Darum erhöhte Ihn Gott auch über Alles.

Lernet von mir, demüthig von ganzem Herzen ſeyn.

Was haſt du denn, das du nicht empfangen: und wenn du's empfangen, was rühmſt du dich doch, als wenn du's nicht empfangen hätteſt?"

Die unlautere Begierde nach Ehre macht die Menſchen untauglich, die wahren Geſandten der Gottheit, die ihnen die wichtigſten Dinge zu verkünden haben, als ſolche anzuerkennen. „Wie könnet ihr glauben, da ihr Ehre von einander nehmet?" So ſprach der Größte aus allen Geſandten der Gottheit.

Die wüthende Begierde nach Ehre führet den Menschen zu dem Abgrund aller Irrthümer, zur Atheisterei, und von da aus zur unnatürlichen Unzucht. „Als sie Gott erkannten, gaben sie ihm die Ehre und den Dank nicht, der seiner Gottheit gebühret: sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unerleuchteter Sinn wurde immer finsterer. Sie wähnten sich weise, und wurden Narren, verfälschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Bildnisse vergänglicher Menschengestalten, sogar der Vögel, vierfüßiger Thiere und des Gewürmes (oder in das Götzenbild des Fatalismus, des blinden Zufalls u. s. f.). Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens zur viehischen Unreinigkeit, zur Schändung ihrer eignen Körper u. s. f." So schrieb vor mehr als anderthalb tausend Jahren ein offenbar großer Philosoph.

Es kommt einmal ein Tag, wo wir Alle in unsrer wahren Gestalt erscheinen werden, und alle unsre Gedanken und Werke offenbar werden: also weg mit der Larve!

Zwölftes Kapitel.

Vom Verhältniß der Lektüre zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Lektüre kann die Leere, die Lücken ausfüllen, die der gewöhnliche Kreis des menschlichen Lebens zurückläßt; kann vor Müßiggang und den Versuchungen zum Unrecht, die damit verknüpft sind, bewahren; kann eine Erholung von verdrießlichen, oder sehr anstrengenden Arbeiten seyn; kann die traurige Lage, in der wir uns befinden, in einige Entfernung von uns, und angenehme Gegenstände uns nahe bringen; kann uns mit Begebenheiten der Vorwelt und mit Begebenheiten der Mitwelt bekannt machen, und uns eine neue Art von Existenz verschaffen, indem sie uns ein Mittel wird, mit den bessern Menschen aus allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsstrichen in eine Gesellschaft zu treten, und in diese edle Geisterharmonie einzutönen; kann Selbst-, Menschen-, Natur- und Gotteskennt-

niß befördern helfen, Anleitung, Stoff, Anlaß zum hellern Denken, und zur Berichtigung unserer Urtheile verschaffen; kann das Licht nach und nach in Häuser, Hütten, Winkel, andere Länder bringen helfen; kann Wohlwollen, Zutrauen unter Menschen und Menschen immer mehr befestigen; kann den bessern Religionsbegriffen schnellern Umlauf verschaffen; kann endlich die zerstreuten Kräfte zum Recht- und Wohlthun in mehrern Menschen sammeln, und dadurch das menschliche Elend mindern.

Den Einfluß, den das Lesen auf unser Gut- und Wohlseyn haben kann, hat es wirklich unter diesen Bedingnissen: wenn 1) der Leser die Absicht hat, durch Lektüre weiser und besser zu werden; wenn 2) das Buch Wahrheiten vorträgt, die ihn weiser und besser machen können; wenn 3) das Buch die Wahrheiten so vorträgt, daß sie Eindruck auf ihn machen können; wenn 4) das Lesen zu den wichtigern Beschäftigungen nicht Zeit und Lust raubt; wenn 5) der Leser sich auch Mühe giebt, all das, was er Gutes gelesen, an seinem Verstande und Herzen sogleich in die Probe zu nehmen, und sein Leben darnach einzurichten.

Aber diese Bedingnisse sind in der Ideenwelt so leicht zu nennen, und in der wirklichen so schwer zu erfüllen, und eben deßwegen ist zwischen dem, was das Lesen wirket, und zwischen dem, was es wirken kann, ein so großer Abstand. Schon die Lesesucht ist als Seuche so schädlich als irgend eine; schädlich der Gesundheit, trocknet die Säfte auf, und spannet die Nerven ab; schädlich dem Verstande, füllet ihn mit unbestimmten, aus der Luft gegriffenen, zerrüttenden Vorstellungen, macht wichtige Wahrheiten verdächtig, und Mährchen, Gespenster glaubwürdig; schädlich dem Herzen, macht ihm die Berufsarbeiten und die Religionsübungen immer ekelhafter, und das gelehrte Nichtsthun immer nothdürftiger; schädlich der frohen Laune, erzeuget Mißmuthigkeit, und bildet unausstehliche terenzische Heautontimorumenos, wie denn die Physiognomieen der Büchermotten recht kräftig gegen das wüthende Lesen zeugen;

schädlich dem Wohlstande der Familien, führt einen literärischen Luxus ein, und verbannet den Geist des Ernstes, des Fleißes aus den Arbeitsstuben. Wenn die Menschen zu früh das Lesefieber bekommen, ehe ihre Gesundheit, Denkart, Charakter einige Festigkeit erhalten: so ist es doppelt schädlich. Es entmannt den Jüngling an Leib und Seele, ehe er Mann ist, wie aller Luxus.

Wenn wir die Alltagsgeschichte fragen, so sagt sie uns 1) daß Viele lesen, nur um ihre Neugierde zu befriedigen; 2) daß Viele lesen, um in Gesellschaften mit dem Gelesenen zu glänzen; 3) daß Viele lesen, nur um dem Kitzel der Schriftstellerei Nahrung zu schaffen; 4) daß Viele lesen, um an witzigen Beschimpfungen, die irgend ein bekannter Mann erfahren, Schadenfreude zu haben; 5) daß Viele lesen, um an den Bildern der Wollust Weide ihrer Leidenschaften zu finden. Von den Letztern ein besonder Wort:

Das allervergiftendste Lesen, besonders für die Jugend, ist das Lesen solcher Schriften, worin von Wollust und Liebe anstößige Gemälde vorkommen. Es wird dadurch die Einbildungskraft erhitzt, und mit Bildern angefüllet, die zuerst die Sünde errathen lehren, hernach dazu reizen, und endlich das Vergnügen derselben je länger je unentbehrlicher machen.

Das Lesen der Romane (nur die allerwenigsten ausgenommen) *) richtet besonders unter jungen Lesern einen Gräuel der Verwüstung an. Sie verbreiten die Seuche der Empfindelei, und überspannen die Gefühle. Sie täuschen mit Idealen übermenschlich guter Personen, die du unter dem Monde nicht findest;

*) Als besonders rühmliche Ausnahme verdient hier genannt zu werden das treffliche Buch von Manzoni „Die Verlobten," ein Roman, der beweist, daß diese Gattung von Dichtungen der höchsten sittlichen und religiösen Weihe empfänglich ist, ohne irgend an Interesse zu verlieren, ja, daß das höchste Interesse nur durch jene Weihe zu erreichen steht. Eine so einfache, und doch so sehr verkannte oder unbeachtete Wahrheit!

mit Traumbildern von Schönheiten, die nicht existiren, als im Gehirne des Dichters; mit Freudenscenen, die nie wirklich werden, am allerwenigsten da, wo man sie gewöhnlich sucht. Sie malen nur die kurzen Wonnestunden des häuslichen Lebens, lügen Reize hinzu, die nicht sind, und schweigen von Leiden, Plagen, Schwächen, die nie ausbleiben. Sie begeistern für eine sinnliche Welt, die nicht ist, und machen unbrauchbar für die, welche ist. Sie wecken den Trieb, dem die weisere Natur eine spätere Zeit zum Erwachen bestimmt hat, vor der Zeit, da der Geist noch nicht stark genug ist, ihn zu lenken. Sie bringen ein Feuer in die Adern, das sehr oft nur mit Aufopferung der Gesundheit, Tugend und Religion gedämpfet — nein, nicht gedämpfet, nur noch mehr angeflammt wird, und nicht auslischt, bis alle Lebenskraft verzehrt ist. Sie bringen das jüngere Alter um seine schönsten Zierden, Unschuld, Lenksamkeit, Hochachtung gegen das höhere Alter, und setzen an ihre Stelle: wilde Lust, wilden Trotz, und wilde Verachtung alles dessen, was Ordnung heißt.

Das Lesen kann besonders Mädchen gefährlich werden, daß sie besser in ein Musäum als in eine Haushaltung taugen. Was würde aus der Welt werden, wenn das Bürgersweib lieber einen Musenalmanach als die Spindel, das Modenjournal statt dem Kochlöffel in die Hand nähme, und einen gelehrten Aufsatz machte, wo sie ihr Kind waschen und kämmen sollte? Sollte sich noch die Eitelkeit, ein belesen, philosophisch Frauenzimmer zu heißen, zu der Eitelkeit und Idololatrie der Schönheit gesellen: so würde das Geschlecht, das mit Einem Feinde genug zu thun hätte, von zweien noch schrecklicher tyrannisirt werden.

Noch sind es dreierlei Gattungen von Schriften, die vorzüglich das unbewährte Alter nicht ertragen kann. Das Lesen solcher Schriften, deren Verdienst darin besteht, daß sie durch Witzeleien die ewigen Gründe der Religion verdächtig, und sogar die Untersuchung derselben überflüssig zu machen suchen, ist für die meisten

zu verführend, als daß es nicht unter schwachen Brüdern, deren Zahl die größte ist, große Niederlagen religiöser und tugendhafter Gesinnungen anrichten sollte. Das Lesen der Zeitschriften (wenn nicht die sorgsamste Auswahl getroffen wird) erfüllt den Kopf mit den jedesmal kursirenden, unbestimmten, vieldeutigen, ungeprüften Gemeinsprüchen, als z. B. von Toleranz, Proselytenmacherei, nimmt gegen unbekannte Personen ein, schwächt das Gefühl der Achtung für die Ehre des Menschen, raubt die Zeit zum Lesen guter Schriften, macht untüchtig zu aller Selbstkenntniß, und wirft den Ungebesserten außer sich hinaus, und in das allgemeine Verbesserungswerk der Welt hinein. — Das Lesen wetterleuchtender Schriften, in denen große Finsternisse von seltnen Wahrheitsblitzern unterbrochen werden, kann dem Verstande eine schiefe Richtung geben, daß er nimmer in die rechte Lage zurückkommt, und nur in Finsternissen Licht suchet, und am Ende auch findet, d. i. Finsterniß für Licht hält.

Das unermüdete, und unter keiner Aufsicht stehende Lesen, besonders gelehrter Anzeigen, Rezensionen, allgemeiner Bibliotheken, setzt den selbstliebigen Lesern gern den Wahn in den Kopf, daß sie Polyhistors wären. Und dieser Wahn kann sie an Erkenntniß ihres sittlichen Verderbens, und an Verbesserung desselben so gut hindern, als irgend eine grobe Leidenschaft: „Ob man sich von seinen fünf Jochhochsen, oder von seiner Polyhistorei am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerlei zu seyn, und nicht zweierlei.“ Endlich verfallen die Fürsten der Lesewelt gar leicht in den Traum, als wenn Gott außer den Wörtern der Menschensprache, und den Lettern, die die Menschenhände aneinander reihen, keine andere Wege hätte, die Köpfe und Herzen der Menschen zu bilden: welches Zeitvorurtheil allein mehr Gutes hindert, als vielleicht das Lesen stiften kann.

Da nun die Lektüre Wahrheit und Irrthum verbreiten, eine Schule des Guten und des Bösen werden,

den, das Wohl und Weh des Menschen fördern kann; da die Lektüre selbst, als ein Gebrauch des Auges und der Aufmerksamkeit, wie jeder andere Sinnengebrauch, sittlich gut und böse seyn kann; da die Absicht, die Wahl, die Weise, die Anwendung die bedeutendsten Unterschiede zwischen Lektüre und Lektüre machen: so ist es unwidersprechlich, daß ohne Selbstverläugnung, d. h. ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, und ohne Aufsicht edler, weiser Männer, die die Auswahl der Bücher bestimmen, und den jungen Leser leiten, die Lektüre ein Gift für die Gesundheit des Leibes und des Geistes werden kann.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Verhältniß der Gelehrsamkeit zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Es giebt, nach Pascal's feiner Bemerkung, zweierlei Klassen von Menschen, die von dem Werthe der Wissenschaft gering urtheilen, einige, weil sie sie nicht kennen, andere, weil sie wirklich den Kelch des menschlichen Wissens bis auf die Hefe geleeret haben. Jene brüsten sich mit der Unwissenheit, die ihnen angeboren ist; diese erobern, nach durchlaufenem Lande des menschlichen Wissens, die Unwissenheit des Weisen. Wenn jene gering von den Wissenschaften denken und reden, so mag es bloß eine geheime Apologie ihrer Selbstliebe auf ihre Unwissenheit seyn. Wenn aber diese, nach vollendetem Kursus der Gelehrsamkeit, von ihrem Werthe mäßig urtheilen, so sollten wir Uebrige uns daran ein Exempel nehmen, und unsern „Rausch der Bewunderung" sich an fremder Nüchternheit abkühlen lassen. — Weil aber dieß mehr zu wünschen, als zu hoffen ist, besonders, wenn die Gelehrten auch aus Fleisch und Blut bestehen sollten, wie die Ungelehrten: so ist es eines Versuches werth, ob durch unparteiische Darstellung der Sache nicht etwas Nüchternheit im Urtheilen über den Werth der Gelehrsamkeit zu erzielen sey.

Es ist unwidersprochen, daß der Umfang menschlicher Kenntnisse, die durch angestrengtern Fleiß erworben werden, die nicht unmittelbar zur Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse gehören, und die mehr gewissen Klassen von Menschen, als dem Menschen eigen sind, das sey, was man unter Gelehrsamkeit versteht. Es ist auch so viel als unwidersprochen, daß alle Gelehrsamkeit nur in sofern einen Werth habe, als sie ein Mittel zu edlern Zwecken ist, d. h. auf die Spur der Wahrheit führet, die Gesinnungen der Menschen veredelt, wahres Wohlseyn fördert u. s. w. Sie ist nur als Gerüst zum Tempelbau der menschlichen Glückseligkeit schätzbar.

Es kann wenigstens mit Vernunft nicht widersprochen werden, daß die Gelehrsamkeit desto größern Werth habe, je solider und umfassender die Erkenntniß, je anwendbarer der Inhalt zur Beglückung der Menschen, je präziser die Vorstellung, je deutlicher die Darstellung, und je genauer die Vorzüge der Erkenntniß mit dem Adel des Gemüthes, mit Wahrheits- und Menschenliebe, Bescheidenheit und Großmuth verknüpft sind. Denn je mehr jene Vorzüge der Erkenntniß mit dem Adel des Gemüthes vereint sind, desto tüchtiger ist der Gelehrte, den Zweck aller Gelehrsamkeit zu erreichen, das Gut- und Wohlseyn, eignes und fremdes, zu fördern. Und gerade diese Tüchtigkeit bestimmt den ganzen Werth der Gelehrsamkeit.

Es geht mir mit dem Ideal eines wahren Gelehrten, wie dem Philosophen mit dem Ideal der Tugend: Wenn ich ihn gesehen hätte, wollte ich ihn malen. Indeß schwebt mir dieß Bild würdiger als jedes andere vor, das ich nicht durchstreichen darf, weil es mir scheint, daß es von der Wahrheit gezeichnet sey. Ich denke mir nämlich einen Mann, der nur Wahrheit zu finden, oder zu verbreiten sucht; der bei irgend einer Wahrheit nicht zu fragen vergißt: was nützest du? der mit jedem Fortschritte des Erkennens sein eigen Herz edler, besser zu machen strebt; der aus keiner Wahrheit mehr

oder weniger macht, als ſie zu bedeuten hat; der ohne Stolz und ohne Neid redlich mittheilet, was er hat, und auch bei Andern auf Beſſerung des ganzen Menſchen, auf wahres Wohl der menſchlichen Natur dringet; der der Erkenntniß des Nothwendigen und des Nützlichern durchaus den Vorzug giebt; der in Werthſchätzung des menſchlichen Wiſſens nie einſeitig zu Werke geht, ſondern Körper und Geiſt, Verſtand und Willen, Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit zuſammenfaßt; einen Mann, der die Reinigung des Herzens als ein weſentliches Vorbereitungsmittel zur wahren Gelehrſamkeit anſieht, aus dem Grunde, weil man ein reines Herz haben muß, um einen hellen Kopf tragen zu können; und der nicht bloß das Reich der Vernunft prediget, das im Wiſſen, in hellen Begriffen beſtehen ſollte, ſondern auch zugleich, und als Hauptſache, das Reich der Vernunft verkündet, das in Beherrſchung der Sinnlichkeit beſteht, und zwar mehr mit Beiſpiel als Wort verkündet; der nie vergißt, daß das menſchliche Wiſſen mit Trug und Wahn verwebt iſt; daß man den Schein ſo leicht mit der Sache verwechſeln kann; daß es in der gelehrten Welt unzählige Blendideen, Irrlichter giebt; daß es in der literäriſchen Welt allerlei Erſcheinungen des Luxus, der Mode, der Tyrannei giebt, wie in der politiſchen, die den Laut der Wahrheit unhörbar machen; daß dem Menſchen ſein Eigenſinn, ſein Stolz, und alle die hunderttauſend Angelegenheiten ſeines Herzens, das Finden der naheliegenden Wahrheit ſo ſchwer machen; daß es praktiſche Irrthümer giebt, die von einem verderbten Willen aufſteigen, und auf weiteres Verderben des Willens mächtigen Einfluß haben; und der alſo das Bedürfniß lebhaft fühlt, die Weisheit in der Urquelle aufzuſuchen, und von dieſem Bedürfniſſe gedrungen, ſie in der Urquelle wirklich ſuchet, und wirklich findet, und von der gefundenen Weisheit geleitet — der Urquelle an Geſinnung und Heiterkeit, an Reinheit des Willens und Feſtigkeit des Friedens immer näher kommt. Dieſer Mann iſt mir ein wahrer Gelehrter, und ſolche Gelehrte kann es gewiß nie zu viel geben; ſolche können

nie zu freigebig geprieſen werden. Indeß, bis ſolche gefunden werden, wollen wir mit denen vorlieb nehmen, die dieſem Ideale muthig nachſtreben.

Die wahre Gelehrſamkeit hat mancherlei Einflüſſe auf Menſchenwohl, in ſofern ſie 1) die Erkenntnißkraft des Menſchen entwickelt, daß er nicht nur die Wahrheiten, die auch dem gemeinen Blicke als ſolche einleuchten, im hellern Lichte erſehen, ſondern auch ihre Gründe, ihren Zuſammenhang mit andern Begriffen, und ihre Einflüſſe auf Empfindung und Handlungen der Menſchen betrachten kann; in ſofern ſie 2) uns zum Reſpekte für den Geiſt des Menſchen, und zu Ahnungen von ſeiner Würde verhülflich wird; in ſofern ſie 3) den Glauben an Gott, Freiheit und Unſterblichkeit des Menſchengeiſtes nicht ſelbſt erſchüttert, ſondern gegen die Angriffe der falſchen Gelehrſamkeit als Schutzwehr ſichert; in ſofern ſie 4) den Aberglauben und den Unglauben beſchränkt, dadurch, daß ſie hier der ungeübten Vernunft nachhilft, und dort die Flügel der üppigen beſchneidet; in ſofern ſie 5) die Urkunden der göttlichen Offenbarungen, und die Trümmer verſchiedener Völkergeſchichten aufbewahret; in ſofern ſie 6) den Staub und die Spinnweben, die theils die anmaßende, theils die ungebildete Vernunft, theils der ungeordnete Wille gewebet haben, von der Religion abwiſchet; in ſofern ſie 7) durch eine unparteiiſche Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens die Eitelkeit aller menſchlichen Bemühungen, die außer der Urquelle alles Guten und Wahren dauerhafte Freuden ſuchen, anſchaulich machet; in ſofern ſie 8) den allgemeinen zeitlichen Wohlſtand der Menſchen befördern, und dadurch den mit Nahrungsſorgen und andern Plagen gedrückten Geiſt aufrichten hilft; in ſofern ſie 9) dem Menſchen, der ſchon gut geworden iſt, ein Mittel wird, Andere durch Erfahrungsbegriffe und Darſtellung derſelben auf dem kürzeſten Wege zum Gutwerden anzuweiſen, und dem Verirrten die Zauberbinde zu löſen; in ſofern ſie 10) ſelbſt auch dem, dem die Urquelle alles Guten höhere Offenbarungen mittheilte, oder der auch nur an die Geſchichte dieſer Erkennt-

nisse glaubte, ein Mittel wird, den Inhalt derselben seinen Zeitgenossen mitzutheilen.

Diese Einflüsse der wahren Gelehrsamkeit auf das Wohl der Menschen werden auf mancherlei Weise beschränkt, theils durch die Grenzen und die Natur menschlicher Kenntnisse, theils durch ihre Verknüpfungen mit der scheinbaren oder falschen Gelehrsamkeit, theils durch ihre Vermischung mit dem Gange der menschlichen Leidenschaften.

Das menschliche Wissen in seiner wahren Gestalt, wie es ist.

Alles, auch das beste menschliche Wissen ist erstens nur Stückwerk. — Stückwerk sind unsere Erfahrungen, Stückwerk unsere Begriffe der Vernunft, Stückwerk unsere Belehrungen, woher wir sie immer erhalten, Stückwerk unsere Systeme, wir mögen sie über Nacht zusammenschlagen, oder zwanzig Jahre darüber brüten. Alle sogenannte Tota der menschlichen Wissenschaften sind Bruchstücke in Hinsicht auf das, was wir nicht erkennen.

Alles menschliche Wissen hienieden ist zweitens kein Schauen der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht, sondern nur ein Erkennen durch Gestalten der Dinge, die uns, wie in einem Spiegel, gegeben werden.

Alles, auch das beste menschliche Wissen ist drittens ein Interim der hiesigen Erziehungsanstalt, und theils ein Spielwerk der Kindheitsjahre unsers Geistes, theils ein nothwendiger Behelf in dieser Vorbereitungszeit, bis wir in einem andern Lande aus der Unmündigkeit des Geistes austreten, und zur Vollendung reifen.

Das menschliche Erkennen ist viertens äußerst vermischt mit Unwissenheit, Meinung, Wahn, Irrung, so, daß viele Köpfe, die diese Unreinheit unsers Erkennens wahrnahmen, auf den falschen Schluß wie mit Gewalt hingestoßen wurden, daß es gar kein wahres Erkennen gebe. Diese vierfache Unvollkommenheit des menschlichen Erkennens, die theils aus dem unerschöpflichen Inhalt des

Erkennens, theils aus der Erkenntnißart, theils aus der Bestimmung dieses Lebens, theils aus der unvermeidlichen Beimischung selbstgemachter Vorstellungen entsteht, und allen menschlichen Kenntnissen, auch den besten, anklebet, sollte allerdings die Anmaßungen der gelehrten Welt herunterstimmen. Noch mehr Stoff zur Demüthigung des gelehrten Stolzes bietet sich uns an, wenn wir die Gelehrsamkeit in concreto betrachten. Die Entdeckungen, die sich auf diesem Wege machen, und nicht läugnen lassen, sind niederschlagend genug: denn

Das menschliche Erkennen ist 1) gar viel Wort- und gar wenig Sacherkennen. So viele Bibliotheken, und so wenig Wahrheit; so wenig Kraftspeise, und so mancherlei Brühen. 2) Unter dem Erkennen, das den Titel, Gelehrsamkeit, führet, ist gar Vieles eitel Gedächtnißgelehrsamkeit, eitel Journalisten- und Katalogengelehrsamkeit, eitel Flitter-, Tändelei-, Schaugelehrsamkeit. 3) Bei dem menschlichen Wissen ist äußerst viel Charlatanerie, Windmacherei, Haschen nach Beifall, das durch und durch befleckt; und der Magister, der bei Claudius sagt: „Das Ding, daß n'Student kein Rhinozeros, sondern n'Student wäre, sey eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den Rücken nicht genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe; — und an dem Axioma vom zureichenden Grunde hängt alles in der Welt, und wenn einer's umstößt, so geht Alles drüber und drunter" ꝛc.; dieser Magister, der sich mit seinem Wissen so lächerlich breit macht, ist ein Sinnbild aller Charlatane, alter und neuer, sie mögen nun den zureichenden Grund, oder andere Formen des menschlichen Kopfes zu ihrem leidigen Windspiele machen. Charlatanerie ist eigentlich Pralerei von Macht und Kraft — vereint mit reeller Unbehülflichkeit und Ohnmacht. Wer an ihr kränkelt, kennt sich nicht, bis ihn menschliches Elend oder der Tod eines Geliebten seine Ohnmacht fühlen läßt. Aber wenn die Trübsal wie ein Strom hereinbricht, und alle Künste und Wissenschaften, und alle Gelehrte keine Aushülfe schaffen können: da

fallen die Schuppen vom Auge des Gelehrten, und er fühlt bei allem Reichthum an Worten und Ideen seine Armuth an Kraft und Leben. 4) Man darf es auch nicht verschweigen, wie sehr die gewöhnlichen Abstraktionen der gewöhnlichen Gelehrten die Kraft der Seele, von der wirklichen Natur gerührt zu werden, schwächen, oder vielmehr lähmen, ein Uebel, das krebsartiger ist, als mancher glaubt, der daran leidet. „Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur liegen sollen, und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahiren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nackten Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollten, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nur perspektivisch und dioptrisch in Aug und Herz" u. s. w. 5) Recht traurig bei allem menschlichen Erkennen ist dieses: daß bei allen den widersprechenden Meinungen der Gelehrten, doch jeder die seinige aus der Vernunft beweiset und herleitet, und jedem redlichen Zuschauer bei diesem Gewirre von Meinungen das Faß vor Augen schweben muß, daraus der Wirth alle Arten von Wein zapft, die gefordert werden. 6) Recht traurig ist's, daß das menschliche Erkennen gar oft weiter nichts, als der Sklave und Exekutor des letzten Willens der Leidenschaft ist. Sie, die Gelehrten, geißeln einander mit Skorpionen, und stoßen zugleich in die Trompete der Duldung. 7) Recht traurig bei allem menschlichen Erkennen ist dieses: daß man so oft, so oft das Bessere wissen kann, und das Schlimmere thut. Und doch nur das Thun des Bessern gegen den Reiz zum Schlechtern verdient die Bewunderung; nicht das Wissen des Bessern. 8) Recht traurig beim menschlichen Erkennen ist dieses: daß selbst das hellste, das aufgeklärteste Wissen durch sich allein den Streit zwischen Sinnlichkeit und Vernunft in uns nicht beilegen, den Frieden in unserm Innersten nicht gründen

kann. „So wenig man auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, Kurierreiten kann; so wenig man Myron's Kuh melken kann — und bis an Myron's Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist noch weit hin": so wenig kann auch das aufgeklärteste Wissen durch sich allein das Menschenherz in Ordnung bringen. 9) Das Allertraurigste aber bei allem menschlichen Erkennen ist dieses: daß uns die Gelehrsamkeit gerade da verläßt, wo der unrechte Ort ist, verlassen zu werden. „Sie (wenigstens die gewöhnliche Gelehrsamkeit) kann dem Menschen auf mancherlei Weise lieb und werth seyn, nachdem sie mehr oder weniger Stückwerk ist; aber sie kann ihm nicht genügen. Wie könnte sie das, da es die Natur selbst nicht kann, und da sie ihn auf dem halben Wege verläßt, und wenn er weggetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt, wie sein Globus und seine Elektrisirmaschine?"*)

Durch diese Betrachtungen gelangen wir nun leicht zu folgenden Resultaten:

I. Wahre Gelehrsamkeit hindert also wenigstens das Gutseyn nicht, und fördert offenbar das Wohlseyn; die falsche hindert jenes gewiß, und fördert dieses wenigstens nicht.

II. Auch wahre Gelehrsamkeit giebt ihrem Besitzer Stoff genug zur Nüchternheit, und diese Nüchternheit ist sogar ihr wesentlicher Charakter.

III. Ein Gelehrter ohne Selbstverläugnung, d. i. ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch Vernunft, kann eine fürchterliche Geißel des wahren Menschenwohls werden, besonders wenn Macht, Ansehen, Preßfreiheit, Verbindung mit Gleichgesinnten, gemißbrauchte Publizität, Energie des Styls — die Ausbrüche seiner zerrütteten Phantasie begünstigen.

---

*) Die hier eingeflochtenen Stellen sollen den Leser nur zum wiederholten Nachlesen im guten Wandsbecker-Boten reizen.

IV. Was von dem Werthe und Unwerthe der Gelehrsamkeit gesagt worden, das gilt ohne Einschränkung von den Schriftstellerarbeiten, die nichts anders sind, als Produkte der wahren oder angemaßten, der gründlichen oder seichten Gelehrsamkeit.

* * *

Noch tiefer gehen die Winke aus unsern heiligen Schriften:

„Wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist: wie groß muß wohl die Finsterniß seyn?

Ich danke dir, Vater, des Himmels und der Erde Herr! daß du dieß vor den Weisen und Klugen geheim gehalten, und den Kleinen offenbaret hast.

Ihr habt das Gebot Gottes durch eure Menschenlehren kraftlos gemacht!

O ihr blinden Führer, die ihr Mücken seiget, und Kameele verschlinget!

Was sie nicht verstehen, das lästern sie, und wovon sie einen natürlichen Begriff haben, darin verderben sie sich.

Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! ihr verschließet das Himmelreich vor den Menschen, gehet selbst nicht hinein, und lasset auch Andere nicht hinein.

Das Wissen blähet auf: die Liebe aber bauet auf.

Wenn das Vollkommene kommt, dann wird das Stückwerk abgethan. Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge. Seitdem ich aber ein Mann bin, habe ich alle kindische Angelegenheiten fahren lassen. Noch sehen wir wie durch geschliffene Gläser und müssen's halb errathen: darnach aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist unser Wissen nur Stückwerk; dann werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

Hat Jemand unter euch Mangel an Weisheit, der begehre sie von Gott, der Jedermann reichlich mittheilet,

und seine Gabe keinem aufrückt; und es wird ihm gegeben werden.

Wer diese meine Reden hört, und darnach thut, den werde ich mit einem weisen Manne vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen baut. Es fiel ein Platzregen, das Gewässer schwoll an, die Winde stürmten, und stießen an das Haus, und das Haus fiel nicht, denn es hatte Felsen-Fundament."

Vierzehntes Kapitel.

Vom Verhältniß der Empfindsamkeit zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Fähigkeit des Menschen, das, was recht oder unrecht, gut oder böse, edel oder unedel, schicklich oder unschicklich, schön oder häßlich, fein oder roh, anziehend oder zurückstoßend, an Dingen, Personen, Thaten, Ereignissen ist, schnell und leicht zu bemerken, und zu Empfindungen der Freude, der Traurigkeit, der Liebe, des Hasses ꝛc. schnell und leicht gestimmt zu werden — die Empfindsamkeit ist, wie alle Gaben der Natur, wenn sie unter der Aufsicht der Vernunft, unter der Herrschaft des guten Willens steht, ein wahres Gut des Menschen; wenn sie aber nicht unter der Aufsicht der Vernunft, und unter der Herrschaft des Willens steht, ein fürchterliches Uebel der Menschen. Sie bedarf vorzüglich der Aufsicht der Vernunft, und einer starken Beherrschung durch den guten Willen; denn je leichtbeweglicher das Nervensystem, je reizbarer der Menschengeist: desto schneller reißen ihn die Eindrücke mit sich fort, und wie ihn das Gute schneller und leichter rührt, so auch das Böse; und dieses noch mehr als jenes, weil das Böse seiner Natur nach sinnlich-reizende Vergnügungen gewähren kann, und das sittliche Gute gerade da anfängt, wo den Reizen der Sinnlichkeit und der niedern Neigung aus Grundsätzen des guten Willens widerstanden wird.

Das untrügliche Kennzeichen, daß die Empfindsamkeit des Menschen wirklich unter der Aufsicht der Ver-

nunft, und unter der Herrschaft des guten Willens steht, ist dieses, daß sie erstens auf Wahrheit und Gutseyn, und auf das wahre Wohlseyn, das daraus entsteht, gerichtet ist, und zweitens sich nicht mit vorüberfliegenden Empfindungen begnüget, sondern zum Guten treibt. Auch diesen Baum kennt man aus den Früchten, und was in gerader Richtung zum Guten treibt, kann nicht anders als gut seyn.

Wenn die Empfindsamkeit unter der Aufsicht der Vernunft, und der Herrschaft des guten Willens steht: so kann sie die Sitten milder, den Ton sanfter, den Umgang menschlicher, das Elend durch bevorkommendes Mitleid erträglicher, und durch thätiges Mitleid minder machen; kann den Freund, den Nachbar, die Gesellschaft mit unschuldigen, ungeahneten Vergnügungen überraschen, ohne die Achtung für Wahrheit, Gutseyn zu schwächen.

Wenn sie aber nicht unter der Aufsicht der Vernunft, und der Herrschaft des guten Willens steht: so richtet sie all die Lust- und Trauerspiele an, die sie theils in ihrer Lächerlichkeit, theils in ihrer Erbärmlichkeit, theils auch in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellen. Lächerlich ist die Empfindsamkeit, wenn sie ihr Reich entweder in Kleinigkeiten suchet, z. B. bei einem zertretenen Wurm Jeremiaden anstimmt, oder Empfindungen vorgiebt, die sie gar nicht hat, oder nicht in dem Grade der Lebhaftigkeit hat, in dem sie sie äußert. Dieser Fehler ist dem jüngern Alter, und den Schriftstellern in ihrer ersten Epoche sehr natürlich. Sie freuen sich nicht, sondern sind entzückt; sie werden nicht gerührt, sondern schmelzen in Thränen; sie danken nicht, sondern sind ganz Dankgefühl; sie ziehen keine Folgerungen, sondern lauter wichtige Resultate. Kurz: dieß Alter, und dieß Geschlecht ist ein Superlativen-Alter und Geschlecht. Bemitleidenswerth ist die Empfindsamkeit, wenn sie uns eine Welt erträumen hilft, die nicht ist, überall Paradiese finden macht, wo nur Spitäler sind, und Geschöpfe bildet, die nicht für dieß Arbeitshaus, die

Erde, taugen, sondern die, nach dem Dichter, mit dem Scheitel die Sterne berühren; nirgend haften dann die unsichern Sohlen, und mit ihnen spielen Wolken und Winde. Verabscheuungswerth ist die Empfindsamkeit, wenn sie uns dem heftigen Ausdrucke jeder Lust oder Unlust hingiebt, so daß wir darüber die Besinnungskraft verlieren, oder wenn sie uns, wie immer, für unser wirkliches Tagewerk ganz untüchtig, und für den künftigen Beruf unbrauchbar macht, oder so tief in die sinnliche Region versenket, daß wir darüber den Aufblick zur übersinnlichen nicht nur verlieren, sondern auch an Andern lästern, und für Schwärmerei ausrufen, weil fremde Augen sehen, was die unsern jetzt nimmer sehen können, weil sie ehemals nicht sehen wollten.

Wenn wir nun diese Einflüsse der regellosen Empfindsamkeit auf Menschenwehe mit denen, die sich nur aus Erfahrung inne werden lassen, zusammensetzen: so wird die Summe ziemlich groß. Einige Wehen verdienen noch besonders angezeigt zu werden, weil sie, bei dem besten Willen, nicht so leicht können gehindert, abgethan, oder auch nur gemildert werden. Sie, die Empfindsamkeit, wirft uns in viele Freundschaften, Bekanntschaften hinein, deren wir ohne Schmerz, Schande und Schaden wohl nicht mehr los werden können; sie verführt uns zu Versprechen, die wir nicht halten können, und deren Nichthalten uns große Leiden zuzieht; sie giebt Leuten, die unsers Umgangs gar nicht würdig sind, Muth, sich an uns zu hängen, und uns mit Aufträgen zu beladen, deren Vollbringung uns sehr viele, oft peinliche Mühe macht; sie zertheilt unsre Kraft in tausend Aeste, daß sie nichts Großes wirken kann; sie nöthiget zu Verschwendungen; sie macht diejenigen, die ein Recht auf unsre Beihülfe haben, derselben verlustig: wir wollen Allen helfen, und helfen am Ende keinem; sie foltert endlich das Herz nicht selten auf eine eigne Weise. Die empfindsamen Menschen sind eben darum, weil sie empfindsamer sind, zur Furcht, Angst, Bangigkeit, Kummer, Schrecken ungleich reizbarer, leichtbeweglicher als Andere.

Da auf einer Seite die Empfindſamkeit, unter Aufſicht der Vernunft, und unter der Herrſchaft des guten Willens, eine Quelle wahrer Menſchenfreuden, und außer jener Leitung und dieſer Herrſchaft eine Quelle vieler Thorheiten, Fehltritte, Leiden werden kann; und auf der andern Seite wir uns das Nervenſyſtem nicht ſelbſt geflochten haben: ſo iſt uns Selbſtverläugnung, Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft nothwendig, theils um der Reizbarkeit zum Böſen, und der Allgewalt der Eindrücke zu widerſtehen, theils um den Grad der Empfindlichkeit, das Temperament, das uns gegeben iſt, wohl anzuwenden, und durch gebietende Achtung und Liebe gegen die Urquelle alles Guten zu verbeſſern. Ohne dieſe Selbſtverläugnung klagen wir unnütz über das, was uns gegeben iſt, oder bewahren und gebrauchen nicht, was uns gegeben iſt, oder verbeſſern wenigſtens nicht, was ſich verbeſſern ließe.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Wohlwollen im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Allem, was Menſch iſt, Gutes gönnen, wünſchen, mittheilen: gönnen, wenn er es hat, wünſchen, wenn er es nicht hat, mittheilen, wenn wir Kraft dazu haben, heißt mehr nach der Natur des kräftigen Wollens, als nach dem Laute des Wortes, Wohlwollen gegen Andere. Sollte dieſes Wohlwollen dem Geſetze von der Vollkommenheit des menſchlichen Willens entſprechen; ſollte es ferner auf das Wohlſeyn des Wohlwollenden ſowohl als Anderer all den möglich größten Einfluß haben, den es nach ſeiner Lage haben kann: ſo müßte es 1) von der herrſchenden lautern Liebe gegen Gott geboten und belebet; 2) von der Vernunft geleitet, und 3) mit ſteter Selbſtverläugnung und fortſchreitender Selbſtvervollkommnung verknüpft ſeyn. Würde das Wohlwollen nicht von der lautern Liebe gegen Gott geboten: ſo fehlte es dem Beweggrunde zum Wohlwollen, und alſo

auch dem Wohlwollen selbst, entweder an Reinheit, oder wenigstens an Kraft; es würde also das Wohlwollen entweder dem Wohlwollenden nicht die edelste Freude schaffen, wenn es nicht rein, oder zur Milderung des fremden Jammers nicht Opfer genug bringen, wenn es unkräftig wäre. Würde das Wohlwollen nicht von der gebietenden Liebe gegen Gott belebet: so könnte es bei den gewaltsam eindringenden Versuchungen zur Eitelkeit eine bloße Schau-Güte, und ein Haschen nach Menschenlob, bei den Reizungen des Eigennutzes, der sinnlichen Lust ꝛc. ein kraftloses Streben, ein lahmes Halbwollen werden. Würde das Wohlwollen nicht von der Vernunft geleitet: so könnte die reine Absicht, wohlzuthun, blind zu Werke gehen, und dem Unwürdigen vor dem Würdigen, dem Geizigen vor dem Dürftigen, dem scheinbaren Elend vor dem wahren zu Hülfe kommen. Wäre das Wohlwollen gegen Andere von Selbstverläugnung und steter Selbstvervollkommnung entblößt (was nie der Fall seyn kann, wo die gebietende Liebe gegen Gott vorhanden ist): so könnte theils das Wohlwollen selbst schwach und unrein, theils durch die Bestrebung, Andern wohlzuthun, das eigene Gutseyn des Wohlwollenden gehemmt und zerstört werden.

Wenn nun das Wohlwollen die Liebe gegen Gott zum gebietenden und belebenden Prinzip, die Vernunft zur Leiterin, und die Selbstverläugnung und Selbstvervollkommnung zu steten Gefährtinnen hat: so heißt es mit allem Recht vollkommenes Wohlwollen.

Vollkommenes Wohlwollen hat, als Gutseyn des Wohlwollenden, einen solchen innern Werth, daß es, in seiner Würde angeblickt, allen Geistern, die eines solchen Anblickes fähig wären, allgemeine Verehrung nicht entlocken, sondern gebieten würde.

Die ganze Achtungswürdigkeit dieses Wohlwollens besteht aber darin, daß dieses Wohlwollen 1) selbst Bild der höchsten Güte ist, und 2) den Menschen, durch Nachahmung der Menschenfreundlichkeit Gottes, immer dem Urbilde noch ähnlicher macht, und 3) ihr unter andern

Menſchen als einen Repräſentanten der göttlichen Milde hier in dieſer Provinz darſtellt.

Wahrhaftig, dieſes Wohlwollen iſt, als reingnter Wille, und als vollkräftiger Wille, die edelſte Thätigkeit des Menſchen; wahrhaftig, in dieſem Wohlwollen konzentrirt ſich die Vernunft als Leiterin, die Liebe Gottes als Prinzip, und alle übrigen Kräfte des Menſchen als Werkzeuge, dieſem heiligen Prinzip zu dienen.

Vollkommnes Wohlwollen iſt nicht nur für den Wohlwollenden eine nie verſiegende Quelle des edelſten Wohlſeyns, ſondern hat auch das größte, und von jedem endlichen Geiſte unberechenbare Verdienſt um das Wohl anderer Menſchen, weil es der ſtets rüſtige, unermüdliche Wille iſt, Licht, Rath, Warnung, Troſt, Decke, Nahrung und Hilfe aller Art den Dürftigen aller Art mitzutheilen; weil es als Liebe erfinderiſch im Wohlthun; als lautere Liebe uneigennützig im Wohlthun; als lebendige Liebe unermüdlich im Wohlthun; als religiöſe Liebe wohlthuend auf die würdigſte Weiſe, und als vernünftige Liebe wohlthuend nach den dringendern Bedürfniſſen und gegründeten Erwartungen der Elenden iſt.

Wenn das Wohlwollen auch nicht vollkommen iſt, ſo iſt es doch nach dem Grade der Achtung für das Sittengeſetz, der Reinheit in Abſichten und der Thätigkeit im Wohlthun, gut und tüchtig, auf das Wohlſeyn des Wohlwollenden und anderer Menſchen Einfluß zu haben.

Da das unvollkommene Wohlwollen nur in dem Maße vollkommen werden kann, in welchem es rein und thätig wird, und weder die Reinheit der Abſicht, noch die Thätigkeit des Willens ohne Selbſtverläugnung, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, gedacht werden kann; dieſe Selbſtverläugnung aber, als ein Widerſtand gegen die ſinnliche Natur, nicht anders als mühſam und unangenehm ſeyn kann: ſo liegt es wieder am Tage, was nie zu oft, nie zu freimüthig, und nie zu nachdruckſam kann geſagt werden: warum die

Menſchen ſo gern vollkommenes Wohlwollen predigen, und ſo ungern in Thaten lebendig darſtellen. Es iſt mit dem vollkommenen Wohlwollen, wie mit der künftigen Kornärnte auf einem Moosgrunde, der ſich in einen fruchtbaren Acker verwandeln ließe. Die ſchöne Aernte ſchläft jetzt noch im Reiche der Möglichkeit — und würde bald zum Vorſchein kommen, wenn das Moos ausgetrocknet, wenn die Erde zur Aufnahme der Saat bearbeitet, wenn ſie wirklich beſäet wäre. Aber das Austrocknen iſt mühſam, das Bearbeiten unangenehm, und vor dieſer Arbeit alle Ausſaat unnütz. Nun möchte ich aber nicht gern die Träume derer unterhalten, die die Aernte ſchon ſehen, wo noch Sumpf und Moraſt iſt, ſondern will geradezu Sumpf und Moraſt nennen, was Sumpf und Moraſt iſt, damit wir nicht etwa arm, und dabei ſtolz auf eingebildeten Reichthum bleiben, ſondern unſere Armuth fühlen, und nach Beſitz trachten. — Magis amica veritas.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Freundſchaft im Verhältniß zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Im gemeinen Leben nennt man Vieles Freundſchaft, das man im Herzen ſelbſt nicht dafür hält, Vieles Freundſchaft, das des ſchönen Namens nicht werth iſt. Der Name Freundſchaft wird oft der feinen Sitte, der Höflichkeit, dem Tauſchkrame gegenſeitiger Vortheile, den mancherlei Verbindungen zwiſchen Amts- und Handlungsgenoſſen ꝛc. beigelegt. Der Name, Freundſchaft, iſt gar oft der Deckmantel des künſtlichen Betruges. Noch öfter hält man eine verfliegende Neigung zu irgend einer Perſon, ein komplimentreiches Schreiben ſammt der Unterſchrift: „Ihr Freund N. N.", für Freundſchaft oder Freundſchaftsbezeugung.

Wahre, des Namens ganz werthe, Freundſchaft iſt nicht weniger und nicht mehr als vollkommene Harmonie der Herzen, und feſte Harmonie der Denk-

Denkarten zwiſchen zweien oder mehreren Perſonen in den wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen. Wahre Freundſchaft iſt Harmonie, weil ohne Einigung zwiſchen zweien Menſchen zwei immer zwei, d. i. getrennt bleiben. Wenn die Denkarten in zweien Menſchen auseinander laufen, und in allem, was dem Menſchen wichtig ſeyn kann, divergiren: dann werden die Herzen nie ſo konvergiren, nie einander ſo nahe kommen, nie ſo feſt aneinander halten, daß Freundſchaft entſtehen kann. Lieben kann ich als Bruder, als Menſchen jeden Andersdenkenden. Aber dieſe Liebe kann nicht Freundſchaft werden, wenn unſere Denkarten nicht wenigſtens in einigen Punkten zuſammentreffen.

Wahre Freundſchaft iſt feſte Harmonie in den wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen. Wenn die Grundſätze in den wichtigſten Angelegenheiten einander widerſprechen, ſo werden ſie die Herzen einander nie ſo nahe kommen, oder die Einigung nie dauerhaft genug werden laſſen; und wenn die Harmonie in Denkarten nicht feſt iſt, ſo werden auch die Grundſätze, die einig ſind, bald miteinander in Widerſpruch gerathen. Uebrigens kann zum Beſtand der wahren Freundſchaft keine allgemeine Harmonie gefordert werden, nicht bloß deßwegen, weil in zweien Köpfen ein alles Nein ausſchließendes Ja, in allem, was Urtheilen heißt, hier unter dem Monde unmöglich iſt, ſondern auch, weil die Freundſchaft die Freunde in Grundſätzen immer mehr einiget, je älter und bewährter ſie wird. Es gehört auch mit zum Reſpekte für den Kopf des Menſchen, daß der Freund kein Deſpot der Meinungen ſeines Freundes ſeyn darf.

Wahre Freundſchaft iſt vollkommene Harmonie der Herzen, wenigſtens eine ſo vollkommene, daß Jeder ſeiner ſelbſt vergeſſen kann, um an das Wohlſeyn ſeines Freundes zu denken. Denn, wenn die Eigenliebe noch ſo unbändig in uns herrſcht, daß wir nur uns in Andern lieben, ſo lieben wir uns, und nicht Andere. Wie nun das Reich der Eigenliebe in uns unterdrückt wird,

ſo kann die Liebe gegen Andere empor kommen. Und wie dieſe Liebe gegen Einen oder Mehrere reiner und feſter wird, ſo kann ſie Freundſchaft werden.

Hier ſcheint aber vielleicht zuviel zur Freundſchaft gefordert zu ſeyn, wenn vollkommene Harmonie gefordert wird. Allein es folgt nichts daraus, als daß 1) wahre Freundſchaft äußerſt ſelten, und die wenigſten Menſchen der Freundſchaft fähig ſeyen; 2) daß es auch in dem, was man Freundſchaft nennt, unzählige Täuſchungen geben könne, welches beides die Erfahrung täglich beſtätiget. Was die Täuſchungen insbeſondere betrifft, ſo iſt die Freundſchaft für uns ein ſcharfſchneidig Schwert, ſo bald wir aus dem Taumel erwachen. Es kann ſich mancher nichtböſe Menſch viele Jahre ſchmeicheln, er ſey ſeines Nachbars Freund. Und ſieh! ein Vorfall öffnet ihm die Augen, daß er in ſeinen Buſen greifen muß, und da zieht er das ſcheußliche Ding, Neid, heraus, und muß ſich's bekennen: du biſt nicht des Nachbars Freund. Es kann ſich auch der nämliche Menſch mehrere Jahre ſchmeicheln, der Nachbar ſey ſein Freund. Und ſieh! ein Vorfall öffnet ihm die Augen, daß er in das Herz des Nachbars blicken kann, und Abneigung gegen ſich darin erblickt, und ſich bekennen muß: der Nachbar iſt nicht dein Freund. Und wenn man beide Entdeckungen zu gleicher Zeit macht, ſo iſt die ſogenannte Freundſchaft ein zweiſchneidig Schwert, und verwundet tief bis in's Mark der Seele.

Es iſt alſo verdienſtlich, in Sachen der Freundſchaft nicht mit dem Scheine vorlieb zu nehmen, und es giebt hierin eine Genauigkeit, die ſo heilig iſt, als das Heiligſte.

Die wahre Freundſchaft hat, wie der Freund Hains ſagt, nur zwei Geſetze:

„erſtens, daß einer des Andern Freund ſey;

zweitens, daß er's von ganzem Herzen ſey.“

Dieſe Geſetze ſind nicht erdichtet, ſie ſind in dem Weſen der Freundſchaft gegründet, und es richten ſich die

Menschen wenigstens in Trennung, wo nicht in Stiftung ihrer Bündnisse darnach. Sobald ich Ursache habe, zu glauben, daß mein Freund nur sich suche: so ist die Freundschaft in mir schon zu Ende, wenn gleich das Divortium noch nicht erklärt worden ist, oder auch gar nie sollte erklärt werden.

Die Gottesfurcht, d. i. den kindlich zarten und männlich festen Sinn für alle, wie immer gegebene, und dafür erkannte Winke der Gottheit, kann ich nicht anders, als „wesentlich bei aller wahren Freundschaft" ansehen. Denn es läßt sich 1) nicht begreifen, wie eine wahre Freundschaft ohne Gottesfurcht gegründet werden kann. Ohne Reinigung von Eigennutz, von Eigendünkel, von Selbstgenügsamkeit kann keine wahre Freundschaft werden, weil nichts die Freundschaft, d. i. die Einigung der Geister mehr hindert, als Eigennutz, Eigendünkel, Selbstgenügsamkeit ꝛc., die ihrer Natur nach nur auf Trennung ausgehen, und sich wie das Interesse der Personen durchkreuzen. Nun, wo ist der Mensch, der ohne Gottesfurcht diese Reinigung von Eigennutz, Eigendünkel, Selbstgenügsamkeit, Eigenlust ꝛc. zu Stande gebracht hat? Es läßt sich 2) nicht begreifen, wie die wahre Freundschaft ohne Gottesfurcht ihre des Menschen würdigste Beschäftigung finden könne. Ohne Gottesfurcht kennt die Freundschaft die edelste Unterhaltung mit Gott und gottähnlichen Geistern nicht, sie hat keinen Sinn für die Unsterblichkeit. Es ist eine große Lücke in der Freundschaft, wenn sie der vertraute, gemeinschaftliche Gedanke an Gott nicht ausfüllet. Es fehlet zweien Freunden immer ein wesentliches Stück der Freundschaft, wenn sie die große Angelegenheit, immer gottähnlicher zu werden, nicht mit gemeinsamem Eifer betreiben. Zweien Freunden fehlt immer das Unentbehrlichste, wenn sie nicht glauben können, und nicht hoffen dürfen, daß Gott ihr Dritter ist. Es läßt sich 3) nicht begreifen, wie ohne Gottesfurcht der würdigste Zweck der Freundschaft erreicht werden könne. Dieser ist wohl kein anderer, als daß zwei oder mehrere Freunde auf dem Wege zur Bestimmung des Menschen durch gemeinschaftliches Ermun-

tern und Warnen, Belehren und Tröſten, Mittragen der Laſten und Mitgenießen der Freuden, durch wechſelweiſe Selbſtaufopferung für das gegenſeitige Wohl einander forthelfen. Dazu gehört eine Großmuth, für die ich außer der unwandelbaren Achtung gegen den Willen Gottes keine Geburtsſtätte oder wenigſtens keine Haltung zu finden weiß. Es läßt ſich 4) nicht begreifen, wie die wahre Freundſchaft ohne Gottesfurcht ſich in ihrer Lauterkeit erhalten könne, ſo, daß ſie weder dem Wohlwollen gegen alle Menſchen, noch der Liebe gegen den, der ſeinem Bedürfniſſe, und meinem Vermögen nach wirklich mein Nächſter iſt, noch den Forderungen, die mein Vaterland, oder die Gemeinde, in der ich lebe, oder die Verwandtſchaft an mich machen kann, zu nahe trete.

Die Freundſchaft, die keine bloße Namenfreundſchaft iſt, ſondern in Einigung der Herzen und Denkarten beſteht, nach den zwei Grundgeſetzen aller freundſchaftlichen Liebe eingerichtet iſt, und durch Gottesfurcht gegründet und unterſtützt wird, iſt ein großes Gut für die Menſchen. Denn dieſe Freundſchaft iſt, als ſolche, an ſich innigſte Seelenvereinigung, ein wahres Matrimonium Spirituum, dadurch die mancherlei Arten des menſchlichen Daſeyns auf mancherlei Weiſe erhöhet und veredelt werden; iſt an ſich vollkommene Gemeinſchaft aller Freuden und Leiden, wodurch jene verſüßet, und dieſe erleichtert werden; iſt vollkommene Gemeinſchaft der Güter und Talente, der Erkenntniſſe und anderer Fleißesfrüchte, wodurch die Schwächen des Einen ergänzt, und die Mängel des Andern erſetzet werden; iſt edler Menſchengenuß, indem ſich die Seelen gegen einander ohne Rückhalt öffnen, und einander in's Innerſte hineinſehen laſſen; wodurch die verlorne Aufrichtigkeit wieder hergeſtellt, und die unergründliche Falſchheit menſchlicher Tugenden, und die ſo allgemeine als ſchädliche Heuchelei abgethan wird; iſt eine Quelle des Muthes, der Zuverſicht, der Ruhe, da der Freund in jedem Falle auf die Theilnahme ſeines Freundes rechnen kann, frei von Argwohn

und fern von Zweifel; ist eine Zuflucht in den Stunden der Angst, des Zweifels, der Verlegenheit, der Ohnmacht: der Freund tritt unter mit seiner Schulter, um die Last tragen zu helfen, reicht die Hand, um aus dem Dunkel herauszuführen, und hat ein offen Ohr für die Stimme des Gedrängten; ist, nach Baco's Idee, ein geprüftes Arzneimittel gegen die Blähungen des Gemüthes: welch große Wohlthat ist es um ein Ohr, dem wir alle unsere Gedanken, Empfindungen, Schwächen, alle, auch die geheimsten Leiden anvertrauen können! ist das einzige Mittel, wodurch uns gewisse, höchst wichtige, uns zunächst angehende Wahrheiten mit edler Freimüthigkeit mitgetheilt werden: es giebt Fehler, Angewöhnungen, Irrgänge, Irrthümer, Vorurtheile, Fallstricke der Eigenliebe, auf die uns nur Freunde (oder hitzige Feinde) aufmerksam machen können; ist endlich eine stets uneigennützige, stets sinnreiche, und stets unermüdliche Liebe, die tausend unerwartete Freuden machet, und Dienste thut, die nur sie thun kann.

Dieß wahre und große Gut des Menschen kann offenbar ohne Selbstverläugnung, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, weder gegründet, noch erhalten, noch vervollkommnet werden. Ohne diese Selbstverläugnung ist alle Freundschaft, die unter Menschen geknüpfet wird, wie sie Claudius schön und wahr beschreibt, entweder Hollunder-Freundschaft, die wie die Hollunderzweige feinstämmig aussieht, aber inwendig hohl ist, und nur ein trocken, schwammig Wesen in sich hat; oder bloß körperliche Freundschaft, nach der auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammenstehen, Freunde werden, und eines des andern nicht entbehren können; oder Schelmenbündniß gegen Wahrheit und Gerechtigkeit.

Siebenzehntes Kapitel.

Begriff der Tugend.

Zuerst: was sie, nach dem Gefühle und Urtheile aller Edlen, offenbar nicht sey.

1) Die Tugend ist offenbar nicht bloßer Anstand, feine Sitte, decorum. Der Tugendhafte kann feine Sitte haben, aber die feine Sitte ist nicht die Tugend selbst, die Einfassung nicht der Demant. 2) Die Tugend ist offenbar nicht die eigennützige Klugheit, die nur darauf ausgeht, ihre Handlungen zur Bank zu machen, aus der man große Zinsen und Gewinnste zieht. 3) Die Tugend ist offenbar nicht eine vorüberfliegende, sittlich-gute Empfindung des Mitleides, der Mitfreude. Die Tugend ist etwas Bleibendes, etwas Feuerfestes. 4) Die Tugend ist offenbar nicht irgend eine einzelne gute Handlung. Tugendhaft mag man die Handlung wohl nennen, aber sie, die Tugend selbst, kann nicht einzelne, von der fortdauernden Gemüthsverfassung des Menschen losgerissene Handlung seyn. 5) Die Tugend ist offenbar auch nicht eine einzelne fortdauernde, gute Gesinnung, z. B. des Mitleides gegen Dürftige, wenn das Herz andern Leidenschaften, z. B. der Wollust, nachhängt. Wo sie ist, das ist Ein Ganzes, der ganze Wille ist gut.

Hernach: ein nöthig Wort zur Vermeidung des Mißverständnisses.

Man kann die Tugend betrachten entweder als das Ziel unserer Bemühungen, oder als Bemühung nach dem Ziele. Wird sie im ersten Sinne betrachtet, so ist die Tugend die Vollkommenheit des menschlichen Willens, kraft welcher er selbst ganz gut ist, und ruhig und heiter, und der vollständigen Seligkeit würdig. Wird sie im zweiten Sinne genommen, so ist die Tugend das edle, schöne Ringen nach der Vollkommenheit des menschlichen Willens. Die Tugend im erstern Sinne ist das, was wir seyn sollen; die Tugend im zweiten Sinne ist das, was wenigstens die bessern Menschen wirklich sind. Zum Unterschiede nenne ich jene vollkommene, vollendete, diese unvollkommene, unvollendete Tugend, oder kürzer: jene die Tugend, diese eine Tugend. Von jener und dieser gilt, was längst so wahr und tief bemerket worden: Die Tugend ist die Stärke eines

Wesens, das von Natur schwach, und nun, nicht ohne Selbstübung, stark geworden ist.

Jetzt: kurze Wiederholung des Erwiesenen oder Eingestandenen, das uns den Begriff der Tugend recht helle machet.

I. Die menschliche Vernunft kann kein reineres, kein würdigeres Gesetz von der Vollkommenheit des menschlichen Willens denken, als jenes, das Moses und Christus gelehret haben. „Du sollst Gott, deinen Herrn, aus deinem ganzen Herzen, und mit deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe lieben: dieß ist das erste und größte Gebot; das zweite aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst."

II. Die menschliche Vernunft kann keine Vollkommenheit denken, die achtungswürdiger wäre, und den Menschen mehr in seiner Würde darstellte, als die, welche in genauer Erfüllung dieses Gesetzes besteht.

III. Die menschliche Vernunft kann keine festere Heiterkeit, noch eine edlere Freiheit, noch eine würdigere Größe des Menschen denken, als die mit der Erfüllung dieses Gesetzes verknüpft ist.

IV. Die menschliche Vernunft kann sich keinen menschlichen Willen der vollständigen Seligkeit würdiger und fähiger denken, als einen solchen, der sich, durch Erfüllung dieses Gesetzes, die edelsten, höchsten Freuden dieses Lebens schon genießbar gemacht hätte.

Summa Summarum: Der menschliche Wille kann nicht besser, nicht ruhiger, nicht freier, nicht seligkeitsfähiger werden, als durch die Erfüllung dieses Gesetzes: Liebe Gott über Alles, den Nächsten wie dich selbst.

Begriff der Tugend, die die wahre, die vollkommene — und eigentlich die Tugend ist:

Die Tugend ist die lautere, allgemein herrschende, vollthätige Liebe Gottes über alles

Andere, und die daraus quellende Nächsten- und Menschliebe, der Selbstliebe gleich.

Denn diese Liebe ist an sich gut, heiter, frei, groß, seligkeitsfähig, und sie macht das eigentliche Gut-, Frei-, Ruhig-, Groß- und Seligkeitsfähigseyn des menschlichen Willens aus; und es kann ihn nichts besser, ruhiger, freier, größer, seligkeitsfähiger machen, als diese Liebe. Sie ist die eigentliche Erfüllung des heiligen Gesetzes in unserer Natur: also die Tugend des Menschen.

Achtzehntes Kapitel.

Zergliederung des Begriffes der Tugend.

Die Tugend ist Liebe: wo nähme sie auch ihren milden, heitern Blick her, als von dem geheimen Anhängen an ein Gut, das der Liebe würdig ist? und was ist dieß Anhängen als Liebe? Nur sie, die Liebe, wird nicht so leicht müde, zu thun, was gut ist; sie thut willig und gern, was sie thut; sie findet auch die größten Aufopferungen geringe; sie kann leiden, entbehren, was, ohne sie, unerträglich, unentbehrlich scheint; sie belebet den ganzen Menschen; sie ist das lieblichste Bild Gottes, der nicht lieblicher gedacht werden kann, als daß er ist „die Liebe selbst." Die Tugend ist Gottesliebe: einen würdigern Gegenstand, als den allerwürdigsten, kann sie nicht finden. Die Tugend ist lautere Gottesliebe: Gott ist nicht nur ihr Gegenstand, sondern auch der Beweggrund — sie liebet Gott um seinetwillen. Die Tugend ist Liebe Gottes über alles Andere: das Liebenswürdigste muß doch mehr als alles Andere geliebet seyn: dieß ist die rechte Ordnung, jedes Wesen lieben nach dem Maße seiner Liebenswürdigkeit, also das Würdigste über Alles. Die Tugend ist allgemein gebietende Liebe: wie wäre sie sonst die Seele aller überlegten Begierden, Gedanken, Handlungen des Menschen? Und wenn sie nicht die Seele aller seiner Begierden, Gedanken, Handlungen wäre, wie würde durch sie der ganze Menschen-

geist gut? Die Tugend ist vollthätige Gottesliebe: eine todte Liebe ist so viel als keine, und ein halbes Leben kann ja nicht den ganzen Menschengeist beseelen. Die Tugend ist Menschenliebe: ohne Wohlwollen gegen alles, was Mensch ist, kann doch kein Menschenherz gut, und in dem peinvollen Gefühle des Menschenhasses, des Neides, keines froh seyn, keines der wahren Freuden würdig. Die Tugend ist Nächstenliebe: denn was müßte das für ein lahmes Wohlwollen gegen Alle seyn, das gegen den Einen, dem es helfen könnte und sollte, nicht wohlthätig wäre? Die Tugend ist Menschenliebe und Nächstenliebe, der Selbstliebe gleich: hier erscheint der Adel der Liebe. Es ist nichts leichter, als an diesem Maßstabe zu prüfen, was die Liebe soll, und nichts schwerer, als nach diesem Maßstabe zu handeln. Wenn ich ohne Brod, ohne Decke, ohne Rath — hülflos da läge, was wünschte ich von dem Vorübergehenden zu empfangen? Brod, Decke, Rath, Hülfe. Was du nun willst, das dir Andere seyn möchten, das sey du ihnen. — Die Tugend ist lautere, aus Gottesliebe quellende Menschen- und Nächstenliebe: wie könnte sie sonst so rein, so großmüthig, so unermüdsam, — und dabei so göttlich milde seyn?

Sollte es einem Leser noch fremd scheinen können, daß hier die vollkommene Tugend des Menschen und die allgemeingebietende Gottesliebe für eine und die nämliche Sache gehalten werden, der dürfte nur noch einen zusammenfassenden Blick auf die Gründe thun, die in den vorangegangenen Betrachtungen deutlich genug sind dargelegt worden, und die wenigstens jeden nüchternen Kenner der menschlichen Natur zu diesem Begriffe führen können.

Vollkommene Tugend des Menschen kann doch nur jene heißen, die 1) der Würde des Menschen angemessen ist. Nun gehört es offenbar zur Würde des Menschen, daß er durchaus als Ebenbild Gottes, als ein religionsfähiges Wesen, als ein über sich schauendes Geschöpf, als ein König und Priester der Natur handle. Kann er aber als Ebenbild Gottes nach seiner Anlage zur Religion, als ein nach Gott fragendes, und über sich

zu Ihm aufschauendes Wesen, als ein König und Priester der Natur handeln, wenn ihm nicht der Aufblick zu seinem Urbilde, und die Liebe gegen die Urquelle alles Guten natürlich geworden ist? Vollkommene Tugend des Menschen kann nur jene heißen, die 2) der Bestimmung des Menschen angemessen ist. Nun ist die Bestimmung des Menschen keine andere, als daß er zum Genusse der edelsten Freuden dieses Lebens entwickelt, und zu den höchsten vorbereitet werde. Wie läßt sich aber jene Entwicklung und diese Vorbereitung gedenken ohne gebietende Liebe gegen das liebenswürdigste Wesen? Vollkommene Tugend kann doch nur in dem Menschen gefunden werden, in dem 3) die Reize der Sinnlichkeit der Vernunft unterworfen sind. Nun sind diese Reize so mannigfaltig, so allgemein, so überwiegend, daß sich ohne Unterwürfigkeit gegen die höchste Vernunft keine standhafte Besiegungskraft derselben denken läßt. Was wäre denn aber alle Unterwürfigkeit des menschlichen Willens gegen die höchste Vernunft ohne gebietende Liebe gegen das liebenswürdigste Wesen? Wo nähme der Mensch ein Uebergewicht gegen die Sinnlichkeit her, wenn er sie in dieser Liebe nicht fände? — Vollkommene Tugend kann 4) nur die heißen, die vollkommenes Wohlwollen in sich begreift. Nun gerade das Wohlwollen gewinnt dadurch, daß es von der herrschenden Liebe gegen Gott geboten wird, eine Thätigkeit, eine Großmuth, eine Reinheit, eine Allgemeinheit, eine Würde, eine Ruhe, die es nur auf diesem Wege gewinnen kann. Wer Gott, als den Vater der Menschen, von ganzem Herzen liebet, der kann alle Menschen ohne Ausnahme, Freunde wie Feinde, Hohe wie Niedere, Gute wie Böse, von ganzem Herzen lieben; denn seine Regel: „Liebe alle Menschen: es ist deines Gottes Wille, daß du alle Menschen liebest," ist allgemein, schließt keinen Menschen, zu keiner Zeit und an keinem Orte aus. Wer Gott, als den Vater der Menschen, von ganzem Herzen liebt, kann alle Menschen von ganzem Herzen lieben; denn sein Gott läßt auch über alle Menschen, Gute und Böse, Dankbare und Un-

dankbare, Reiche und Arme, seine Sonne scheinen; sein Gott ist ihm das Muster der Menschenliebe, und dieses Muster ist allgemein wie die Regel — Gottes Wille. Wer Gott, als den Vater der Menschen, von ganzem Herzen liebt, der kann nicht nur alle Menschen lieben, sondern auch da, wo sein Vermögen, zu helfen, zu Ende ist, noch Ruhe und Heiterkeit behaupten; denn sein Gott hat die Herzen der Menschen in der Hand, und kann trösten und segnen, wo der beste Wille eines Menschen nicht trösten, und nicht segnen kann. Die Weisheit und Güte Gottes ist also sein Trost- und Beruhigungsgrund, wenn sein Wollen nicht That werden kann.

Die Richtigkeit dieses Begriffes erhellet auch daraus, daß mit diesem Begriffe alle andere Beschreibungen der wahren Tugend, die in ältern und neuern Schriften vorkommen, milde ausgelegt, und ohne Zanksucht auf die Urquelle alles Guten, und auf die Grundgesinnung des Tugendhaften, die Liebe, reduzirt, im Grunde das Nämliche sagen; und wer sollte Lust zum Zanken haben, der von der Tugend spräche? Weiß doch der heitere Himmel um keine Donnerkeile.

Harmonirende Begriffe sind: Die Tugend ist wohlgeordnetes und zweckerreichendes Streben der menschlichen Natur; ist lebendiger, allgemeiner, freudiger Gehorsam gegen alle Winke Gottes; ist stete Folgsamkeit des menschlichen Geistes gegen alle Aussprüche des Gewissens, d. h. Gewissenhaftigkeit; ist herrschende Gottesfurcht, das lautere Streben, in allen Handlungen des Beifalls Gottes, als des Vaters der Menschen, werth zu seyn; ist völlige Freude an allem Guten, und Zufriedenheit in allem Widrigen, aus Achtung gegen die allordnende Vorsehung; ist der gute, reine Wille, dessen Leitung alle Handlungen gut macht; ist thätige Vollkommenheitsliebe, nach dem Muster der höchsten Vollkommenheit; ist zweckmäßiger Gebrauch aller Kräfte, Fähigkeiten, Gaben, nach dem Willen des großen Gebers; ist Behauptung der Menschenwürde; ist Selbstbeherrschung

aus Achtung gegen das heilige Geſetz unſerer Natur; iſt Zuſammenſtimmung aller menſchlichen Kräfte zum Endzwecke unſers Hierſeyns; iſt immerwährender Fortſchritt in allem Guten; iſt die würdigſte Vorbereitung des Menſchengeiſtes auf den kommenden Zuſtand jenſeits des Grabes.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Werth der Tugend.

Die Tugend des Menſchen iſt Ein Ganzes, und es giebt nur Eine Einzige, die werth iſt, die wahre, vollkommene Tugend des Menſchen zu heißen. Die Tugend iſt Ein Ganzes. Wie die Geſundheit des Leibes nicht in dem geſunden Auge beſteht, nicht in der geſunden Hand, ſondern im Beiſammenſeyn und in ungehinderter Zuſammenſtimmung aller körperlichen Kräfte zum Zwecke des körperlichen Wohlſeyns: ſo iſt die Tugend, als die Geſundheit der Seele, als Zuſammenſtimmung aller menſchlichen Kräfte zum Endzwecke unſers Hierſeyns, Ein Ganzes. — Die Tugend iſt Eine Einzige. Wie der Menſch nicht zwei Geſundheiten hat, ſondern Eine, ſo der Tugendhafte Eine Tugend. Alle einzelne ſogenannte Tugenden ſind alſo Aeſte Eines Baumes, oder Funken Einer Flamme. Die Tugend iſt immer Eine, und trägt nur verſchiedene Namen nach ihren verſchiedenen Wirkungen, Aeußerungen, Gegenſtänden, Graden u. ſ. f. Sie heißt Geduld, Standhaftigkeit, in ſofern ſie im Tragen aller Laſten unerſchüttert ausharret; Enthaltſamkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, Keuſchheit, in ſofern ſie die Triebe zu ſinnlichen Vergnügungen, und unter dieſen vorzüglich den Geſchlechtstrieb, in Ordnung hält; Demuth, in ſofern ſie den Trieb nach Ehre beherrſcht, und ein züchtiges Gefühl eigner Fehler, Schwächen, in allen Handlungen durchblicken läßt; Freigebigkeit, in ſofern ſie ihr Wohlwollen gegen Dürftige durch Gaben beweiſet; Andacht im eingeſchränkten Sinne, in ſofern ſie würdige Empfindungen gegen Gott heget und offenbaret; Gerechtigkeit, in

ſofern ſie Jedem das Seine giebt, erhält, bewahret; Sanftmuth, in ſofern ſie nicht erbittert, und ſich nicht erbittern läßt, nicht beleidigt, und die empfangenen Beleidigungen vergißt und verzeiht; Heldenmuth, in ſofern ſie kühn und unerſchrocken gegen die noch ſo fürchterlichen Feinde des eigenen oder fremden Gut- und Wohlſeyns kämpfet, keine Gefahr und kein Leiden ſcheuet, große Unternehmungen beginnt und durchſetzet u. ſ. f.

Die Tugend des Menſchen hat einen unbedingten, unveränderlichen, hat den höchſten Werth unter allen (endlichen) Gütern des Menſchen. Sie hat einen unbedingten Werth; Reichthum iſt gut, wenn er recht gebraucht wird; Ehre, wenn ſie gut gebraucht wird; Verſtandeskraft, wenn ſie gut gebraucht wird: die Tugend iſt ſelbſt theils der gute Gebrauch dieſes alles, theils der gute Wille und die ſittliche Kraft, dieß alles gut zu gebrauchen. Sie hat einen unveränderlichen Werth; ihr Werth hängt nicht ab vom Urtheile der Menſchen, wie die Ehre, nicht von den zeitlichen Bedürfniſſen, wie der Werth der Speiſe, auch nicht von der Konvention der Menſchen, wie die Bedeutung der Ordensbänder oder der Werth des Geldes. Ihr Werth iſt der Werth des guten Willens, der ſeiner Natur nach gut und göttähnlich iſt. Sie hat den höchſten Werth unter allen endlichen Gütern des Menſchen; denn ſie hat einen Werth in ſich, und giebt allen übrigen Gütern, als Geſundheit, Ehre, Reichthum, Wiſſenſchaft ꝛc., erſt durch guten Gebrauch ihren rechten Werth. Wer ſie nicht hat, kleidet ſich in ihren Mantel, und legt dadurch ein Zeugniß ab von ihrer Unentbehrlichkeit. Auch der Feind ſchätzet ſie an dem Feinde, und drücket dadurch das Siegel auf ihre Schätzenswürdigkeit.

Der Werth der Tugend zeigt ſich auch in ihrem Verhältniſſe zum Wohlſeyn des Menſchen — einzig. Die Tugend allein ſchafft dem Tugendhaften das allereedelſte Vergnügen, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, und macht ihn des allerhöchſten Wohlſeyns im andern Leben fähig und würdig; würzet, veredelt, erhöht alle

übrige Freuden, und erleichtert, versüßet alle Leiden. Die Tugend ist allein nicht nur das unentbehrlichste Gut für den Tugendhaften, sie ist auch das gemeinnützigste, weil sie die Quelle des allgemeinsten, reinsten, großmüthigsten, thätigsten Wohlwollens ist. Sie vollendet also die Bestimmung des Menschengeistes für dieses Leben, und macht ihn fähig und würdig, die Bestimmung seines ganzen Daseyns im kommenden Leben zu erreichen.

* * *

Die heiligen Schriften enthalten von der Tugend des Menschen höchst wichtige Belehrungen, z. B.:

„Wer liebt, ist aus Gott geboren: wer nicht liebt, kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. Wenn uns Gott so geliebet, so müssen wir auch einander lieben. Laßt uns Gott lieben, weil er uns zuvor geliebet. Dieß ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott. Wer aus Gott geboren ist, sündiget nicht, denn der Same Gottes ist in ihm. Daran erkannten wir die Liebe Gottes, daß Er sein Leben für uns gelassen; wir müssen also auch das Leben für unsere Brüder lassen. Wer recht thut, der ist aus Gott geboren. Die Furcht ist nicht in der Liebe: vollkommne Liebe jaget die Furcht hinaus. Wer sagt, ich liebe Gott, und hasset seine Brüder, ist ein Lügner; denn wenn er seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, wie wird er Gott lieben, den er nicht sieht?"

Was sonst noch von der Tugend gelehrt wird, besteht kürzlich darin:

„Gott allein ist gut. Den Gottes Geist gut macht, der ist gut. Wer gut ist, wirkt Gutes. Wer gut ist, und Gutes wirkt, hat das ewige Leben in sich. Die Reinen werden Gott schauen." Oder im Bilde: Der heilige Geist wird Quelle der Liebe in uns: diese Liebe ist der lebendige Born, aus dem hernach alle einzelne gute Begierden, Gedanken, Handlungen fließen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Andacht im Verhältniß zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Andacht ist, wie es das Wort sagt, Gedanke an Gott. Wenn nun dieser Gedanke an Gott, nach unzähligen Mühungen, endlich so viel Leben gewonnen hat, daß sich der Wille des Menschen in der Richtung zu Gott erhalten kann, und in dieser fortdauernden Richtung die vorkommenden Reize zum Unrecht großmüthig verachtet, die kleinlichen Sorgen dieser Erde der Einen großen Sorge, recht zu thun, untergeordnet, die Leiden muthig getragen, und das ganze Leben des Menschen nach dem heiligen Gesetze in uns gebildet wird: so ist die Andacht des Menschen, der sie hat, und Gottes, zu dem er sich erhoben, würdig — kann die wahre, vollkommene Andacht heißen.

Wo diese Andacht ist, da ist Stärke des menschlichen Geistes, der sich über die ganze Sichtbarkeit und über sich selbst erheben, sich mit dem Unsichtbaren vertraut unterhalten, und in dieser vertraulichen Unterhaltung beharren kann; da ist Glaube an die Urquelle alles Guten, und Achtung zu ihr, und Liebe, dadurch Gedanke und Begierde, Wort und That, Inneres und Aeußeres — der ganze Mensch — zur Befolgung ihres heiligen Willens eingeweihet wird, eigentlich Devotio; da ist die Gabe, schnell und leicht von religiösen Vorstellungen ergriffen und belebet zu werden, so, daß aus Vorstellungen Empfindungen, aus Empfindungen Handlungen, und aus allen diesen — religiöse Gesinnungen werden, die dann wieder den Fond religiöser Vorstellungen bereichern.

Die wahre Andacht verträgt sich 1) nicht mit dem Mechanismus, und der seelosen Geberde der Andacht, die das ungebesserte Herz ungebessert läßt. Denn die wahre Andacht ist nicht gebunden an Ort, Zeit, Formel, wie etwa ein Körper, ein Götzenbild, das an diesem Orte steht, zu dieser Zeit gezeiget wird,

dieſe Geſtalt hat; ſie iſt überall, wie ihr Gott, und iſt im Allerinnerſten, im Heiligthume des Menſchen daheim, und wirket von innen heraus. Wo der Menſch immer iſt, da findet er ſeinen Gott, und trägt ſeinen Altar mit, das Herz, und opfert das gottgefälligſte Opfer — ſeinen Eigendünkel der höchſten Weisheit, ſeinen Eigenwillen (die Eigenliebe) dem heiligſten Willen. Wenn nun der menſchliche Wille gut iſt, — und gut muß der Wille ſeyn, der ſich mit dem heiligſten einiget, nur liebt und achtet, was die Heiligkeit gebeut: — ſo kann man nicht zweifeln, daß ein heiliger Wandel von der wahren Andacht ſo untrennbar ſey, wie das Leuchten vom Lichte, der Ausfluß von der überfließenden Quelle. Die wahre Andacht iſt kein Bruchſtück unſers Lebens, etwa wie das Eſſen oder Schlafen, ſondern ſie iſt die Lebenskraft, die das ganze Leben wohlthätig durchfließt, und das Aeußere nach dem Innern, und das Innere nach dem Göttlichen ordnet. — Die wahre Andacht verträgt ſich 2) nicht mit der prätendirten bloßen Innigkeit. Es giebt Menſchen, die ſich und Andere mit ihrer vorgegebenen Herzensandacht täuſchen, die ſie denn ſo geheim halten, daß ihre beiſpielbedürftigen Nebenmenſchen nichts davon merken können. Sie eifern gegen Andachtsbezeugung, und beweiſen dadurch, daß ſie keine wahre Andacht haben; denn die wahre Andacht kann ſich nicht unbezeugt laſſen, hat ihren natürlichen Ausdruck. Wie die Roſe einen andern Geruch hat, als die assa foetida, ſo hat die Andacht ein ander Zeichen ihres Lebens, als die Kälte gegen die ewigen Angelegenheiten des Menſchen. So wie aber die wahre Andacht ein eigen Leben, und dieſes Leben ſeinen natürlichen Ausdruck hat: ſo bedarf ſie auch einer Nahrung, und dieſe Nahrung ſucht ſie in mancherlei Uebungen, die theils die lebende Andacht bezeugen, theils die ohnmächtige neu beleben. Und wie das körperliche Leben durch Speiſe und Trank muß erhalten werden: ſo kann auch das geiſtige Leben, die Andacht, ohne Nahrungsmittel nicht beſtehen. So wie aber Speiſe und Trank nicht die Geſundheit ſelbſt, ſo iſt das Nahrungsmittel der Andacht nicht die Andacht ſelbſt. Endlich, weil

die

die wahre Andacht nichts ist als Liebe gegen Gott, und diese Liebe nie ohne Nächstenliebe seyn kann: so hat sie einen neuen Grund, sich auszudrücken, und sich zu bezeugen, nämlich diesen: um in die sterbende Andachtsflamme des Nachbars neues Leben zu gießen. So wenig also die wahre Andacht das Aeußere ohne Innere, den Buchstaben ohne Geist — den Mechanismus billigen kann: so wenig kann sie das prätendirte Innere ohne alles Aeußere, als Wahrheit anerkennen. — Die wahre Andacht verträgt sich 3) nicht mit dem Ausguß der Seele in die äußere Thätigkeit ohne innere Salbung dazu. Wozu Andacht? denken Einige: Arbeiten ist besser, als Andacht, und ist die rechte Andacht. — Allein wer so sprechen kann, vergißt über dem Thun das Seyn, vor Zerstreuungen außer sich, die Sammlung in sich, und, im Drange für Andere zu arbeiten, sich selbst zu vervollkommnen. Er nimmt, um die Thorheit im Bilde zu zeigen, sich nicht Zeit, die nöthige Speise zu genießen, um nur mehr arbeiten zu können, und wähnt noch dazu, die Arbeit selbst nähre ihn. — Die wahre Andacht verträgt sich aber 4) auch nicht mit Arbeitsscheu, um den süßen Empfindungen der Andacht nachhängen zu können. Wir sind hier nicht bloß Geist; der Geist lebt im Leibe, in einer sinnlichen Region, und neben uns leben Andere, die unserer Hülfe bedürfen. Auch kann der Geist ohne Arbeit, ohne Uebung nicht zu seiner Entwickelung kommen. Es ist uns also durch die Natur unseres Wesens und die Bedürfnisse Anderer, Arbeit auferlegt. Da nun die Liebe gegen Gott alles, was uns zu thun obliegt, als den Willen dieses ihres Gottes ansieht, und die wahre Andacht Liebe ist: so kann sie nie eine Arbeitsscheu gebieten, oder auch nur dulden, wo uns unsere oder fremde Bedürfnisse zur Arbeit rufen. Vielmehr lehrt sie uns, auch bei der Arbeit das Herz in der vertrauten Richtung zu Gott erhalten, und es ist ihr Spruch geworden: man muß Gott um Gotteswillen verlassen, d. h. die wirkliche, eigentliche Andachtsübung unterbrechen, um dem Nächsten zu Hülfe zu kommen, oder eine Berufsarbeit zu verrichten.

Wenn die wahre, vollkommene Andacht gebietende Liebe gegen Gott ist: so ist ihr Werth dem Wesen nach einerlei mit der Tugend. Weil sie aber gebietende Liebe gegen Gott ist, in sofern diese mit Gott wirklich vertrauten Umgang pfleget, oder dazu vorbereitet: so läßt sich ihr Werth auf eine eigene Weise darthun. 1) Die Andacht zeigt die menschliche Natur vorzüglich in ihrer Würde und Erhabenheit. Sie zeiget die Verwandtschaft zwischen Gott und dem Menschen in dem schönsten Aktus, in dem Umgange des menschlichen Geistes mit dem göttlichen. Darin liegt ein starker Grund gegen den Atheismus, wie Baco bemerket: Wer Gottes Daseyn läugnet, zernichtet den Adel des menschlichen Geschlechtes. Denn daß der Mensch dem Leibe nach mit dem Thiere verwandt sey, das ist eine ausgemachte Sache. Wenn er also der Seele nach in keiner Verwandtschaft mit Gott steht, so ist er ein schlecht und unedel Gemächte. Was ist aber eine todte Verwandtschaft, und wie wird sie lebendig, als durch Andacht, durch das wirkliche Aufsteigen des Geschöpfes zum Schöpfer? 2) Die Andacht macht den Menschen höchst ehrwürdig — Allen, die den Werth eines Menschen zu fühlen im Stande sind. Wahre Größe erwecket das Gefühl der Größe bei Allen, die nicht äußerst verwahrloset sind. Nun aber ist Andacht wahre Größe des Menschen, ist Herrschaft über die sinnliche Natur, und, was noch mehr ist, über sich selbst. 3) Die wahre Andacht befördert am meisten die Nachahmung Gottes. Denn der Umgang mit Gott macht gottähnlich, und der immer hellere Blick auf die Urquelle alles Guten begeistert zur Nachahmung derselben. Die Freundschaft macht die Freunde einander immer ähnlicher, also auch die Andacht: ihr höchster Grad ist eben höchste Harmonie zwischen dem Willen Gottes und dem Willen des Menschen — das heißt, Freundschaft. 4) Nichts macht eben darum den Menschen menschenfreundlicher, als die wahre Andacht. Sie befördert ja die Nachahmung Gottes am meisten, und Gott ist doch das menschenfreundlichste Wesen. Im Umgange mit der

höchsten Liebe kann also der Mensch nicht anders, als liebevoll werden. 5) Die Andacht giebt allen Handlungen des Menschen, die in ihrem Geiste verrichtet werden, den Werth einer Religionshandlung. Denn der Mann, der die wahre Andacht hat, thut auch die gemeinsten Handlungen mit Aufblick zu Gott, aus der herrschenden Absicht, den Willen Gottes zu vollbringen. Nun diese herrschende Absicht adelt die gemeinsten Verrichtungen, macht sie zu Religionshandlungen; aber die Andacht muß selbst leben, um beleben zu können, und Nahrung bekommen, um nicht zu sterben. 6) Die Andacht ist der würdigste Gebrauch, den wir von der sinnlichen Natur machen können. Durch sie wird uns die ganze Natur Tempel Gottes. Der Andächtige findet Gott überall und allzeit, im Rauschen des Stromes, im Brausen des Windes, im Säuseln der Luft, im Lichte des Blitzes, im Schalle des Donners, im Gusse des Regens, in den Reden, Thaten, Blicken der Menschen, in jedem Winkel wie auf dem öffentlichen Platze, in der Mitternachtsstunde wie am hellen Tage. 7) Die wahre Andacht verschafft dem Menschen neuen Muth und neue Kraft, die nur sie ihm verschaffen kann. „Lerne vom Hunde," sagt Baco, „und sieh, wie dieß Thier in seiner Art Muth und Generösität empfängt, wenn es vom Menschen, der ihm anstatt Gottes oder einer bessern Natur ist, getrieben und angefrischet wird. So sammelt auch der Mensch, im Vertrauen auf Gottes Vorsehung und Gnade, Muth und Kraft, die der menschlichen Natur, sich allein gelassen, ewig fehlen müssen." Der Mensch ist wie das, was ihm seinen Muth giebt. Der Reiche holt ihn vom Gelde, der Gelehrte von seinem Wissen, der Berühmte von seinem Ruhm, der Andächtige von seinem Gott. Und dieser Gott bleibt ewig: also auch die Zuversicht seines Freundes. O Andacht! wenn sie dich kennten, wie würden sie dich lästern können? 8) Die Andacht verschafft den stärksten Trost in den Leiden dieses Lebens, und hebt die schwersten Sorgenlasten von unserm Herzen

hinweg. Die Urquelle alles Guten wird einſt das Gegenwärtige und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit, das Leiden und Wohlſeyn, die Tugend und die Glückſeligkeit in den ſchönſten Zuſammenhang bringen, und kann auch jetzt Hülfe ſenden, wozu ſonſt keine Ausſicht offen iſt. Das kann der glauben, welcher die wahre Andacht hat, und dieſer Glaube hebt den Muth, der ſonſt ſinken würde. 9) Die wahre Andacht iſt aber nicht deßwegen gut, weil ſie Kraft giebt zur Vollendung edler Handlungen; ſondern umgekehrt: weil ſie in ſich gut iſt, kann ſie zum Rechtthun Kraft verleihen. Die wahre Andacht iſt, unabhängig von ihren ſegenvollen Wirkungen, die würdigſte Beſchäftigung des Menſchengeiſtes. Der Andächtige kann nicht immer Nackte kleiden, Hungrige ſpeiſen, Thränen trocknen; deßungeachtet iſt die wahre Andacht in ſich gut und groß. Oder iſt es nichts Großes, daß ein Menſch, der auch aus Fleiſch und Blut beſteht, wie die Uebrigen, in Mitte unzähliger Menſchen, die den fünf Sinnen dienen, oder nur Ideen haſchen, — ſich über den Tumult der ſinnlichen, und über die Blendungen der Ideen-Welt erheben, und mit der Wahrheit ſelbſt, mit der Heiligkeit ſelbſt Umgang haben kann? Oder kann etwa der Arme, der nichts hat, was er geben kann, und nur von fremden Gaben lebet, nicht wahre Andacht haben, weil er nicht helfen kann? Oder hätte dieſe ſeine Andacht keinen Werth, weil er nicht reich iſt, nichts austheilen kann? Kann der Kranke nicht wahre Andacht haben, weil er nicht arbeiten kann? Oder hätte dieſe ſeine Andacht keinen Werth, weil er keinen neuen Waarenartikel auf die Frankfurtermeſſe liefern kann? Man hat hier zwei ſehr verſchiedene Dinge miteinander verwechſelt. Ein anderes iſt: Die wahre Andacht macht mich tüchtig, mit willigem Fleiße zu arbeiten, und großmüthig wohlzuthun, und: — alſo hat die Andacht ihren ganzen Werth von der Arbeit, von dem Wohlthun. Und ſo haben hier die Sittenlehrer den nämlichen Fehlſchluß gemacht, den die Politiker nicht vermieden. Weil dieſe ſahen, daß die religiöſen Leute gute Bürger ſind, ſo ſchloßen ſie, die Religion ſey nur Mittel zur äußern Ruhe des Staates;

weil jene bemerkten, daß die wahrhaft Andächtigen — die fleißigsten Arbeiter, und die thätigsten Menschenfreunde sind: so schloßen sie, die Andacht sey nur Mittel zur äußern Thätigkeit — und sahen nicht, daß die wahre Andacht, als gebietende Liebe gegen Gott, der Adel des menschlichen Gemüthes, und, unabhängig von allen wohlthätigen Folgen, der würdigste Zweck des menschlichen Strebens sey. 10) Die wahre, vollkommene Andacht ist nicht nur, als der würdigste Gebrauch der menschlichen Kräfte, in sich gut, Eins mit dem, was wir die Tugend, oder den rein-guten Willen nannten, sondern ist auch, als Freude, die edelste dieses Lebens, der eigentliche Inbegriff der Religionsfreuden, ein Vorgenuß der Seligkeit, die einem bessern Lande aufbehalten ist.

Man muß aber mit dieser wahren, vollkommenen Andacht nicht vermischen 1) das ehrliche Streben nach Andacht, 2) nicht den bloßen Schein der Andacht, 3) nicht die Uebungen, wodurch der Funke der Andacht erst sollte geweckt werden, 4) nicht die mancherlei Meinungen von der Andacht, und den Gegenständen der Andacht u. s. w.

Was übrigens von der Tugend, das gilt auch von der Andacht:

I. Sie kann ohne Selbstverläugnung, d. i. ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch Vernunft, nicht gegründet, nicht erhalten, nicht vervollkommnet werden.

II. Die Brechlichkeit der menschlichen Natur darf nie außer Acht gelassen werden; daraus die zwei großen Wahrheiten erkennbar sind: erstens, daß weder die wahre Tugend, noch die wahre Andacht — ohne höhere Kraft erreichbar sey; zweitens, daß der Mensch, so lange er diese körperliche Hülle trägt, wohl nie ohne alle Fehltritte seyn werde.

* * *

„Alle gute Gabe, alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichtes.

Ein Geiſt iſt Gott, und wer ihn anbetet, muß es im Geiſte und mit Wahrheit thun.

Betet ohne Unterlaß.

Wer bittet, der empfängt.

Wer mich liebet, der hält ſich an mein Wort; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und bei ihm Herberge nehmen.

Wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt.

Kindlein! ſündiget nicht. Wenn aber Jemand ſündiget, ſo haben wir Einen, der bei dem Vater ein gut Wort für uns einleget, Jeſum Chriſtum, den Gerechten."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Verhältniß des geſelligen Lebens überhaupt zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Das Leben mehrerer Menſchen, die verſchiedene Bedürfniſſe und Abſichten, Mängel und Kräfte, näher miteinander verbinden, daß ſie beiſammen wohnen, einander geben, und von einander empfangen, einander dienen und beherrſchen, miteinander arbeiten und handeln, iſt das geſellige, geſellſchaftliche Leben.

Wie die Geſellſchaft (als Verbindung zwiſchen Mann und Weib) das Mittel iſt, durch das dem Menſchen die Thüre in dieſes Leben aufgethan wird: ſo iſt auch die Geſellſchaft, als geſelliges Leben betrachtet, für uns eine ununterbrochene Wohlthat, von der Empfängniß an bis zum letzten Odemzuge, indem der Menſch, ſich allein gelaſſen, ſeine Bedürfniſſe theils gar nicht, theils nicht ſo leicht, und nicht ſo vollkommen befriedigen könnte.

Die Geſellſchaft iſt alſo (ohne auf den Eintritt des Menſchen in die Welt zu ſehen) das erſte und allgemeinſte Entwickelungsmittel der körperlichen Kräfte, und der geiſtigen Kräfte des Menſchen: der körperlichen, weil ſich ein unmündig

Kind die Nahrung und körperliche Pflege so wenig schaffen könnte, als das Daseyn; der geistigen, weil die ganze körperliche Natur außer uns, mit allen ihren unzähligen Eindrücken auf unsere Sinne, ohne die Beihülfe der Gesellschaft, die Sprach- und Vernunftfähigkeit des Menschen nicht entwickeln könnte; und ohne entwickelte Sprach- und Vernunftfähigkeit der Mensch wild umherirrte, ein Thier wie andere, und kein Mensch. So wie die Gesellschaft als erstes und allgemeinstes Entwickelungsmittel der Kräfte des Menschen angesehen werden muß: so ist die Gesellschaft der guten Menschen, denen das heilige Gesetz ihrer Natur heilig ist, sowohl für das unmündige Alter, als für jedes Alter das kräftigste Förderungsmittel des menschlichen Gut- und Wohlseyns. Die Gesellschaft der Guten ist eine praktische Schule des Guten, weil sie durch Handlungen das Gute lebendig darstellet, durch einstimmenden Eindruck den Nachahmungstrieb zur Nachahmung des Guten wecket, und durch Worte das Gute dolmetschet, daß es durch Aug und Ohr in die Seele dringe; ist das rechte sittliche Richteramt, das seine Gewalt ohne Widerspruch ausübet, weil es, ohne Anmaßung, nur durch Gutesthun Gutes gebeut; ist Asyl der wankenden Unschuld, die an dem Blicke der bewährten Tugend einen warnenden Freund, und in ihrem Schutze Rettung findet. Die Gesellschaft der Guten ist aber auch eine Quelle unschuldiger Freuden; denn in ihrem Kreise findet sich 1) nicht der Zwang, der in den sogenannten feinen Zusammenkünften herrschet, und eine drückende, überaus schwere Atmosphäre bildet. Es erscheinen hier keine Tongeber, die allein reden und allein recht haben wollen; keine Wächter des Ceremoniels, die über Komplimente, Manieren zu sitzen, aufzustehen, ein- und auszugehen — Aufsicht halten, und von den Gesetzen des eisernen Wohlstandes kein Tüpflein unerfüllt lassen; keine geschwornen Anbeter, die ihre Schmeicheleien im Tone der Bescheidenheit opfern. Es findet sich in ihrem Kreise 2) nicht die Zügellosigkeit der akademischen Sitte; hier wird keine freche Stirne gesehen, kein faules Wort gehöret,

übrige Freuden, und erleichtert, versüßet alle Leiden. Die Tugend ist allein nicht nur das unentbehrlichste Gut für den Tugendhaften, sie ist auch das gemeinnützigste, weil sie die Quelle des allgemeinsten, reinsten, großmüthigsten, thätigsten Wohlwollens ist. Sie vollendet also die Bestimmung des Menschengeistes für dieses Leben, und macht ihn fähig und würdig, die Bestimmung seines ganzen Daseyns im kommenden Leben zu erreichen.

* * *

Die heiligen Schriften enthalten von der Tugend des Menschen höchst wichtige Belehrungen, z. B.:

„Wer liebt, ist aus Gott geboren: wer nicht liebt, kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. Wenn uns Gott so geliebet, so müssen wir auch einander lieben. Laßt uns Gott lieben, weil er uns zuvor geliebet. Dieß ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott. Wer aus Gott geboren ist, sündiget nicht, denn der Same Gottes ist in ihm. Daran erkannten wir die Liebe Gottes, daß Er sein Leben für uns gelassen; wir müssen also auch das Leben für unsere Brüder lassen. Wer recht thut, der ist aus Gott geboren. Die Furcht ist nicht in der Liebe: vollkommne Liebe jaget die Furcht hinaus. Wer sagt, ich liebe Gott, und hasset seine Brüder, ist ein Lügner; denn wenn er seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, wie wird er Gott lieben, den er nicht sieht?“

Was sonst noch von der Tugend gelehrt wird, besteht kürzlich darin:

„Gott allein ist gut. Den Gottes Geist gut macht, der ist gut. Wer gut ist, wirkt Gutes. Wer gut ist, und Gutes wirkt, hat das ewige Leben in sich. Die Reinen werden Gott schauen.“ Oder im Bilde: Der heilige Geist wird Quelle der Liebe in uns: diese Liebe ist der lebendige Born, aus dem hernach alle einzelne gute Begierden, Gedanken, Handlungen fließen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Andacht im Verhältniß zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Andacht ist, wie es das Wort sagt, Gedanke an Gott. Wenn nun dieser Gedanke an Gott, nach unzähligen Mühungen, endlich so viel Leben gewonnen hat, daß sich der Wille des Menschen in der Richtung zu Gott erhalten kann, und in dieser fortdauernden Richtung die vorkommenden Reize zum Unrecht großmüthig verachtet, die kleinlichen Sorgen dieser Erde der Einen großen Sorge, recht zu thun, untergeordnet, die Leiden muthig getragen, und das ganze Leben des Menschen nach dem heiligen Gesetze in uns gebildet wird: so ist die Andacht des Menschen, der sie hat, und Gottes, zu dem er sich erhoben, würdig — kann die wahre, vollkommene Andacht heißen.

Wo diese Andacht ist, da ist Stärke des menschlichen Geistes, der sich über die ganze Sichtbarkeit und über sich selbst erheben, sich mit dem Unsichtbaren vertraut unterhalten, und in dieser vertraulichen Unterhaltung beharren kann; da ist Glaube an die Urquelle alles Guten, und Achtung zu ihr, und Liebe, dadurch Gedanke und Begierde, Wort und That, Inneres und Aeußeres — der ganze Mensch — zur Befolgung ihres heiligen Willens eingeweihet wird, eigentlich Devotio; da ist die Gabe, schnell und leicht von religiösen Vorstellungen ergriffen und belebet zu werden, so, daß aus Vorstellungen Empfindungen, aus Empfindungen Handlungen, und aus allen diesen — religiöse Gesinnungen werden, die dann wieder den Fond religiöser Vorstellungen bereichern.

Die wahre Andacht verträgt sich 1) nicht mit dem Mechanismus, und der seellosen Geberde der Andacht, die das ungebesserte Herz ungebessert läßt. Denn die wahre Andacht ist nicht gebunden an Ort, Zeit, Formel, wie etwa ein Körper, ein Götzenbild, das an diesem Orte steht, zu dieser Zeit gezeiget wird,

dieſe Geſtalt hat; ſie iſt überall, wie ihr Gott, und iſt im Allerinnerſten, im Heiligthume des Menſchen daheim, und wirket von innen heraus. Wo der Menſch immer iſt, da findet er ſeinen Gott, und trägt ſeinen Altar mit, das Herz, und opfert das gottgefälligſte Opfer — ſeinen Eigendünkel der höchſten Weisheit, ſeinen Eigenwillen (die Eigenliebe) dem heiligſten Willen. Wenn nun der menſchliche Wille gut iſt, — und gut muß der Wille ſeyn, der ſich mit dem heiligſten einiget, nur liebt und achtet, was die Heiligkeit gebeut: — ſo kann man nicht zweifeln, daß ein heiliger Wandel von der wahren Andacht ſo untrennbar ſey, wie das Leuchten vom Lichte, der Ausfluß von der überfließenden Quelle. Die wahre Andacht iſt kein Bruchſtück unſers Lebens, etwa wie das Eſſen oder Schlafen, ſondern ſie iſt die Lebenskraft, die das ganze Leben wohlthätig durchfließt, und das Aeußere nach dem Innern, und das Innere nach dem Göttlichen ordnet. — Die wahre Andacht verträgt ſich 2) nicht mit der prätendirten bloßen Innigkeit. Es giebt Menſchen, die ſich und Andere mit ihrer vorgegebenen Herzensandacht täuſchen, die ſie denn ſo geheim halten, daß ihre beiſpielbedürftigen Nebenmenſchen nichts davon merken können. Sie eifern gegen Andachtsbezeugung, und beweiſen dadurch, daß ſie keine wahre Andacht haben; denn die wahre Andacht kann ſich nicht unbezeugt laſſen, hat ihren natürlichen Ausdruck. Wie die Roſe einen andern Geruch hat, als die assa foetida, ſo hat die Andacht ein ander Zeichen ihres Lebens, als die Kälte gegen die ewigen Angelegenheiten des Menſchen. So wie aber die wahre Andacht ein eigen Leben, und dieſes Leben ſeinen natürlichen Ausdruck hat: ſo bedarf ſie auch einer Nahrung, und dieſe Nahrung ſucht ſie in mancherlei Uebungen, die theils die lebende Andacht bezeugen, theils die ohnmächtige neu beleben. Und wie das körperliche Leben durch Speiſe und Trank muß erhalten werden: ſo kann auch das geiſtige Leben, die Andacht, ohne Nahrungsmittel nicht beſtehen. So wie aber Speiſe und Trank nicht die Geſundheit ſelbſt, ſo iſt das Nahrungsmittel der Andacht nicht die Andacht ſelbſt. Endlich, weil

die

die wahre Andacht nichts iſt als Liebe gegen Gott, und dieſe Liebe nie ohne Nächſtenliebe ſeyn kann: ſo hat ſie einen neuen Grund, ſich auszudrücken, und ſich zu bezeugen, nämlich dieſen: um in die ſterbende Andachtsflamme des Nachbars neues Leben zu gießen. So wenig alſo die wahre Andacht das Aeußere ohne Innere, den Buchſtaben ohne Geiſt — den Mechanismus billigen kann: ſo wenig kann ſie das prätendirte Innere ohne alles Aeußere, als Wahrheit anerkennen. — Die wahre Andacht verträgt ſich 3) nicht mit dem Ausguß der Seele in die äußere Thätigkeit ohne innere Salbung dazu. Wozu Andacht? denken Einige: Arbeiten iſt beſſer, als Andacht, und iſt die rechte Andacht. — Allein wer ſo ſprechen kann, vergißt über dem Thun das Seyn, vor Zerſtreuungen außer ſich, die Sammlung in ſich, und, im Drange für Andere zu arbeiten, ſich ſelbſt zu vervollkommnen. Er nimmt, um die Thorheit im Bilde zu zeigen, ſich nicht Zeit, die nöthige Speiſe zu genießen, um nur mehr arbeiten zu können, und wähnt noch dazu, die Arbeit ſelbſt nähre ihn. — Die wahre Andacht verträgt ſich aber 4) auch nicht mit Arbeitsſcheu, um den ſüßen Empfindungen der Andacht nachhängen zu können. Wir ſind hier nicht bloß Geiſt; der Geiſt lebt im Leibe, in einer ſinnlichen Region, und neben uns leben Andere, die unſerer Hülfe bedürfen. Auch kann der Geiſt ohne Arbeit, ohne Uebung nicht zu ſeiner Entwickelung kommen. Es iſt uns alſo durch die Natur unſeres Weſens und die Bedürfniſſe Anderer, Arbeit auferlegt. Da nun die Liebe gegen Gott alles, was uns zu thun obliegt, als den Willen dieſes ihres Gottes anſieht, und die wahre Andacht Liebe iſt: ſo kann ſie nie eine Arbeitſcheu gebieten, oder auch nur dulden, wo uns unſere oder fremde Bedürfniſſe zur Arbeit rufen. Vielmehr lehrt ſie uns, auch bei der Arbeit das Herz in der vertrauten Richtung zu Gott erhalten, und es iſt ihr Spruch geworden: man muß Gott um Gotteswillen verlaſſen, d. h. die wirkliche, eigentliche Andachtsübung unterbrechen, um dem Nächſten zu Hülfe zu kommen, oder eine Berufsarbeit zu verrichten.

Wenn die wahre, vollkommene Andacht gebietende Liebe gegen Gott ist: so ist ihr Werth dem Wesen nach einerlei mit der Tugend. Weil sie aber gebietende Liebe gegen Gott ist, in sofern diese mit Gott wirklich vertrauten Umgang pfleget, oder dazu vorbereitet: so läßt sich ihr Werth auf eine eigene Weise darthun. 1) Die Andacht zeigt die menschliche Natur vorzüglich in ihrer Würde und Erhabenheit. Sie zeiget die Verwandtschaft zwischen Gott und dem Menschen in dem schönsten Aktus, in dem Umgange des menschlichen Geistes mit dem göttlichen. Darin liegt ein starker Grund gegen den Atheismus, wie Bacco bemerket: Wer Gottes Daseyn läugnet, zernichtet den Adel des menschlichen Geschlechtes. Denn daß der Mensch dem Leibe nach mit dem Thiere verwandt sey, das ist eine ausgemachte Sache. Wenn er also der Seele nach in keiner Verwandtschaft mit Gott steht, so ist er ein schlecht und unedel Gemächte. Was ist aber eine todte Verwandtschaft, und wie wird sie lebendig, als durch Andacht, durch das wirkliche Aufsteigen des Geschöpfes zum Schöpfer? 2) Die Andacht macht den Menschen höchst ehrwürdig — Allen, die den Werth eines Menschen zu fühlen im Stande sind. Wahre Größe erwecket das Gefühl der Größe bei Allen, die nicht äußerst verwahrloset sind. Nun aber ist Andacht wahre Größe des Menschen, ist Herrschaft über die sinnliche Natur, und, was noch mehr ist, über sich selbst. 3) Die wahre Andacht befördert am meisten die Nachahmung Gottes. Denn der Umgang mit Gott macht gottähnlich, und der immer hellere Blick auf die Urquelle alles Guten begeistert zur Nachahmung derselben. Die Freundschaft macht die Freunde einander immer ähnlicher, also auch die Andacht: ihr höchster Grad ist eben höchste Harmonie zwischen dem Willen Gottes und dem Willen des Menschen — das heißt, Freundschaft. 4) Nichts macht eben darum den Menschen menschenfreundlicher, als die wahre Andacht. Sie befördert ja die Nachahmung Gottes am meisten, und Gott ist doch das menschenfreundlichste Wesen. Im Umgange mit der

höchsten Liebe kann also der Mensch nicht anders, als liebevoll werden. 5) Die Andacht giebt allen Handlungen des Menschen, die in ihrem Geiste verrichtet werden, den Werth einer Religionshandlung. Denn der Mann, der die wahre Andacht hat, thut auch die gemeinsten Handlungen mit Aufblick zu Gott, aus der herrschenden Absicht, den Willen Gottes zu vollbringen. Nun diese herrschende Absicht adelt die gemeinsten Verrichtungen, macht sie zu Religionshandlungen; aber die Andacht muß selbst leben, um beleben zu können, und Nahrung bekommen, um nicht zu sterben. 6) Die Andacht ist der würdigste Gebrauch, den wir von der sinnlichen Natur machen können. Durch sie wird uns die ganze Natur Tempel Gottes. Der Andächtige findet Gott überall und allzeit, im Rauschen des Stromes, im Brausen des Windes, im Säuseln der Luft, im Lichte des Blitzes, im Schalle des Donners, im Gusse des Regens, in den Reden, Thaten, Blicken der Menschen, in jedem Winkel wie auf dem öffentlichen Platze, in der Mitternachtsstunde wie am hellen Tage. 7) Die wahre Andacht verschafft dem Menschen neuen Muth und neue Kraft, die nur sie ihm verschaffen kann. „Lerne vom Hunde," sagt Baco, „und sieh, wie dieß Thier in seiner Art Muth und Generösität empfängt, wenn es vom Menschen, der ihm anstatt Gottes oder einer bessern Natur ist, getrieben und angefrischet wird. So sammelt auch der Mensch, im Vertrauen auf Gottes Vorsehung und Gnade, Muth und Kraft, die der menschlichen Natur, sich allein gelassen, ewig fehlen müssen." Der Mensch ist wie das, was ihm seinen Muth giebt. Der Reiche holt ihn vom Gelde, der Gelehrte von seinem Wissen, der Berühmte von seinem Ruhm, der Andächtige von seinem Gott. Und dieser Gott bleibt ewig: also auch die Zuversicht seines Freundes. O Andacht! wenn sie dich kennten, wie würden sie dich lästern können? 8) Die Andacht verschafft den stärksten Trost in den Leiden dieses Lebens, und hebt die schwersten Sorgenlasten von unserm Herzen

hinweg. Die Urquelle alles Guten wird einſt das Gegenwärtige und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit, das Leiden und Wohlſeyn, die Tugend und die Glückſeligkeit in den ſchönſten Zuſammenhang bringen, und kann auch jetzt Hülfe ſenden, wozu ſonſt keine Ausſicht offen iſt. Das kann der glauben, welcher die wahre Andacht hat, und dieſer Glaube hebt den Muth, der ſonſt ſinken würde. 9) Die wahre Andacht iſt aber nicht deßwegen gut, weil ſie Kraft giebt zur Vollendung edler Handlungen; ſondern umgekehrt: weil ſie in ſich gut iſt, kann ſie zum Rechtthun Kraft verleihen. Die wahre Andacht iſt, unabhängig von ihren ſegenvollen Wirkungen, die würdigſte Beſchäftigung des Menſchengeiſtes. Der Andächtige kann nicht immer Nackte kleiden, Hungrige ſpeiſen, Thränen trocknen; deßungeachtet iſt die wahre Andacht in ſich gut und groß. Oder iſt es nichts Großes, daß ein Menſch, der auch aus Fleiſch und Blut beſteht, wie die Uebrigen, in Mitte unzähliger Menſchen, die den fünf Sinnen dienen, oder nur Ideen haſchen, — ſich über den Tumult der ſinnlichen, und über die Blendungen der Ideen-Welt erheben, und mit der Wahrheit ſelbſt, mit der Heiligkeit ſelbſt Umgang haben kann? Oder kann etwa der Arme, der nichts hat, was er geben kann, und nur von fremden Gaben lebet, nicht wahre Andacht haben, weil er nicht helfen kann? Oder hätte dieſe ſeine Andacht keinen Werth, weil er nicht reich iſt, nichts austheilen kann? Kann der Kranke nicht wahre Andacht haben, weil er nicht arbeiten kann? Oder hätte dieſe ſeine Andacht keinen Werth, weil er keinen neuen Waarenartikel auf die Frankfurtermeſſe liefern kann? Man hat hier zwei ſehr verſchiedene Dinge miteinander verwechſelt. Ein anderes iſt: Die wahre Andacht macht mich tüchtig, mit willigem Fleiße zu arbeiten, und großmüthig wohlzuthun, und: — alſo hat die Andacht ihren ganzen Werth von der Arbeit, von dem Wohlthun. Und ſo haben hier die Sittenlehrer den nämlichen Fehlſchluß gemacht, den die Politiker nicht vermieden. Weil dieſe ſahen, daß die religiöſen Leute gute Bürger ſind, ſo ſchloßen ſie, die Religion ſey nur Mittel zur äußern Ruhe des Staates;

weil jene bemerkten, daß die wahrhaft Andächtigen — die fleißigsten Arbeiter, und die thätigsten Menschenfreunde sind: so schloßen sie, die Andacht sey nur Mittel zur äußern Thätigkeit — und sahen nicht, daß die wahre Andacht, als gebietende Liebe gegen Gott, der Adel des menschlichen Gemüthes, und, unabhängig von allen wohlthätigen Folgen, der würdigste Zweck des menschlichen Strebens sey. 10) Die wahre, vollkommene Andacht ist nicht nur, als der würdigste Gebrauch der menschlichen Kräfte, in sich gut, Eins mit dem, was wir die Tugend, oder den rein-guten Willen nannten, sondern ist auch, als Freude, die edelste dieses Lebens, der eigentliche Inbegriff der Religionsfreuden, ein Vorgenuß der Seligkeit, die einem bessern Lande aufbehalten ist.

Man muß aber mit dieser wahren, vollkommenen Andacht nicht vermischen 1) das ehrliche Streben nach Andacht, 2) nicht den bloßen Schein der Andacht, 3) nicht die Uebungen, wodurch der Funke der Andacht erst sollte geweckt werden, 4) nicht die mancherlei Meinungen von der Andacht, und den Gegenständen der Andacht u. s. w.

Was übrigens von der Tugend, das gilt auch von der Andacht:

I. Sie kann ohne Selbstverläugnung, d. i. ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch Vernunft, nicht gegründet, nicht erhalten, nicht vervollkommnet werden.

II. Die Brechlichkeit der menschlichen Natur darf nie außer Acht gelassen werden; daraus die zwei großen Wahrheiten erkennbar sind: erstens, daß weder die wahre Tugend, noch die wahre Andacht — ohne höhere Kraft erreichbar sey; zweitens, daß der Mensch, so lange er diese körperliche Hülle trägt, wohl nie ohne alle Fehltritte seyn werde.

* * *

„Alle gute Gabe, alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichtes.

Ein Geiſt iſt Gott, und wer ihn anbetet, muß es im Geiſte und mit Wahrheit thun.

Betet ohne Unterlaß.

Wer bittet, der empfängt.

Wer mich liebet, der hält ſich an mein Wort; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und bei ihm Herberge nehmen.

Wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo betrügen wir uns ſelbſt.

Kindlein! ſündiget nicht. Wenn aber Jemand ſündiget, ſo haben wir Einen, der bei dem Vater ein gut Wort für uns einleget, Jeſum Chriſtum, den Gerechten."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Verhältniß des geſelligen Lebens überhaupt zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Das Leben mehrerer Menſchen, die verſchiedene Bedürfniſſe und Abſichten, Mängel und Kräfte, näher miteinander verbinden, daß ſie beiſammen wohnen, einander geben, und von einander empfangen, einander dienen und beherrſchen, miteinander arbeiten und handeln, iſt das geſellige, geſellſchaftliche Leben.

Wie die Geſellſchaft (als Verbindung zwiſchen Mann und Weib) das Mittel iſt, durch das dem Menſchen die Thüre in dieſes Leben aufgethan wird: ſo iſt auch die Geſellſchaft, als geſelliges Leben betrachtet, für uns eine ununterbrochene Wohlthat, von der Empfängniß an bis zum letzten Odemzuge, indem der Menſch, ſich allein gelaſſen, ſeine Bedürfniſſe theils gar nicht, theils nicht ſo leicht, und nicht ſo vollkommen befriedigen könnte.

Die Geſellſchaft iſt alſo (ohne auf den Eintritt des Menſchen in die Welt zu ſehen) das erſte und allgemeinſte Entwickelungsmittel der körperlichen Kräfte, und der geiſtigen Kräfte des Menſchen: der körperlichen, weil ſich ein unmündig

Kind die Nahrung und körperliche Pflege so wenig schaffen könnte, als das Daseyn; der geistigen, weil die ganze körperliche Natur außer uns, mit allen ihren unzähligen Eindrücken auf unsere Sinne, ohne die Beihülfe der Gesellschaft, die Sprach- und Vernunftfähigkeit des Menschen nicht entwickeln könnte; und ohne entwickelte Sprach- und Vernunftfähigkeit der Mensch wild umherirrte, ein Thier wie andere, und kein Mensch. So wie die Gesellschaft als erstes und allgemeinstes Entwickelungsmittel der Kräfte des Menschen angesehen werden muß: so ist die Gesellschaft der guten Menschen, denen das heilige Gesetz ihrer Natur heilig ist, sowohl für das unmündige Alter, als für jedes Alter das kräftigste Förderungsmittel des menschlichen Gut- und Wohlseyns. Die Gesellschaft der Guten ist eine praktische Schule des Guten, weil sie durch Handlungen das Gute lebendig darstellet, durch einstimmenden Eindruck den Nachahmungstrieb zur Nachahmung des Guten wecket, und durch Worte das Gute dolmetschet, daß es durch Aug und Ohr in die Seele dringe; ist das rechte sittliche Richteramt, das seine Gewalt ohne Widerspruch ausübet, weil es, ohne Anmaßung, nur durch Gutesthun Gutes gebeut; ist Asyl der wankenden Unschuld, die an dem Blicke der bewährten Tugend einen warnenden Freund, und in ihrem Schutze Rettung findet. Die Gesellschaft der Guten ist aber auch eine Quelle unschuldiger Freuden; denn in ihrem Kreise findet sich 1) nicht der Zwang, der in den sogenannten feinen Zusammenkünften herrschet, und eine drückende, überaus schwere Atmosphäre bildet. Es erscheinen hier keine Tongeber, die allein reden und allein recht haben wollen; keine Wächter des Ceremoniels, die über Komplimente, Manieren zu sitzen, aufzustehen, ein- und auszugehen — Aufsicht halten, und von den Gesetzen des eisernen Wohlstandes kein Tüpflein unerfüllt lassen; keine geschwornen Anbeter, die ihre Schmeicheleien im Tone der Bescheidenheit opfern. Es findet sich in ihrem Kreise 2) nicht die Zügellosigkeit der akademischen Sitte; hier wird keine freche Stirne gesehen, kein faules Wort gehöret,

keine wollustathmende Handlung, Geberde erblicket. Dagegen wohnt 3) in ihrem Kreise das edle Wohlwollen, das offen gegen Jedermann ohne Ziererei, fröhlich ohne Ausgelassenheit, gesprächig ohne Schwatzhaftigkeit, und bevorkommend ohne Empfindelei seyn kann: ein reines Wohlwollen, das die Feinde des geselligen Lebens verbannet, den Neid, der nicht loben, und fremdes Lob nicht hören kann; die Kälte, die das Gute nicht bemerket und nicht Freude daran hat; den Stolz, der nur sich zur Schau trägt; den Geldgeiz, der nicht geben und nicht erfreuen kann; die Wollust, die nur thierische Angelegenheiten betreibt.

Nicht nur die Gesellschaft der Guten, sondern auch die vermischte Gesellschaft, die aus Guten und Bösen, Schwachen und Starken, Weisen und Thoren besteht, hat noch gesegnete Einflüsse auf das Menschenwohl. Denn eine solche Gesellschaft ist 1) eine Offenbarung der menschlichen Natur, wie sie ist, voll Widersprüche mit sich und mit andern Wesen, im Kampfe bald mit dem Lichte, bald mit den Finsternissen, unendlich in ihren Bedürfnissen und beschränkt in ihren Kräften, nicht genießend, was da ist, und anstrebend nach dem, was nicht da ist, getäuscht und täuschend, unersättlich und träge, stets höher als irdische Wesen, und doch in dem Niedern das höchste Gut suchend u. s. f. Welch ein Schauspiel giebt nicht der „Antagonismus der Leidenschaften," die von Leidenschaften gedrückt und gereizet, befriediget und gestört werden? Wie oft hält auch in der sittlichen Welt, wie in der politischen, ein Schwert das andere in der Scheide? Die Gesellschaft zeigt den Menschen in allen seinen Schwächen, wenn ihn die Bücher nur in seiner Stärke malen. Zwar nimmt der Mensch meistentheils eine Larve vor, wenn er in die Gesellschaft tritt; aber diese Larve wird ihm von fremder Eigenliebe bald abgerissen, wie sie ihm von der eignen aufgeheftet ward. Eben diese vermischte Gesellschaft ist 2) ein Erweiterungs- und Läuterungsmittel all unsrer wirklichen Kenntnisse, indem wir, von fremden Erfahrungen unterstützet, die nämliche Sache von mehrern Sei-

ten ansehen lernen; ist das Ferment, das in die Charaktere, Neigungen einzelner Menschen geworfen, sie nach und nach durchsäuert, zwar nicht immer zur Ehre der Sittlichkeit — aber doch oft zur Aufnahme derselben. Auch eine vermischte Gesellschaft beut uns so viele Anlässe zum Mitleiden, zur Mitfreude, zur Theilnahme am Guten dar, schafft uns so viele Erinnerungen, Warnungen, Belehrungen, Ermunterungen, daß unser sittliches Gefühl dessen, was gut und böse ist, dadurch geschärfet, und die Antriebe zum Rechtthun verstärket werden können.

Je böser die Menschen, in deren Kreis wir treten, je größer ihre Zahl, je fester ihre Verknüpfung, je gebildeter ihr Kopf, je feiner ihr Aeußeres, je bedeutender ihr Einfluß auf Leitung anderer Menschen: desto schädlicher kann und wird diese böse Gesellschaft unserm Gut- und Wohlseyn werden, wenn wir ihren seuchartigen Ausflüssen durch Annäherung oder vertrauten Umgang Thür und Thor öffnen, und uns davon verpesten lassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Verhältniß des Stadt- und des Geschäftslebens zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Kraft des gesellschaftlichen Lebens zeigt sich noch mehr in volkreichen Städten. Denn obgleich durch die Verbindung einer größern Anzahl Menschen in großen Städten auf einer Seite die Kräfte zu gemeinnützigen Unternehmungen verstärket; Handlung, Gewerbe, Künste, Wissenschaften befördert; durch den Umgang mit vielen Menschen von verschiedenen Denkarten viele Fähigkeiten der Menschen schneller, leichter, und in höherm Grade entwickelt; die Nacheiferung in mancherlei guten Handlungen gelocket; die Sitten verfeinert; die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens vermehret; die Mittel und Gelegenheiten zum gesellschaftlichen Vergnügen vervielfältiget werden: so läßt es sich doch auf der andern Seite nicht läugnen, und die Geschichte schreit zu laut, daß die bösen Beispiele in großen Städten an-

ſteckender; die Verführungen zur Thorheit und zum Laſter gewaltſamer; die Herrſchaft der Mode tyranniſcher, und die blinde Nachahmung der Großen ſklaviſcher; der Zwang der eingeführten Sitten und Gebräuche niederdrückender ſind; die Aufrichtigkeit von der Verſtellung geſchwinder verbannet; die Natur allgemeiner von der Kunſt erſticket, und die Unſchuld als kindiſche Einfalt verlachet; und durch Luxus, Luxuria und Irreligion, die in großen Städten je länger je fürchterlicher um ſich greifen, die Nationen ſchneller entnervet und herabgewürdiget werden.

Auch darf hier nicht außer Acht gelaſſen werden, daß alles, was von den Blendungen der Ehre, von den Täuſchungen des Reichthums, von der zerſtörenden Allgewalt des Luxus, von den Verwüſtungen der falſchen Gelehrſamkeit, und überhaupt von den Zerrüttungen der Leidenſchaften in dieſem Buche gelehret worden, ſich in volkreichen Städten augenſcheinlich und vorzugsweiſe als wahr darthue, und dieſe ſeine Wahrheit wie im Triumphe zur Schau herumführe. Dieß iſt ſo gewiß wahr, daß allemal das Verderben von der Hauptſtadt in die Provinzialſtädte, und von da in die Dörfer ausgehet, und wie ein Strom, der über die Ufer bricht, die Gegenden verheeret.

Woraus denn auch der Einfluß des Handels auf das Wohl und Wehe der Völker geſchätzt werden kann. Er verbindet Welttheile mit Welttheilen, und bringt mit den Waaren, mit den Produkten der Natur und des Fleißes, mit den Erfindungen, Kenntniſſen und neuen Nahrungszweigen, auch die Thorheiten, Moden, Laſter, Schwachheiten, Krankheiten entfernter Völker bei andern Völkern in Umlauf; nichts davon zu ſagen, daß er die niedere, harte, bloß auf Eigennutz ſpekulirende, unliberale Denkart, den eigentlichen Handelsgeiſt, zur Zunftſache eines angeſehenen Standes der Menſchen machet.

Die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens zeigen ſich insbeſondere durch die Geſchäfte, Arbeiten, die gewiſſen Ständen, Aemtern weſentlich ſind, und daher

das eigentliche Geschäftsleben ausmachen. Diese Vortheile sind sowohl in Hinsicht auf das Gutseyn, als das Wohlseyn der Menschen groß. Die Vortheile sind erstens negativ. Dadurch, daß der Mensch, kraft seines Amtes und Standes, seinen bestimmten Arbeitskreis, und jeder Tag eigentlich sein Tagwerk, und jede Schulter ihre eigene Last hat, werden wir vor Langeweile und Müßiggang, und vor vielen Thorheiten und Ausschweifungen regelloser Sinnlichkeit und ungeordneter Ehrliebe bewahrt, zu denen der geschäftslose Mensch nicht sowohl verführet, als von Müßiggang und Langeweile getrieben wird, bloß, weil er soviel Lücken seines Lebens auszufüllen, und noch darüber die Wahl hat, sie mit Thorheiten und Laster auszufüllen. Es ist für die meisten Menschen ein großes Glück, daß sie nicht viel zu wählen haben, indem sie in den meisten Wahlakten das Schlechtere statt des Bessern wählen würden. Nun beschränkt das Geschäftsleben die Wahl des Menschen, und was das Wählen schrecklich macht, die Willkühr: es ist für ihn das Loos schon gezogen — er darf nur dem Looſe folgen. Hier leuchtet uns auch eine Ursache ein, warum in den menschlichen Ständen aufwärts fast durchgehends mehr Elend, Thorheit und Unrecht zu finden ist, als in den Ständen abwärts. Denn je weiter wir aufwärts kommen, desto weniger eigentliche Arbeit finden wir: Geschäftigkeit genug, aber nicht die peinlichen Arbeiten, die den Stachel der Thorheit, Eitelkeit, Wollust stumpf machen. Es haben die Mütter in den vornehmen Häusern, und in denen, die sich über den Bürgerstand erheben, ein schrecklich Gericht über ihre Familie beschlossen, seitdem sie sich von der Erziehung der Kinder, von Führung der Haushaltung, und von der Aufsicht über die Hausgenossen entfernet, und an die Stelle dieser wesentlichen Arbeiten bloß die zufälligen: Visiten zu geben und anzunehmen u. s. w., haben treten lassen. Je mehr sich der Mensch von der Mutter-Natur entfernet, — und diese Mutter-Natur lehret nichts anders, als: arbeite, um der Ruhe würdig zu seyn: — je tiefer verwickelt er sich in Labyrinthen einer thörichten Thätigkeit, die kein

Heil schaffen kann, oder einer eben so thörichten Unthätigkeit, die nicht vor Elend bewahren kann.

Die positiven Vortheile des Geschäftslebens sind diese zwei, daß dadurch die Kräfte des Menschen würdig geübet werden, um Andern nützlich werden zu können, und würdig angewandt, um nützlich zu seyn. Sowohl jene Uebung, als diese Anwendung der Kräfte schafft uns das tröstende und stärkende Bewußtseyn, unser Tagwerk vollendet zu haben, und der Achtung der Menschen, der Ruhe und Erholung, und selbst der Belohnung nicht unwürdig zu seyn.

Aber diese Vortheile des geschäftigen Lebens sind nur eine Seite desselben, und sie heben die unzähligen Wehen nicht auf, die nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge damit verknüpfet sind. Unzählige Wehen entstehen 1) daraus, daß viele Menschen Geschäfte übernehmen, die ihren Kräften nicht angemessen sind, entweder weil die Kräfte an sich zu schwach sind, oder wenigstens durch Mangel an Vorbereitung die nöthige Geschicklichkeit nicht erhalten haben. Es ist sehr komisch, oder lieber — tragisch, zu sehen, wie die Kandidaten Aemter suchen. Sie wollen Versorgung, Ansehen, politischen Charakter haben: dieß ist der Zweck. Um diesen Zweck zu erreichen, bieten sie sich zu allen Aemtern, Diensten, Geschäften an, die sie durch Geld, Empfehlung oder auf andern Wegen erhalten können, ohne ihre Kräfte zu fragen, und dieselben mit den Amtspflichten zu vergleichen. Nun liegt das Amt mit allen seinen Lasten auf den ungeübten und zu schwachen Schultern. Was sich durch Andere thun läßt, läßt der neue Geschäftsmann durch Andere thun. Aber Alles kann er nicht durch Andere thun lassen; er muß selbst handeln. Er verbirgt anfangs seine Unfähigkeit durch ein steifes Amtsgesicht, durch schmetternde Befehle u. s. w. Aber diese Krücken des Ansehens brechen bald, und mit ihnen das Ansehen des neuen Geschäftsmannes. Das Geschäftsleben ist bereits ein Marterleben für ihn. Die Unwissenheit, was zu thun sey, die Zweifel, wie's zu thun sey, verwirren ihn; das Gefühl seines Unvermö-

gens ängstiget ihn; die Wahrnehmung, daß er gefehlet habe, und die Schande, die ihm seine Fehltritte zuziehen, kreuzigen ihn. — Zu den hundert Verlegenheiten in Amtsverrichtungen, und zu den öffentlichen Demüthigungen, die ihn von außen begleiten, gesellet sich noch von innen die Gewissensangst, Menschen-Leider oder Geister schlecht verpflegt, oder ihr Wohlseyn wie immer zerstört zu haben. Unzählige Wehen entstehen 2) daraus, daß die Geschäftsmänner sich in Unternehmungen verwickeln, oder zu Geschäftsmanipulationen verleiten lassen, die mit dem heiligen Gesetze unserer Natur nicht vereiniget, und nie ohne Widerspruch des unbestochenen Gewissens getrieben werden können. Solchen fehlt es nicht am nöthigen Kraftmaße, sondern am guten Willen. Und wo dieser fehlt, da wird der Handelsmann ein Betrüger, der Rath ein Gesetzverdreher, der Advokat ein Schelm, der Richter ein Chikanenschmied, der Prediger eine Schmeichelkatze der Großen oder des Volks, und der Theologe ein Hahn auf dem Dache, der sich nur vom stärkern Winde treiben läßt. Unzählige Leiden entstehen 3) daraus, daß in den öffentlichen und Privatgeschäften nicht Ordnung gehalten wird, nicht an jedem Tage, zu jeder Stunde das Nothwendige und das Nächste gethan, und so der Verwirrung, die aus Versäumniß und Anhäufung der Geschäfte entsteht, nicht vorgebeugt wird. Ohne den Geist der Ordnung, das heißt: ohne Erkenntniß dessen, was im Großen und im Kleinen zu thun ist, und ohne Selbstverläugnung, die alle Hindernisse überwindet, welche der Genauigkeit in Beobachtung der Amtspflichten im Wege stehen, — kann das Geschäftsleben nichts, als eine Quelle der Unruhe und der Zerrüttungen, des Unrechts und des Elends werden. Nebst diesen Wehen, die einen Nichtgebrauch oder Mißbrauch der Freiheit in dem Geschäftsmanne voraussetzen, giebt es 4) noch unzählige, die der beste Wille nicht verhindern, der schärfste Blick nicht voraussehen kann. Nur die Erfahrung kann uns lehren, wie tief das sittliche Verderben, das die menschliche Natur befleckt, wie groß das Elend, das sie drückt, und

wie gering die Kraft ſey, die uns gegeben iſt, jenes Verderben zu heilen, und dieſes Elend zu mindern. Wer übrigens nie den Dornenpfad des geſchäftigen Lebens gewandelt hat, kann ſich kaum einen Begriff machen, wie die Maler lügen, die nur den Glanz des thätigen Lebens und die Luſtſcenen deſſelben malen. Doch ſie lügen nicht immer, ſie täuſchen oft nur, weil ſie ſelbſt getäuſcht ſind.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Verhältniß des häuslichen Lebens zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Vereinigte das häusliche Leben die Vorzüge, deren es fähig iſt, die Vorzüge der Freundſchaft, die Vorzüge des geſelligen und geſchäftigen Lebens, und die Vorzüge der Andacht und Tugend: ſo würde es der Würde der Menſchennatur, und dem offenbaren Zwecke der Familie angemeſſen, und, wenn es der Würde des Menſchen und dem Zwecke der Familie angemeſſen wäre, eine ſegenvolle Quelle des Wohlſeyns für das menſchliche Geſchlecht ſeyn. Wäre die Andacht und Tugend in einer Familie herrſchend: ſo wären die Glieder der Familie, als Menſchen, gut, und ſo glücklich, als man durch die Andacht und Tugend werden kann. Wäre in einer Familie die wahre Freundſchaft lebendig: ſo wären die Glieder der Familie, als Glieder der Familie, gut, und ſo glücklich, als man durch Freundſchaft werden kann. Wäre in einer Familie die Geſchäftigkeit von der Tugend, Andacht und Freundſchaft beſeelet: ſo wären die Glieder der Familie gut, und ſo glücklich, als man durch Selbſtbeherrſchung, Erziehung der Kinder, Erwerb und Verwaltung des Vermögens, Regierung des Hausweſens werden kann.

Allein das Wohlſeyn der Familien iſt wie die Menſchen, und die Menſchen ſind, wie ſie ſind,— ſelten und die wenigſten, wie ſie ſeyn ſollten. Nehmen wir die Menſchen, wie ſie ſind: ſo werden wir das häusliche Leben auch nehmen, wie es iſt. Wir werden inne werden, daß

1) der Geschlechtstrieb, wenn er nicht geordnet ist, nothwendig ein Zerstörer des häuslichen Glückes, und daß er leider! nicht überall geordnet, durch den Ehestand zwar beschränket, aber dadurch noch nicht geordnet sey. Wenn der Geschlechtstrieb nicht in Ordnung gebracht, und in Ordnung erhalten wird: so ist kein Unrecht gedenkbar, zu dem er nicht versuchen, und keine Zerrüttung, die er nicht anrichten kann. Die Geschichte aller Völker sagt es uns, daß dem ungebändigten Geschlechtstriebe kein Band des Blutes, der Ehe, des Eides, des Gesetzes, heilig ist. Er durchbricht alle Dämme der Lasterhaftigkeit, erstickt alle Warnungsstimmen des Gewissens, löset alle Bande der Geselligkeit und Freundschaft auf, richtet alle Verwüstungen an, die eine herrschende Leidenschaft anrichten kann, und opfert Reichthum, Ehre, Gesundheit, Ruhe, Leben, Tugend, Hoffnung ꝛc. der Befriedigung seiner selbst auf. Und daß er nicht überall geordnet sey, das sagt uns die Geschichte des Menschen. Wir werden 2) inne werden, daß, ohne auf den Geschlechtstrieb zu sehen, die übrigen Leidenschaften, die Ruhmsucht, der Neid, die herrschende Geldliebe, der unbezähmte Hang zu Ergötzungen aller Art, keine geringen Feinde der häuslichen Ruhe, Eintracht, Zufriedenheit, und daß diese Feinde nicht selten seyen. Wir werden 3) inne werden, daß besonders die Eifersucht unter die Geißeln gehöre, die alle wahre Freude aus den Familien hinauspeitschen, und daß diese Geißel nicht selten sey. Wir werden 4) inne werden, daß ohne Sinn für Unschuld und Gutmüthigkeit, ohne Geschmack an Redlichkeit, an Einfalt des Herzens, und an prunkloser Reinlichkeit ꝛc. sich keine dauerhafte häusliche Freude denken lasse, und daß dieser Sinn nicht allgemein sey. Wir werden 5) inne werden, daß die drückenden Nahrungssorgen einen großen Theil Menschen das häusliche Glück nie recht schmecken lassen, und diese drückenden Sorgen nicht selten seyen.

Von dem ersten Zerstörer des häuslichen Glückes muß ich, um unsers Zeitalters willen, die höchst traurige und ganz wahre Bemerkung hier nach- oder wiederholen, diese nämlich: Nichts hindert in der That

das häusliche Glück so sehr, als die frühe und zügellose Wollust, die in volkreichen und dem Luxus hingegebenen Städten und Ländern immer allgemeiner wird und werden muß: die frühe Wollust, die das Geschlecht zur Ehe untüchtig macht, und die unbändige Wollust, die die heilsamen Fesseln der Ehe nicht mehr tragen kann, und die wohlthätigste Beschränkung als ein tyrannisches Joch abschüttelt und verschreit! — — Manum de tabula! — Nur noch den Wunsch, daß mich die nächste Generation widerlegen möchte!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Verhältniß der Einsamkeit zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Einsamkeit ist 1) dem Nachdenkenden eine Freistätte des ruhigen, ungestörten Nachdenkens. Sie kann uns gesellig mit uns, und vertraut mit dem wahren Werthe der Dinge machen. Die Gedanken, von denen man sagt, daß sie zollfrei seyen, sind doch nirgends zollfreier, als in der Einsamkeit. Abgeschieden von Andern, können wir unsre Kräfte und Schwächen, unsre Selbstbetrüge und Fehltritte die Revüe passiren lassen. Zurückgetreten aus dem Getümmel, können wir das Leere der Weltthorheiten, die sie „Plaisirs" nennen, fühlen, und die Probe machen, daß unser wahres Glück von uns in uns gefunden werden kann, wenn wir es am rechten Orte suchen, und daß es uns nur am Muth fehle, „mit Gott in uns" zu leben. Wenn wir in einsamen Stunden die prächtigen Hoffnungen, außer uns Freude zu finden, mit dem Gefundenen vergleichen: so lernen wir die Traumgestalten der Dinge als solche kennen, und es hat die Einsamkeit für uns etwas von dem Verdienste, das Claudius dem Tode mit Recht ausschließungsweise zuschreibt. Sie zieht den Dingen die Regenbogenhaut ab. — Es gedeihen auch in der Einsamkeit alle Arbeiten, die Nachdenken fordern, besser. Die Seele, entlastet von den

Gegen-

Gegenständen des Marktes, thut schärfere Blicke in das Gebiet des Menschen, der Wissenschaften, Künste, Religion. Die Einsamkeit ist 2) dem Andächtigen ein Tempel des Gebetes. Die durchwachten Nächte der einsamen Weisen sind wenigstens so berühmt, als die durchschwärmten Nächte der Thoren. Man muß die Kräfte zuerst in sich sammeln, um sie zur Urquelle alles Guten erheben zu können; man muß bei sich selbst wohnen, um sich dem Allerhöchsten zu weihen. Dieß Sammeln der zerstreuten, und dieß Festhalten der gesammelten Kräfte kann uns durch die Einsamkeit wenigstens erleichtert werden. . . Das Mens potens habitare secum darf in der Einsamkeit nicht fehlen, sonst wird sie Plage. Die Einsamkeit ist 3) wie ein Heiligthum der Freundschaft zur freiern Ergießung des Herzens. — Die wahre Liebe ist züchtig, und scheut den müßigen Zuschauer. Die Einsamkeit ist 4) ein Labsal, und oft das einzige des Leidenden, weil sie ihm Gelegenheit schafft, sich ausweinen, dem gepreßten Herzen Luft machen, und unbemerkt Hülfe über den Sternen suchen zu können. Die Einsamkeit ist 5) dem, der tugendhaft werden möchte, ein wichtiges, unentbehrliches Noviziat, eine Uebungsanstalt, die alle Weisen zu allen Zeiten empfohlen haben. Man muß die Freuden des Umgangs entbehren, und die Zerstreuungen der Gesellschaft sich versagen lernen, um einen Vorschmack jener Unabhängigkeit zu bekommen, ohne die der menschliche Geist nie lebendig fühlen kann, daß er lebe; indem ihn sonst die äußern Gegenstände oder die Wünsche seines Herzens ohne Unterlaß beherrschen. Die Einsamkeit ist 6) ein vielfaches Bedürfniß des Gesellschafters und des Geschäftsmannes. Er sucht Einsamkeit, um sich vor Mißmuthigkeit, dieser natürlichen Tochter der Gesellschaft, zu bewahren, und die abgelaufene Uhr wieder aufzuziehen; er sucht Einsamkeit, um das Gemüth von Ueberdruß und Ekel zu heilen, der im Gewirre der Gesellschaft kaum zu vermeiden ist; er sucht Einsamkeit, und entfernet sich vom Schauplatze, um sich in die Rolle, die er spielen muß, hinein zu denken, und würdiger aufzutreten, die Entwürfe daheim zu ord-

nen, die im Oeffentlichen müssen ausgeführt werden; er sucht Einsamkeit, um seinem Charakter die Eigenthümlichkeit wieder zu geben, die ihm die fremden Gestalten und die thörichte Nachahmung geraubet haben; er sucht Einsamkeit, um sich gegen die Eindrücke des Bösen und des Unangenehmen, denen ihn die Gesellschaft preisgiebt, abzuhärten, und die Grundsätze sich noch tiefer einzugraben, die seine unsichtbare Wagenburg auf dem Kampfplatze der menschlichen Leidenschaften seyn müssen.

Daraus läßt sich nun erklären, warum alle große Männer Freunde der Einsamkeit waren, und daß man auf die Naturstimme: Ich will allein seyn, mehr zu achten habe, als auf das Gesumme der Schmetterlinge, die nie zu sich kommen, weil sie immer außer sich umher fliegen.

Aber diese Vortheile gewährt die Einsamkeit nur denen, die von ihr guten Gebrauch machen; denn sie ist es ja eben, die durch Greuelthaten entweihet, zur Ausbrütung der schwärzesten Projekte, und zur Auszeitigung der abscheulichsten Gedanken mißbraucht werden kann, und leider! wird. So werden die Plane zum Selbstmorde meistens in der Einsamkeit entworfen und ausgeführet. Wohl dem, der die Einsamkeit nie sucht, als um der Wahrheit und der Tugend willen, und in der Einsamkeit sich stets so beträgt, daß er vor den Augen des Allsehenden nie erröthen darf, allein gewesen zu seyn, und die Einsamkeit nie verläßt, ohne irgend einen guten Gedanken, eine edle Empfindung, einen kräftigen Trost, einen menschenwürdigen Vorsatz in die Gesellschaft mitzunehmen. Das heißt gewiß: die Einsamkeit gut gebrauchen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vom Landleben in obiger Beziehung.

An Einsamkeit grenzet das Landleben, das für die eigentlichen Landleute, und für die Freunde des Landlebens sehr wohlthätig werden könnte, wenn die Men-

schen ihrem eignen Wohlseyn nicht so hartnäckig im Wege stünden.

Doch giebt es einen Segen des Landlebens für die Landleute, der nicht sonderlich von ihrer Mitwirkung abhängt. Das Landleben erhält die Arbeitenden bei einer einfachern, künstlosern und natürlichern Lebensart, und in dem glücklichen Mangel an so vielen unnatürlichen, erkünstelten, vervielfältigten Bedürfnissen der Städter. Auf diese Weise bleiben sie verschonet von all dem Unrathe, womit der Luxus in Buchstabenkenntniß, Kleidung, Nahrung, Ergötzung ꝛc. die großen Städte überschwemmt. Andere Vortheile gewährt das Landleben nur dem, der Sinn für „diesen praktischen Lehrer der Wahrheit" hat. Dieser praktische Lehrer erinnert uns 1) an unsern Gott. Die ganze Natur trägt Spuren Gottes; aber wenn man unter Kornfeldern dahergeht, da trifft man, wie der glückliche Bauer singt: Gott gleichsam auf der That, mit Segen in der Hand, und sieht's vor Augen, wie er frisch die volle Hand ausstreckt, und wie er seinen großen Tisch für alle Wesen deckt. Unsers Gottes Allmacht und Milde leuchtet in allen seinen Werken hervor; aber die Aecker und Weinberge sind doch ein sonderlicher Schauplatz seiner Vorsorge, wo er seine Gaben hervorbringt, und für uns den Brodkorb und Becher füllet. Dieser praktische Lehrer erinnert uns 2) an die Unentbehrlichkeit dessen, was Tausende für entbehrlich halten, an die Unentbehrlichkeit der Arbeit, und an die Entbehrlichkeit dessen, was die Gelehrten, die Reichen, die Großen in ihren Träumen für unentbehrlich zum wahren Wohlseyn halten, — widerlegt die krassen Vorurtheile von menschlicher Glückseligkeit, denen wir in unsern Städten dienen. Wer den Werth der Arbeit noch nicht kennet, der gehe auf das Land, und lerne, was der Mensch thun müsse, damit Brod auf unsern Tisch komme, oder aus dem Flachs eine Decke für unsern Leib bereitet werde. Und gerade diese Menschenklasse, die uns die Unentbehrlichkeit der Arbeit so anschaulich machet, ge-

rade dieſe Menſchenklaſſe beweiſet uns auch die Entbehrlichkeit ſo mancher Dinge, die wir Thoren für unentbehrlich halten. Wenn wir auf dem Lande Menſchen ſehen, die in keinen Palläſten wohnen, ſich nicht mit Gold und Seide kleiden, mit gemeinen Speiſen den Magen füllen, mit Waſſer und andern wohlfeilen Getränken den Durſt ſtillen, den ganzen Tag mit harten, rauhen Arbeiten zubringen, von weichen Betten keine Kunde haben, keine Romane, Journale, Zeitungen leſen, nie auf Akademien ſtudirt und diſputirt haben, um Hofviſiten und glänzende Geſellſchaften nichts wiſſen, von Bedienten, Komplimenten und dergleichen keinen Begriff haben — — und bei alle dem geſund, wohlthätig, treu, gottesfürchtig, froh und munter ſind: ſo muß es uns, in den Augenblicken des ſtillen Nachdenkens, wohl oft durch den Sinn fahren: „Sieh! das Glück, das du ſucheſt, liegt nicht in geſchmückten Wohnungen, koſtbaren Kleidungen, wohlgedeckten Tafeln, hitzigen Getränken, weichen Betten, gelehrten Diſputen, glänzenden Geſellſchaften u. ſ. w. Sieh! der Menſch braucht ſehr wenig, um vergnügt zu ſeyn, braucht nur treu zu ſeyn dem Winke ſeines Gottes, und er iſt ſo glücklich, als es ein Menſch hier ſeyn kann. Sieh! die wohlfeilſten Vergnügungen ſind dem Arbeiter ungleich ſchmackhafter, als die koſtbarſten dem Hofmann mit ſeinem Harmgeſichte gewiß nicht ſind. Dieſer praktiſche Lehrer erinnert uns 3) an ein Land, wo der Arbeit Ruhe, der Tugend Genuß, der Geduld Errettung, und dem unerſättlichen Durſte nach Glückſeligkeit Glückſeligkeit aufbehalten iſt. Viel Elend, und kein erträumtes, ſondern wirkliches Elend drückt doch auch die Landleute, und drückt auch die treuen, frommen Landleute. Wenn man nur bedenkt, wie ſie manchmal nach blutiger Arbeit von Hagel, Wild, Soldaten ꝛc. ihr ſauer Erarbeitetes müſſen zerſtöret ſehen; wie ſie von allen Seiten gedrängt und gedrückt werden; wie ſie für alle ihre Abgaben, die ſie entrichten, oft ſehr wenig von allen den wohlthätigen Schutzwehren, Unterſtützungen und Beihülfen, die von guten Be-

amten, Seelsorgern, Schullehrern, Aerzten, Hebammen, den Unterthanen zufließen könnten, für ihre Gesundheit, Ehre, Vermögen, Weiber, Kinder, erhalten; wenn man dann erst das namenlose Elend in Hütten ansehen muß, und nicht Hülfe schaffen kann: o, da wird man sich kaum erwehren können, zu glauben: der Mensch ist doch für etwas Besseres geschaffen, als daß er die Erdschollen zerschlagen, mit Pflug, Sichel und Dreschflegel sich plagen — und dann modern, und ganz, wie er ist, modern sollte!

Das Landleben kann aber nur dieser praktische Lehrer für uns werden, kann uns nur an Gott, an unser wahres Wohlseyn erinnern: und, wenn es uns auch wirklich erinnerte, so wären wir daran nur erinnert. Auch das, was das Landleben seyn kann, ist es nur Wenigen. Denn die meisten Hof- und Stadtleute, die nur etliche Monate von der Landluft, wie sie sagen, profitiren, profitiren sehr wenig von dem praktischen Lehramte des Landlebens; bringen gewöhnlich den Hof- und Stadtton in ihre Landhäuser und Schlösser mit, und haben, theils um sich die Langeweile zu ersparen, theils um den Wohlstand nicht zu beleidigen, theils um ihre Neigungen zu befriedigen, so viele Besuche zu geben und anzunehmen, daß sie auf dem Lande so wenig zu sich kommen, als in Städten. Die Gelehrten (und wir Studirende) stecken größtentheils wohl auch zu tief in den Büchern, als daß sie sich dem Eindrucke des blauen Himmels, und der Ahnung dessen, was über den Sternen ist, frei überlassen könnten; Viele scheinen auch sich für zu weise zu halten, als daß sie zur Ameise, oder dem Feldhirten, oder der Hausmutter noch in die Schule gehen sollten. Bis sie nun vollends die Blähungen, die das sitzende Leben verursacht, weggelaufen haben, müssen sie wieder zu den Büchern und ihren Handarbeiten nach Hause eilen. Die eigentlichen Landleute, die vom Ackerbau oder Weinbau, oder von der Viehzucht, oder von allen dreien leben, genießen wohl auch einen geringen Theil von dem Glücke, dessen sie ihr Beruf empfänglich machen könnte. Rohheit und Unwissenheit, tiefgewurzelter Haß

gegen alle Verbesserung ihres Zustandes, Nachahmung der Stadtsitten, Mechanismus ihrer Religionsbegriffe und Religionsübungen, starrer Eigensinn und beispielloser Eigennutz, der um Kleinigkeiten willen große Prozesse führet, lassen einen großen Theil des Landvolkes nicht zu jener Fassung des Gemüthes kommen, ohne die kein Mensch gut und dauerhaft froh werden kann.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Resultate aus dem Vorhergehenden.

Wenn wir nun alle diese, gewiß parteilosen Betrachtungen über geselliges und einsames, Stadt- und Land-, Geschäfts- und häusliches Leben zusammenfassen: so lernen wir I. daraus, daß weder Gesellschaft noch Einsamkeit, weder Stadt- noch Landleben, weder Geschäfts- noch häusliches Leben uns durch sich selbst gut oder wahrhaft froh machen kann, sondern daß es überall, in allen diesen Verhältnissen, 1) auf den Blick des Menschen ankommt, ob er die Einflüsse, den diese Lebensweisen auf sein oder fremdes Gut- und Wohlseyn, Böse- und Elendseyn haben können, richtig bemerke; 2) auf den Muth des Menschen, ob er groß und edel genug sey, um sich vor Thorheit, Laster und selbstgemachtem Elend zu bewahren, und die Anlässe zum Recht- und Wohlthun standhaft zu benützen; 3) auf den Blick und den Willen seiner Mitmenschen, ob sie ihm das Gut- und Wohlseyn erschweren oder erleichtern mögen, und 4) auf eine höhere, über die Menschen erhabene Macht, die wir sonst die Urquelle alles Guten nennen, die die Keime der Dinge sowohl, als die Zügel der Begebenheiten vor unserm Blicke verbirgt, und die wir in ihrem unerforschlichen Gange anbeten, aber nicht erklären können.

Wir lernen II. daraus, daß weder das gesellige noch einsame, weder das Stadt- noch Land-, weder das Geschäfts- noch häusliche Leben ohne Selbstverläugnung, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, unser Gut- und Wohlseyn fördern kann.

* * *

Von der Gesellschaft.

„Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und euren Vater, der in den Himmeln ist, preisen. Eure Rede sey Ja, ja, Nein, nein. Seyd einfältig, wie die Tauben, und klug, wie die Schlangen. Ihr seyd das Salz der Erde; wenn nun das Salz dumm wird, womit soll man's wieder salzen? Meidet allen bösen Schein. Seht, daß eure Freiheit nicht dem Schwachen zum Anstoße werde. Niemand suche, was sein ist, sondern ein Jeder suche, was des Andern ist. Es müssen Aergernisse kommen, aber wehe dem, durch den sie kommen."

Von der Einsamkeit.

„Jesus ward von dem Geiste in die Einöde getrieben. Wenn du betest, so geh' in deine Kammer, und schließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir's vergelten. Jesus entließ das Volk, und gieng allein auf den Berg, um da zu beten, und am Abende war er allein da."

Von dem häuslichen und Landleben nahm Jesus seine meisten Gleichnisse, theils um seine göttlichen Gedanken in ein gemeines Gefäß zu legen, theils um uns auch einen Wink zu geben, wie unsere Betrachtungen bei ähnlichen Anlässen beschaffen seyn könnten und sollten.

wie gering die Kraft ſey, die uns gegeben iſt, jenes Verderben zu heilen, und dieſes Elend zu mindern. Wer übrigens nie den Dornenpfad des geſchäftigen Lebens gewandelt hat, kann ſich kaum einen Begriff machen, wie die Maler lügen, die nur den Glanz des thätigen Lebens und die Luſtſcenen deſſelben malen. Doch ſie lügen nicht immer, ſie täuſchen oft nur, weil ſie ſelbſt getäuſcht ſind.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Verhältniß des häuslichen Lebens zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

Vereinigte das häusliche Leben die Vorzüge, deren es fähig iſt, die Vorzüge der Freundſchaft, die Vorzüge des geſelligen und geſchäftigen Lebens, und die Vorzüge der Andacht und Tugend: ſo würde es der Würde der Menſchennatur, und dem offenbaren Zwecke der Familie angemeſſen, und, wenn es der Würde des Menſchen und dem Zwecke der Familie angemeſſen wäre, eine ſegenvolle Quelle des Wohlſeyns für das menſchliche Geſchlecht ſeyn. Wäre die Andacht und Tugend in einer Familie herrſchend: ſo wären die Glieder der Familie, als Menſchen, gut, und ſo glücklich, als man durch die Andacht und Tugend werden kann. Wäre in einer Familie die wahre Freundſchaft lebendig: ſo wären die Glieder der Familie, als Glieder der Familie, gut, und ſo glücklich, als man durch Freundſchaft werden kann. Wäre in einer Familie die Geſchäftigkeit von der Tugend, Andacht und Freundſchaft beſeelet: ſo wären die Glieder der Familie gut, und ſo glücklich, als man durch Selbſtbeherrſchung, Erziehung der Kinder, Erwerb und Verwaltung des Vermögens, Regierung des Hausweſens werden kann.

Allein das Wohlſeyn der Familien iſt wie die Menſchen, und die Menſchen ſind, wie ſie ſind,— ſelten und die wenigſten, wie ſie ſeyn ſollten. Nehmen wir die Menſchen, wie ſie ſind: ſo werden wir das häusliche Leben auch nehmen, wie es iſt. Wir werden inne werden, daß

1) der Geschlechtstrieb, wenn er nicht geordnet ist, nothwendig ein Zerstörer des häuslichen Glückes, und daß er leider! nicht überall geordnet, durch den Ehestand zwar beschränket, aber dadurch noch nicht geordnet sey. Wenn der Geschlechtstrieb nicht in Ordnung gebracht, und in Ordnung erhalten wird: so ist kein Unrecht gedenkbar, zu dem er nicht versuchen, und keine Zerrüttung, die er nicht anrichten kann. Die Geschichte aller Völker sagt es uns, daß dem ungebändigten Geschlechtstriebe kein Band des Blutes, der Ehe, des Eides, des Gesetzes, heilig ist. Er durchbricht alle Dämme der Lasterhaftigkeit, erstickt alle Warnungsstimmen des Gewissens, löset alle Bande der Geselligkeit und Freundschaft auf, richtet alle Verwüstungen an, die eine herrschende Leidenschaft anrichten kann, und opfert Reichthum, Ehre, Gesundheit, Ruhe, Leben, Tugend, Hoffnung ꝛc. der Befriedigung seiner selbst auf. Und daß er nicht überall geordnet sey, das sagt uns die Geschichte des Menschen. Wir werden 2) inne werden, daß, ohne auf den Geschlechtstrieb zu sehen, die übrigen Leidenschaften, die Ruhmsucht, der Neid, die herrschende Geldliebe, der unbezähmte Hang zu Ergötzungen aller Art, keine geringen Feinde der häuslichen Ruhe, Eintracht, Zufriedenheit, und daß diese Feinde nicht selten seyen. Wir werden 3) inne werden, daß besonders die Eifersucht unter die Geißeln gehöre, die alle wahre Freude aus den Familien hinauspeitschen, und daß diese Geißel nicht selten sey. Wir werden 4) inne werden, daß ohne Sinn für Unschuld und Gutmüthigkeit, ohne Geschmack an Redlichkeit, an Einfalt des Herzens, und an prunkloser Reinlichkeit ꝛc. sich keine dauerhafte häusliche Freude denken lasse, und daß dieser Sinn nicht allgemein sey. Wir werden 5) inne werden, daß die drückenden Nahrungssorgen einen großen Theil Menschen das häusliche Glück nie recht schmecken lassen, und diese drückenden Sorgen nicht selten seyen.

Von dem ersten Zerstörer des häuslichen Glückes muß ich, um unsers Zeitalters willen, die höchst traurige und ganz wahre Bemerkung hier nach- oder wiederholen, diese nämlich: Nichts hindert in der That

das häusliche Glück so sehr, als die frühe und zügellose Wollust, die in volkreichen und dem Luxus hingegebenen Städten und Ländern immer allgemeiner wird und werden muß: die frühe Wollust, die das Geschlecht zur Ehe untüchtig macht, und die unbändige Wollust, die die heilsamen Fesseln der Ehe nicht mehr tragen kann, und die wohlthätigste Beschränkung als ein tyrannisches Joch abschüttelt und verschreit! — — Manum de tabula! — Nur noch den Wunsch, daß mich die nächste Generation widerlegen möchte!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Verhältniß der Einsamkeit zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Die Einsamkeit ist 1) dem Nachdenkenden eine Freistätte des ruhigen, ungestörten Nachdenkens. Sie kann uns gesellig mit uns, und vertraut mit dem wahren Werthe der Dinge machen. Die Gedanken, von denen man sagt, daß sie zollfrei seyen, sind doch nirgends zollfreier, als in der Einsamkeit. Abgeschieden von Andern, können wir unsre Kräfte und Schwächen, unsre Selbstbetrüge und Fehltritte die Revüe passiren lassen. Zurückgetreten aus dem Getümmel, können wir das Leere der Weltthorheiten, die sie „Plaisirs" nennen, fühlen, und die Probe machen, daß unser wahres Glück von uns in uns gefunden werden kann, wenn wir es am rechten Orte suchen, und daß es uns nur am Muth fehle, „mit Gott in uns" zu leben. Wenn wir in einsamen Stunden die prächtigen Hoffnungen, außer uns Freude zu finden, mit dem Gefundenen vergleichen: so lernen wir die Traumgestalten der Dinge als solche kennen, und es hat die Einsamkeit für uns etwas von dem Verdienste, das Claudius dem Tode mit Recht ausschließungsweise zuschreibt. Sie zieht den Dingen die Regenbogenhaut ab. — Es gedeihen auch in der Einsamkeit alle Arbeiten, die Nachdenken fordern, besser. Die Seele, entlastet von den

Gegen-

Gegenständen des Marktes, thut schärfere Blicke in das Gebiet des Menschen, der Wissenschaften, Künste, Religion. Die Einsamkeit ist 2) dem Andächtigen ein Tempel des Gebetes. Die durchwachten Nächte der einsamen Weisen sind wenigstens so berühmt, als die durchschwärmten Nächte der Thoren. Man muß die Kräfte zuerst in sich sammeln, um sie zur Urquelle alles Guten erheben zu können; man muß bei sich selbst wohnen, um sich dem Allerhöchsten zu weihen. Dieß Sammeln der zerstreuten, und dieß Festhalten der gesammelten Kräfte kann uns durch die Einsamkeit wenigstens erleichtert werden. . . Das Mens potens habitare secum darf in der Einsamkeit nicht fehlen, sonst wird sie Plage. Die Einsamkeit ist 3) wie ein Heiligthum der Freundschaft zur freiern Ergießung des Herzens. — Die wahre Liebe ist züchtig, und scheut den müßigen Zuschauer. Die Einsamkeit ist 4) ein Labsal, und oft das einzige des Leidenden, weil sie ihm Gelegenheit schafft, sich ausweinen, dem gepreßten Herzen Luft machen, und unbemerkt Hülfe über den Sternen suchen zu können. Die Einsamkeit ist 5) dem, der tugendhaft werden möchte, ein wichtiges, unentbehrliches Noviziat, eine Uebungsanstalt, die alle Weisen zu allen Zeiten empfohlen haben. Man muß die Freuden des Umgangs entbehren, und die Zerstreuungen der Gesellschaft sich versagen lernen, um einen Vorschmack jener Unabhängigkeit zu bekommen, ohne die der menschliche Geist nie lebendig fühlen kann, daß er lebe; indem ihn sonst die äußern Gegenstände oder die Wünsche seines Herzens ohne Unterlaß beherrschen. Die Einsamkeit ist 6) ein vielfaches Bedürfniß des Gesellschafters und des Geschäftsmannes. Er sucht Einsamkeit, um sich vor Mißmuthigkeit, dieser natürlichen Tochter der Gesellschaft, zu bewahren, und die abgelaufene Uhr wieder aufzuziehen; er sucht Einsamkeit, um das Gemüth von Ueberdruß und Ekel zu heilen, der im Gewirre der Gesellschaft kaum zu vermeiden ist; er sucht Einsamkeit, und entfernet sich vom Schauplatze, um sich in die Rolle, die er spielen muß, hinein zu denken, und würdiger aufzutreten, die Entwürfe daheim zu ord-

nen, die im Oeffentlichen müssen ausgeführt werden; er sucht Einsamkeit, um seinem Charakter die Eigenthümlichkeit wieder zu geben, die ihm die fremden Gestalten und die thörichte Nachahmung geraubet haben; er sucht Einsamkeit, um sich gegen die Eindrücke des Bösen und des Unangenehmen, denen ihn die Gesellschaft preisgiebt, abzuhärten, und die Grundsätze sich noch tiefer einzugraben, die seine unsichtbare Wagenburg auf dem Kampfplatze der menschlichen Leidenschaften seyn müssen.

Daraus läßt sich nun erklären, warum alle große Männer Freunde der Einsamkeit waren, und daß man auf die Naturstimme: Ich will allein seyn, mehr zu achten habe, als auf das Gesumme der Schmetterlinge, die nie zu sich kommen, weil sie immer außer sich umher fliegen.

Aber diese Vortheile gewährt die Einsamkeit nur denen, die von ihr guten Gebrauch machen; denn sie ist es ja eben, die durch Greuelthaten entweihet, zur Ausbrütung der schwärzesten Projekte, und zur Auszeitigung der abscheulichsten Gedanken mißbraucht werden kann, und leider! wird. So werden die Plane zum Selbstmorde meistens in der Einsamkeit entworfen und ausgeführet. Wohl dem, der die Einsamkeit nie sucht, als um der Wahrheit und der Tugend willen, und in der Einsamkeit sich stets so beträgt, daß er vor den Augen des Allsehenden nie erröthen darf, allein gewesen zu seyn, und die Einsamkeit nie verläßt, ohne irgend einen guten Gedanken, eine edle Empfindung, einen kräftigen Trost, einen menschenwürdigen Vorsatz in die Gesellschaft mitzunehmen. Das heißt gewiß: die Einsamkeit gut gebrauchen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vom Landleben in obiger Beziehung.

An Einsamkeit grenzet das Landleben, das für die eigentlichen Landleute, und für die Freunde des Landlebens sehr wohlthätig werden könnte, wenn die Men-

schen ihrem eignen Wohlseyn nicht so hartnäckig im Wege stünden.

Doch giebt es einen Segen des Landlebens für die Landleute, der nicht sonderlich von ihrer Mitwirkung abhängt. Das Landleben erhält die Arbeitenden bei einer einfachern, künstlosern und natürlichern Lebensart, und in dem glücklichen Mangel an so vielen unnatürlichen, erkünstelten, vervielfältigten Bedürfnissen der Städter. Auf diese Weise bleiben sie verschonet von all dem Unrathe, womit der Luxus in Buchstabenkenntniß, Kleidung, Nahrung, Ergötzung ꝛc. die großen Städte überschwemmt. Andere Vortheile gewährt das Landleben nur dem, der Sinn für „diesen praktischen Lehrer der Wahrheit" hat. Dieser praktische Lehrer erinnert uns 1) an unsern Gott. Die ganze Natur trägt Spuren Gottes; aber wenn man unter Kornfeldern dahergeht, da trifft man, wie der glückliche Bauer singt: Gott gleichsam auf der That, mit Segen in der Hand, und sieht's vor Augen, wie er frisch die volle Hand ausstreckt, und wie er seinen großen Tisch für alle Wesen deckt. Unsers Gottes Allmacht und Milde leuchtet in allen seinen Werken hervor; aber die Aecker und Weinberge sind doch ein sonderlicher Schauplatz seiner Vorsorge, wo er seine Gaben hervorbringt, und für uns den Brodkorb und Becher füllet. Dieser praktische Lehrer erinnert uns 2) an die Unentbehrlichkeit dessen, was Tausende für entbehrlich halten, an die Unentbehrlichkeit der Arbeit, und an die Entbehrlichkeit dessen, was die Gelehrten, die Reichen, die Großen in ihren Träumen für unentbehrlich zum wahren Wohlseyn halten, — widerlegt die krassen Vorurtheile von menschlicher Glückseligkeit, denen wir in unsern Städten dienen. Wer den Werth der Arbeit noch nicht kennet, der gehe auf das Land, und lerne, was der Mensch thun müsse, damit Brod auf unsern Tisch komme, oder aus dem Flachs eine Decke für unsern Leib bereitet werde. Und gerade diese Menschenklasse, die uns die Unentbehrlichkeit der Arbeit so anschaulich machet, ge-

rade dieſe Menſchenklaſſe beweiſet uns auch die Entbehrlichkeit ſo mancher Dinge, die wir Thoren für unentbehrlich halten. Wenn wir auf dem Lande Menſchen ſehen, die in keinen Palläſten wohnen, ſich nicht mit Gold und Seide kleiden, mit gemeinen Speiſen den Magen füllen, mit Waſſer und andern wohlfeilen Getränken den Durſt ſtillen, den ganzen Tag mit harten, rauhen Arbeiten zubringen, von weichen Betten keine Kunde haben, keine Romane, Journale, Zeitungen leſen, nie auf Akademien ſtudirt und diſputirt haben, um Hofviſiten und glänzende Geſellſchaften nichts wiſſen, von Bedienten, Komplimenten und dergleichen keinen Begriff haben — — und bei alle dem geſund, wohlthätig, treu, gottesfürchtig, froh und munter ſind: ſo muß es uns, in den Augenblicken des ſtillen Nachdenkens, wohl oft durch den Sinn fahren: „Sieh! das Glück, das du ſucheſt, liegt nicht in geſchmückten Wohnungen, koſtbaren Kleidungen, wohlgedeckten Tafeln, hitzigen Getränken, weichen Betten, gelehrten Diſputen, glänzenden Geſellſchaften u. ſ. w. Sieh! der Menſch braucht ſehr wenig, um vergnügt zu ſeyn, braucht nur treu zu ſeyn dem Winke ſeines Gottes, und er iſt ſo glücklich, als es ein Menſch hier ſeyn kann. Sieh! die wohlfeilſten Vergnügungen ſind dem Arbeiter ungleich ſchmackhafter, als die koſtbarſten dem Hofmann mit ſeinem Harmgeſichte gewiß nicht ſind. Dieſer praktiſche Lehrer erinnert uns 3) an ein Land, wo der Arbeit Ruhe, der Tugend Genuß, der Geduld Errettung, und dem unerſättlichen Durſte nach Glückſeligkeit Glückſeligkeit aufbehalten iſt. Viel Elend, und kein erträumtes, ſondern wirkliches Elend drückt doch auch die Landleute, und drückt auch die treuen, frömmen Landleute. Wenn man nur bedenkt, wie ſie manchmal nach blutiger Arbeit von Hagel, Wild, Soldaten ꝛc. ihr ſauer Erarbeitetes müſſen zerſtöret ſehen; wie ſie von allen Seiten gedrängt und gedrückt werden; wie ſie für alle ihre Abgaben, die ſie entrichten, oft ſehr wenig von allen den wohlthätigen Schutzwehren, Unterſtützungen und Beihülfen, die von guten Be-

amten, Seelsorgern, Schullehrern, Aerzten, Hebammen, den Unterthanen zufließen könnten, für ihre Gesundheit, Ehre, Vermögen, Weiber, Kinder, erhalten; wenn man dann erst das namenlose Elend in Hütten ansehen muß, und nicht Hülfe schaffen kann: o, da wird man sich kaum erwehren können, zu glauben: der Mensch ist doch für etwas Besseres geschaffen, als daß er die Erdschollen zerschlagen, mit Pflug, Sichel und Dreschflegel sich plagen — und dann modern, und ganz, wie er ist, modern sollte!

Das Landleben kann aber nur dieser praktische Lehrer für uns werden, kann uns nur an Gott, an unser wahres Wohlseyn erinnern: und, wenn es uns auch wirklich erinnerte, so wären wir daran nur erinnert. Auch das, was das Landleben seyn kann, ist es nur Wenigen. Denn die meisten Hof- und Stadtleute, die nur etliche Monate von der Landluft, wie sie sagen, profitiren, profitiren sehr wenig von dem praktischen Lehramte des Landlebens; bringen gewöhnlich den Hof- und Stadtton in ihre Landhäuser und Schlösser mit, und haben, theils um sich die Langeweile zu ersparen, theils um den Wohlstand nicht zu beleidigen, theils um ihre Neigungen zu befriedigen, so viele Besuche zu geben und anzunehmen, daß sie auf dem Lande so wenig zu sich kommen, als in Städten. Die Gelehrten (und wir Studirende) stecken größtentheils wohl auch zu tief in den Büchern, als daß sie sich dem Eindrucke des blauen Himmels, und der Ahnung dessen, was über den Sternen ist, frei überlassen könnten; Viele scheinen auch sich für zu weise zu halten, als daß sie zur Ameise, oder dem Feldhirten, oder der Hausmutter noch in die Schule gehen sollten. Bis sie nun vollends die Blähungen, die das sitzende Leben verursacht, weggelaufen haben, müssen sie wieder zu den Büchern und ihren Handarbeiten nach Hause eilen. Die eigentlichen Landleute, die vom Ackerbau oder Weinbau, oder von der Viehzucht, oder von allen dreien leben, genießen wohl auch einen geringen Theil von dem Glücke, dessen sie ihr Beruf empfänglich machen könnte. Rohheit und Unwissenheit, tiefgewurzelter Haß

gegen alle Verbesserung ihres Zustandes, Nachahmung der Stadtsitten, Mechanismus ihrer Religionsbegriffe und Religionsübungen, starrer Eigensinn und beispielloser Eigennutz, der um Kleinigkeiten willen große Prozesse führet, lassen einen großen Theil des Landvolkes nicht zu jener Fassung des Gemüthes kommen, ohne die kein Mensch gut und dauerhaft froh werden kann.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Resultate aus dem Vorhergehenden.

Wenn wir nun alle diese, gewiß parteilosen Betrachtungen über geselliges und einsames, Stadt- und Land-, Geschäfts- und häusliches Leben zusammenfassen: so lernen wir I. daraus, daß weder Gesellschaft noch Einsamkeit, weder Stadt- noch Landleben, weder Geschäfts- noch häusliches Leben uns durch sich selbst gut oder wahrhaft froh machen kann, sondern daß es überall, in allen diesen Verhältnissen, 1) auf den Blick des Menschen ankommt, ob er die Einflüsse, den diese Lebensweisen auf sein oder fremdes Gut- und Wohlseyn, Böse- und Elendseyn haben können, richtig bemerke; 2) auf den Muth des Menschen, ob er groß und edel genug sey, um sich vor Thorheit, Laster und selbstgemachtem Elend zu bewahren, und die Anlässe zum Recht- und Wohlthun standhaft zu benützen; 3) auf den Blick und den Willen seiner Mitmenschen, ob sie ihm das Gut- und Wohlseyn erschweren oder erleichtern mögen, und 4) auf eine höhere, über die Menschen erhabene Macht, die wir sonst die Urquelle alles Guten nennen, die die Keime der Dinge sowohl, als die Zügel der Begebenheiten vor unserm Blicke verbirgt, und die wir in ihrem unerforschlichen Gange anbeten, aber nicht erklären können.

Wir lernen II. daraus, daß weder das gesellige noch einsame, weder das Stadt- noch Land-, weder das Geschäfts- noch häusliche Leben ohne Selbstverläugnung, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft, unser Gut- und Wohlseyn fördern kann.

* * *

Von der Gesellschaft.

„Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und euren Vater, der in den Himmeln ist, preisen. Eure Rede sey Ja, ja, Nein, nein. Seyd einfältig, wie die Tauben, und klug, wie die Schlangen. Ihr seyd das Salz der Erde; wenn nun das Salz dumm wird, womit soll man's wieder salzen? Meidet allen bösen Schein. Seht, daß eure Freiheit nicht dem Schwachen zum Anstoße werde. Niemand suche, was sein ist, sondern ein Jeder suche, was des Andern ist. Es müssen Aergernisse kommen, aber wehe dem, durch den sie kommen."

Von der Einsamkeit.

„Jesus ward von dem Geiste in die Einöde getrieben. Wenn du betest, so geh' in deine Kammer, und schließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir's vergelten. Jesus entließ das Volk, und gieng allein auf den Berg, um da zu beten, und am Abende war er allein da."

Von dem häuslichen und Landleben nahm Jesus seine meisten Gleichnisse, theils um seine göttlichen Gedanken in ein gemeines Gefäß zu legen, theils um uns auch einen Wink zu geben, wie unsere Betrachtungen bei ähnlichen Anlässen beschaffen seyn könnten und sollten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Verhältniß der Regierung zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Regierung, bürgerliche Verfassung, Gesetzgebung — ein willkommenes Feld für flache Köpfe, um in das Blaue hinaus zu urtheilen, zu reden, zu schreiben, — und ein würdiger Gegenstand zur Betrachtung für Menschen, die helle Köpfe und reine Herzen haben.

Um das Verhältniß der Regierung zum Gut- und Wohlseyn der Menschen genau bestimmen zu können, will ich zuerst einen Mann von dem Wesen aller bürgerlichen Verfassungen sprechen lassen, der rein und helle genug war, um die Wahrheit richtig zu sehen und nüchtern vorzutragen, und der es werth ist, besonders in unsern Tagen gehört zu werden, weil er sie geweissaget.

Fenelon's, des Weisen und des Guten, Grundsätze.*)

„Alle Nationen der Erde sind weiter nichts, als verschiedene Familien, die Eine Republik ausmachen, und an Gott einen gemeinsamen Vater haben. Das natürliche, allgemeine Gesetz, nach dem der Vater jede Familie will regiert wissen, ist dieses: Das gemeine Beste muß dem Privatbesten vorgezogen werden. Wenn die Menschen diesem natürlichen Gesetze genau nachlebten, so würde Jeder aus Grundsätzen der Vernunft und Freundschaft das seyn, was er jetzt nur aus Furcht oder Eigennutz ist. Aber die Leidenschaften verblenden uns unglücklicherweise, verderben und hindern uns, daß wir dieses große, weise Gesetz nicht helle genug kennen, und nicht von ganzem Herzen achten und vollbringen. Und so entstand die Nothwendigkeit, dieses allgemeine, natürliche Gesetz durch bürgerliche Gesetze zu erklären und zu vollstre-

*) Uebersetzt aus dessen Lebensgeschichte, die Ramsay herausgegeben. Dieses lesenswerthe Buch ist auch unlängst deutsch erschienen bei Hölscher in Koblenz.

cken. Es mußte also eine höchste Auktorität festgestellt werden, — eine Vollmacht, die den letzten entscheidenden Ausspruch thäte, und zu der, als der Quelle der politischen Einheit und der bürgerlichen Ordnung, alle Menschen Einer Gesellschaft Zuflucht nehmen können. Sonst gäbe es so viel willkührliche Regimente — als Köpfe.

Die Liebe zum Volke, das gemeine Beste, das allgemeine Interesse der Gesellschaft ist also das unveränderliche und allumfassende Gesetz aller Herrscher (das ist, Jener, in deren Hände die höchste Auktorität niedergelegt ist). Dieses Gesetz ist älter als alle Verträge, ist gegründet in der Natur selbst. Dieses Gesetz ist die Quelle und die sichere Regel aller andern Gesetze. Wer die Vollmacht zu gebieten hat, der muß der erste und der gehorsamste Unterthan dieses ersten Gesetzes seyn. Er hat Vollmacht über sein ganzes Volk: aber dieses Gesetz muß die Vollmacht über ihn haben. Der gemeinsame Vater der großen Familie hat ihm seine Kinder aus keiner andern Absicht anvertraut, als um sie glücklich zu machen. Er will, daß Ein Mensch durch seine Weisheit der Glückseligkeit so vieler Menschen dienen solle; will aber nicht, daß so viele Menschen durch ihr Elend weiter zu nichts anderm dienen sollten, als dem Hochmuth eines Einzigen zu schmeicheln. Gott macht Einen zum Könige, aber nicht um des Einen willen; — dieser Eine ist König, um es für das Volk zu seyn, und er ist der Königsgewalt nicht werth, außer in sofern er sich selbst wahrhaftig vergessen kann, um für das gemeine Beste zu sorgen. Der tyrannische Despotismus der Regenten ist ein Eingriff in die Rechte der menschlichen Bruderschaft, ist ein Wagestück, das große und weise Naturgesetz umzustürzen, das sie doch aufrecht halten sollten. Der Despotismus des Volkes ist eine blinde und thörichte Macht, die gegen sich selbst angeht. Und ein Volk, durch zügellose Freiheitsliebe verdorben, ist der unerträglichste Tyrann aus allen Tyrannen.

Die Weisheit aller Regierung besteht also darin, daß man das Mittel zwischen diesen zwei schrecklichen Extre-

men (dem Despotismus der Regenten und der Tyrannei des Volkes) ausfindig mache, — und das Mittel hieße: „Freiheit, gemäßigt durch die Auktorität der Gesetze.“

Aber die Menschen, blind und ihre eignen Feinde, konnten sich auf dieser schönen Mittelbahn zwischen Abgrund und Abgrund nicht festhalten. Trauriger Zustand der menschlichen Natur! Die Regenten, eifersüchtig auf ihre Auktorität, wollen die Grenzen, die dieselbe beschränken, immer weiter hinausrücken, — und die Völker, blind eingenommen für ihre Freiheit, wollen den Zaun, der ihre Freiheit beschränkt, immer weiter machen. Es ist indeß ohne Vergleich besser, gewisse, in allen noch so gut eingerichteten Staaten unvermeidliche Uebel aus Liebe zur Ordnung tragen, als das Joch aller Auktorität abschütteln, und sich durch diese Abschüttelung hingeben den unzähligen Ausbrüchen der Volkswuth, die kein Maß und kein Gesetz kennt. Ist also einmal die höchste Auktorität durch die Grundgesetze festgestellt, sie sey hernach Einem, oder Wenigen, oder Mehrern in die Hände gegeben: so muß man die Mißbräuche der höchsten Gewalt dulden, wenn man ihnen nicht anders abhelfen kann, als auf Wegen, die mit der Ordnung nimmer vereinbarlich sind. Alle Regierungsformen sind nothwendig unvollkommen, weil man die Auktorität nur Menschen anvertrauen kann. Und alle Regierungsformen sind gut, wenn die, welche regieren, das große Gesetz des allgemeinen Besten zu ihrer einzigen Richtschnur machen. In der Ideenwelt scheinen gewisse Regierungsformen besser als andere; aber hier unter dem Monde, in der wirklichen Welt, sind sie alle fast einander gleich, haben über kurz oder lang fast mit gleichen Uebeln zu kämpfen, weil es doch überall auf die Menschen ankommt, und diese an Schwäche und Verderbniß einander ziemlich gleich, den nämlichen Leidenschaften unterworfen sind. Es sind doch nur zwei oder drei Köpfe, die beinahe immer den Monarchen, oder den Senat ziehen, wohin sie wollen. Man wird also das Wohl des Menschengeschlechtes nicht in Aenderung oder Umwerfung der festgesetzten Regierungsformen finden, son-

dern dadurch wird man es fördern, daß man den Regenten die Ueberzeugung in's Herz leget: Die Sicherheit ihrer Auktorität hängt von dem Wohlseyn ihrer Unterthanen ab — und den Völkern: Ihr wahres Wohlseyn fordert unumgänglich Unterwerfung.

Freiheit ohne Ordnung ist Zügellosigkeit, die den Despotismus nach sich zieht. Ordnung ohne Freiheit ist Sklaverei, die sich in Anarchie auflöset. Von einer Seite muß man die Fürsten belehren: „daß eine Macht ohne Grenzen weiter nichts sey, als eine Fieberwuth, die ihre eigene Auktorität zu Grunde richtet. Wenn sich die Fürsten daran gewöhnen, kein anderes Gesetz, als ihren Willen zu erkennen: so untergraben sie selbst die Grundfeste ihrer Macht; es wird schnell und gewaltsam eine Staatsumwälzung kommen, die, statt das Uebermaß ihrer Auktorität zu begrenzen, sie, die Auktorität selbst, ohne Rettung zertrümmern wird." Auf der andern Seite muß man die Völker belehren: „daß die Regenten dem Haß, der Eifersucht, und unfreiwilligen Mißgriffen, die schreckliche, aber unvorgesehene Folgen haben, preisgegeben seyen, und man sie also bedauern und entschuldigen müsse." Die Menschen sind unglücklich, daß sie müssen von einem Könige regiert werden, der auch nur ein Mensch ist, wie sie. Aber die Könige sind nicht weniger unglücklich, daß sie, indem sie nur Menschen sind, das heißt, schwache und unvollkommene Geschöpfe, eine unzählige Menge Menschen regieren müssen, die mehr oder weniger verdorben sind.

Durch diese Grundsätze, die sich auf alle Staaten anwenden lassen, kann man die Freiheit des Volkes mit dem schuldigen Gehorsam gegen seinen Fürsten vereinigen, und die Menschen zugleich zu guten Bürgern, und treuen Unterthanen machen, die unterthan sind, ohne Sklaven, und frei, ohne zügellos zu seyn. Die reine Liebe zur Ordnung ist also die Quelle aller politischen Tugenden sowohl als der göttlichen."

Nach diesen Grundsätzen, die von dem heiligen Gesetze unserer Natur ausgehen, und auf Handhabung desselben

abzielen, läßt ſich das Verhältniß der Regierung zu unſerm Gut- und Wohlſeyn in vier Sätzen beſtimmen. Erſtens: Die ſchlechteſte Regierung iſt noch beſſer als gar keine. Denn auch die ſchlechteſte Regierung muß, wenigſtens um ſich erhalten zu können, den Bürgern noch einige Vortheile gewähren, die ohne Regierung wegfallen würden. Dergleichen Vortheile ſind: Einige Sicherheit des Eigenthums, der Perſonen; einige Juſtizpflege in den vorfallenden Streitigkeiten unter den Bürgern; einige Rückſicht auf Fähigkeiten in Vertheilung der Aemter; einige Milderung der Sitten; einige Vergnügungen des Umgangs unter den Bürgern; einige Regungen des Patriotismus; einige Begünſtungen der bürgerlichen Freiheit.

Denke man ſich die Menſchen ohne alle bürgerliche Verfaſſung, und vergleiche ſie mit den Menſchen, die Bürger ſind, und man wird finden, daß auch die verſunkenſte Regierung noch Wohlthat für Menſchen ſey. Es iſt z. B. traurig, daß die Unterthanen ihren Pflegern manchmal den Schweiß ihres Anſichtes unter Form einer Abgabe rein darbringen müſſen: aber wären wir denn glücklicher daran, wenn wir einſam lebten, und unſer Sauererworbenes dem Fauſtrechte des Mächtigern zur Beute würde? Es iſt z. B. traurig, daß der ſtehende Soldat (miles perpetuus) manchmal die letzten Pfenninge des Nährſtandes aufzehrt: aber wären wir denn glücklicher daran, wenn wir wie wehrloſe Schafe herumirrten, und unſer Gut und Blut dem wildern Nachbarn zum Opfer würde? Es iſt z. B. traurig, daß die Aemter manchmal an die Meiſtbietenden verkauft werden: aber wären wir denn glücklicher daran, wenn wir in dem Stande der Unbehülflichkeit, ohne öffentliches Recht und Geſetz, ohne Schutz und Unterſtützung, dahin leben müßten? Es iſt z. B. traurig, daß in Städten die Sitte nach und nach überfeinert, die Laſterhaftigkeit epidemiſch wird, und die Hofkabale die Fußangeln mit Roſen beſtreuet: aber um wie viel wären wir denn glücklicher daran, wenn wir wild umherliefen, und mit Keulen erſchlagen würden? Es iſt z. B. traurig, daß manch-

mal die Prozeßsucht der Mitbürger, manchmal die Geldsucht der Advokaten, manchmal die Parteilichkeit der Richter die unschuldigen Bürger für schuldig erkläret, und die Reichen arm macht: aber wären wir denn glücklicher daran, wenn Jeder Selbstrache nehmen, und der Wildere, Stärkere, Grausamere, unter dem Titel der Selbstvertheidigung und ohne alle Titel, alle jene Gräuel an uns ausüben dürfte, die die versunkenste Obrigkeit sich nicht erlaubet?

Zweitens: Je schlechter die Regierung, desto näher ihrer Zertrümmerung. Denn je weiter sie sich selbst von dem Gesetze der Ordnung, das aller Regierung wesentlich ist, entfernet, desto schneller und allgemeiner lösen sich in den übrigen Theilen des Staates die Bande, die den ganzen Körper zusammenhalten, und wenn diese Bande gelöset sind, so ist die politische Einigung dahin. Je weiter die Regierung von der Ordnung abweicht, desto mehr Verachtung wälzet sie auf sich; je mehr Verachtung auf der Auktorität liegt, desto ohnmächtiger wird sie; und nach überstandenen und wiederkehrenden Ohnmachten — folget endlich der Tod.

Drittens: Je besser die Regierung, desto wohlthätiger für den ganzen Körper, und zugleich desto dauerhafter. Je mehr die Regenten, oder die an der Regierung Theil haben, sich selbst an das Gesetz der Ordnung halten, desto besser sind sie, und je besser sie sind, desto fester verknüpfet sich in den übrigen Gliedern der Gehorsam mit der bürgerlichen Freiheit, und die Freiheit mit der Ordnung; und je fester diese Verknüpfung, desto weniger Druck für die Gehorchenden, und desto mehr Achtung für die Befehlenden. Jenes macht die Wohlthätigkeit, dieses die Dauer der Regierung aus. — Wenn auch eine versunkene Regierung, als Regierung, noch etwas Gutes schaffen kann und muß: was könnte eine Regierung wirken, die wäre, was sie seyn sollte? Welcher Segen für die Menschen, wenn der Fürst der erste Repräsentant der Milde und Weisheit Gottes, die Minister die nächsten Organe des Für-

ſtenſinnes, und die Unterbeamten treue Vollzieher der höchſten Befehle wären? O ihr, die ihr Kronen traget, oder beſtimmt ſeyd, ſie zu tragen, Der euch über Menſchen erhob, Der laſſe euch auch fühlen, was es heiße, eine goldene Krone tragen! Ich denke, ſagt ein freier Mann, die Krone bedeutet ja wohl, daß der König der erſte Mann in ſeinem Lande, und das Gold, daß er auch der beſte ſeyn ſoll. Wir übrigen wollen mit dem Erzbiſchofe beten: Wer ſie trage, trage ſie zur Barmherzigkeit.

Viertens: Auch die allerbeſte Regierung kann die Religion, den ſtillen, reinen Sinn für Gott und Unſterblichkeit, nicht entbehrlich machen. Unter die giftigſten Vorurtheile gehört dieſes: „Wozu Religion? Geſetzgebung, Politik, ſechsmal hunderttauſend Mann auf den Beinen — wirken mehr als alle Religion; Geſetzgebung, Politik verſchaffen dem Staate Bevölkerung, Sicherheit, bürgerliche Induſtrie, und machen ihn glückſelig genug, ohne alle Religion.“ Ich habe allen Reſpekt vor ſechsmal hunderttauſend Mann, und vor der Geſetzgebung und Politik: aber die Religion wird dadurch nicht entbehrlich.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Verhältniß der Regierung zum Gut- und Wohlſeyn des Menſchen.

(Fortſetzung.)

Was kann der Regent, und was kann er nicht?

1) Der Regent kann ſein Volk reich und ſicher machen, wenn er will, und die Unterthanen wollen, und der Eine große Weltregent das Gedeihen dazu giebt. Aber der Menſch bedarf zu ſeinem ganzen Glücke etwas mehr, als reich und ſicher zu ſeyn. Der Menſch hat ein Herz im Leibe, das Leidenſchaften tyranniſiren, Furcht vor der Zukunft martern, der Selbſttadel des Gewiſſens foltern, allerlei Wünſche kreuzigen können. Ohne zu-

higes, heiteres Gemüth, ohne innere Freude, oder Hoffnung besserer Freuden, giebt es kein wahres Glück auf Erden. Das ist unläugbar. Und die Ruhe des Herzens können sechsmal hunderttausend Mann auf den Beinen — mir nicht geben, wenn ich sie nicht habe. Den Feind von den Grenzen des Vaterlandes können sie abtreiben: aber den Feind, den jeder in seinem Herzen trägt, die Leidenschaft, mögen sie nicht besiegen. Die dauerhafte Heiterkeit des Geistes können mir alle Goldminen und Fabriken und Münzstätten nicht geben, wenn ich sie nicht habe. Und wenn man mich in allen fünf Welttheilen als unschuldig ausschreiben ließe, und ich wäre es nicht: mein Gewissen wäre dadurch doch nicht beruhiget. Der Mensch muß gutgesinnt seyn, um glückselig zu seyn, und diese gute Gesinnung kann ihm kein Korporalstock hineinschlagen, kein Königszepter hineingebieten; diese gute Gesinnung kommt aus einer andern Quelle: sie ist nur da, wo die Religion lebet und herrschet.

2) Der Mensch hat mit vielem Jammer, von innen und von außen, zu kämpfen, und am Ende legt er sich nieder und stirbt, und ehe er stirbt, tödtet ihn — die Todesfurcht. Welches Elend! Könnten nun alle Kriegsarmeen in Europa, wenn sie sich um das Sterbelager des Hartröchelnden versammelten, ihm das harte Röcheln leichter machen? Könnten ihm alle Gesetzbücher der Welt mit ihren Exekutoren, wenn sie um das Bett herumgestellt würden; könnte ihm aller Perlenschmuck, wenn er dem sterbenden Auge vorgehalten würde, den Abzug aus dieser Sichtbarkeit leichter machen? Ach, das Auge kann den Perlenschmuck nimmer sehen, und das Ohr nimmer hören den Buchstaben des Gesetzbuches. Nur lebendiger Glaube an Gott und Unsterblichkeit mag da trösten, wo alles Sterbliche stirbt, oder wenigstens für den Sterbenden seinen Werth verloren hat.

3) Noch mehr: man kann mit aller Schärfe des Begriffes und Ausdruckes sagen: Der Mensch sey in der Ordnung der Natur eher Mensch, als Bürger. Und

wenn man auch das nicht sagen könnte, so bleibt es doch unwiderleglich, daß der Staat nur aus einzelnen Menschen bestehe. Was also den Menschen als Menschen nicht glücklich machen kann, das kann ihn als Bürger nie ganz und allein glücklich machen. Nun Reichthum und sicherer Genuß können den Menschen nicht glücklich machen, wenn er nicht Weisheit und Güte hat, den Reichthum recht zu gebrauchen, und sich den Genuß nicht selbst zu vergällen, und Festigkeit des Sinnes, die fortfliegenden Güter entbehren zu können, und Religion, um in der Urquelle alles Guten die rechte, ewige Ruhe zu suchen und zu finden. Diese Weisheit, diese Güte, diese Festigkeit des Sinnes, diese lebendige Religion, die der Mensch bedarf, bedarf aber auch der Bürger, um glücklich zu seyn; denn der Bürger und der Mensch sind Eine Person, und der Staat als solcher kann sie ihm nicht geben.

4) Ich habe gesagt: der Regent kann die Bürger reich und sicher machen, wenn er will. Aber daß er wolle, dazu bedarf er selbst Religion. Denn da er die höchste Gewalt in seiner Hand hat, da er auf Erden keine anerkennt, vor der er sich zu verantworten hätte: was kann Zaum für ihn seyn, wenn es die Religion nicht ist? Er kann Vater seiner Unterthanen seyn — aber auch Tyrann; er kann den verdienstvollen Mann belohnen — aber auch den schwarzen Verbrecher; er kann den Schweiß der Unterthanen zur Sicherheit des Landes verwenden — aber auch zur Schwelgerei; er kann die Bürger wie seine Kinder ansehen — aber auch wie eine Heerde Schafe, die zu seinem Gebote stehen; er kann ein weiser Beherrscher seines Staates seyn — aber auch ein Sklave seiner Leidenschaften. Was kann nun das Fürstenherz in Ordnung bringen? Was kann den Mann, der die höchste Gewalt in seiner Hand hat, im Zaum halten, daß er Vater ist — und nicht Tyrann, Abgabe nimmt — und nicht Blut fordert, die Treue belohnt — und nicht das Verbrechen, erster Diener der Ordnung ist — und nicht seiner Gelüste Knecht? Nichts, nichts als praktischer Glaube an eine höhere unsichtbare Gewalt,

walt, der auch Könige unterthan sind, an einen Herrn, dessen Knechte auch Fürsten sind. Ohne Religion wird gar bald der Grundsatz allgemein: Was den Fürsten gelüstet, das ist recht — und wenn dieser Grundsatz gilt, dann wehe den Unterthanen, und auch dem Fürsten!

5) Die Regierung kann endlich durch Gesetzgebung, Aufsicht und Bestrafung nur einige gröbere Aeußerungen der Leidenschaften hemmen, und dadurch die Bessern vor Druck bewahren, aber die Bösen nicht selbst gut, und die Bessern nicht selbst noch besser machen.

Also:

I. Alle die Vortheile, welche die Regierungen verschaffen können, bestehen darin, daß das, was außer dem Menschen, um den Menschen herum ist, stille, ruhig, sicher wird, und einige gröbere Ausbrüche der Leidenschaften aus Furcht zeitlicher Strafen unterbleiben; aber das, was inwendig im Menschen ist, den Willen, können sie, die Regierungen, nicht gut und nicht ruhig machen: also sind sie ein Mittel nicht sowohl zur innern Ruhe des Menschen, als zur äußern Stille um den Menschen.

II. Wenn man auch sagt, es sey erster Grundsatz der weisern Regierung, daß sie für die lebendige Religion der Bürger sorge: so bleibt es doch wahr, daß es eigentlich und unmittelbar nicht die Regierung, sondern die Religion sey, was das Inwendige des Menschen, den Geist, gut und ruhig macht.

III. Die Drückungen, die auch mit den bessern Regierungen, Staats-Anstalten, nothwendig verbunden sind, machen die Selbstverläugnung auch von der Seite nothwendig, in sofern jede neue Drückung ohne Selbstverläugnung sowohl die Achtung für das heilige Gesetz in uns erschweret, als das Wohlseyn störet.

* * *

Jesus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

Paulus: „Es ist keine Obrigkeit als von Gott. Gott hat alle Obrigkeit, die ist, verordnet: wer sich also der Obrigkeit widersetzt, der hat sich wider Gottes Verordnung empöret. Die Obrigkeit ist eine Dienerin Gottes zum Besten der Menschen ꝛc.“

Petrus: „Achtet Alle, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Verhältniß des Lehramtes zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Wie die bürgerliche Gesetzgebung durch Auktorität, so hat das Lehramt durch Ueberzeugung Einfluß auf das Wohl der Menschen. Dadurch, daß mehrere Männer zur fernern Bildung der heranwachsenden Generation aufgestellt und besoldet werden, durch die Anstalten der niedern und hohen Schulen, Akademien, Universitäten u. s. f. wird öffentliche Erziehung wirklich und allgemein, und dieß ist eine große Summe von Wohlthaten für das Menschengeschlecht. Es wird Wetteifer unter den Mitlehrern, und Aemulation unter den Lehrlingen rege gemacht; offenbar viel guter Same in die jungen Herzen ausgesäet; nicht selten Zucht und Beispiel mit dem Worte verbunden; den Eltern ein Theil von der Last der häuslichen Erziehung abgenommen; dem Staate Anlaß gegeben, die bessern Talente der jungen Bürger kennen zu lernen; es wird die nöthige Einförmigkeit der Nationaldenkart in wichtigen Gegenständen leichter erzielet; dem künftigen Arzte, Seelsorger, Beamten, Landwirthe, Staatsbedienten, Bahn gemacht, sich selbst zu bilden, und wenigstens die Barbarei aus einer Nation verbannet, oder ihre Wiederkehr erschweret.

Diese Wohlthaten sind aber nicht reines Gold, nicht ohne Beischlag. Wo viele Lehrer, da viele Beweise,

daß Menschen Menschen sind. Dieß Menschliche heißt: Handwerksneid zwischen Lehrer und Lehrer; eine Art von Privilegium, Irrthum und Wahrheit, nach Maß der Unwissenheit, Launen, Leidenschaften, Talente des Lehrers — miteinander zu verkaufen, und gleich tief in die auffassenden Herzen einzugraben; Vertheilung des Einen Erkenntnißfaches in so viele Fächerchen, — woraus Zeitverlust, Unordnung, Widerspruch zwischen Lehrer und Lehrer entsteht; Lehrerstolz, der hindert, daß man keinen Schritt weiter thut, weil man glaubt, schon alles zu wissen; Drückung einzelner fähiger Lehrer durch mehrere unfähige, schlechtere; Verewigung des Pedantischen, des Hergebrachten, und Stemmung gegen das Bessere; Sekten unter den Schülern; Verlassung der gemeinverständlichen Sprache, und Erfindung einer unverständlichen, die die Erkenntniß zum Privatgut einiger Wenigen macht, und die klare Weisheitslehren in Wortnebel hüllet; Gräuel der mündlichen und schriftlichen Schulgezänke; auktorisirter Kampf der Finsterniß mit dem Lichte; ewiges Reiben der Neologen an den Altgesinnten, wechselseitiges Verdammen und Verketzern; (das Wichtigste nicht zu vergessen) Verwebung widersinniger Ideen in die Religion; Unbelehrlichkeit, falscher Eifer der Schulgelehrten (wenn sie auch keine Lehrer werden), Verachtung der Ungelehrten, und Verschreiung des gesunden, gemeinen Verstandes.

Wenn das Lehramt Menschen anvertraut wird, die, excentrisch gegen die Wahrheit, die Urquelle alles Guten, und abgöttisch in sich verliebt, ihre Ideen für Gegenstände halten, und die Ideen nach ihren Neigungen schnitzeln: so verbreiten sie ein Vorurtheil, das an Thorheit oben an steht, und, praktisch ausgeführt, die Reste des Adels der Menschennatur vollends zerstöret; „Wenigstens, wenn einmal eine bessere Erziehung die Menschen wird besser gemacht haben, werden wir der Religion (des Sinnes für Gott und Unsterblichkeit) wohl entbehren können.“ Das heißt: wenn die Menschen einmal

keine Menschen mehr seyn werden, dann sind sie keine Menschen mehr. Es gehört zur Natur des Menschen, daß er der Religion zu seinem Glücke so wenig entbehren kann, als des gesunden Schenkels zum Gehen. Wie also die gesunden Schenkel zum geraden ungehinderten Menschengange erforderlich sind, und durch keine Erziehung können überflüssig gemacht werden: so wenig kann die Religion durch Erziehung überflüssig gemacht werden. Und so wenig der Schüler der Tanzkunst seiner Schenkel alsdann entbehren kann, wenn er einmal Tanzen gelernet hat: so wenig können gut erzogene Menschen der Religion entbehren, weil sie gerade in dem Maße gut sind, in dem sie das allerbeste Wesen um seinetwillen achten und lieben, d. h. Religion haben. Die beste Erziehung kann doch nur Entwickelung der natürlichen Anlagen (Geburtshülfe in Bildung des Zöglings) seyn. Also darf sie diese Anlagen nicht zernichten. Nun aber findet sich unter den Anlagen der Menschennatur auch eine Anlage zur Religion, wie es die Geschichte aller Völker und aller Religionen bezeuget, das heißt: der Mensch ist so gewiß zur Religion geschaffen, als er zur Gesellschaft geschaffen ist. So wie der Mensch anderer Menschen bedarf, die ihm geben, was er nicht hat, und ihm das leichter finden helfen, was er sucht: so bedarf er des Glaubens an den Schöpfer der Menschen, um gut zu werden, und auch da noch ruhig und heiter seyn zu können, wo ihn die Natur und alle Menschen verlassen. Wenn also eine Erziehung diese Anlage zernichten wollte, anstatt sie zu entwickeln: so wäre dieß nicht weniger gefehlt, als wenn der Erzieher seine Zöglinge keine Sprache lehren wollte, und sich damit entschuldigte: „wenn er gut erzogen ist, so bedarf er der Sprache nicht.“ Denn gerade die Erlernung der Sprache ist ein unentbehrliches Stück der guten Erziehung, und gerade der Guterzogene wird die Sprache recht gut gebrauchen, und ihrer schon gar nicht entbehren können. So hilft auch die Religion den Jüngling bilden, und ist selbst die erste Angelegenheit der bessern Erziehung; und gerade der Guterzogene wird es vorzüglich durch die Religion ge-

worden seyn, und ihrer schon gar nicht entbehren können. So wie der Mensch Sprachorgane hat, so hat er auch Religionsorgane (wenn ich den kühnen Ausdruck brauchen darf) — einen Verstand, Gott zu erkennen, und einen Willen, ihn zu lieben und zu verehren. Ferner: durch was die Eltern gute, edle Menschen werden und bleiben, durch das können es auch die Kinder. Denn die Menschennatur ist sich überall gleich. Die Eltern bedürfen der Religion, um gut zu werden, und zu bleiben, wenn sie es sind: also auch die Kinder, um es zu werden und zu bleiben.

Das Lehramt ist also I. theils um des großen Zweckes willen (Bildung der Menschennatur), theils wegen der Beihülfe zur Erreichung dieses Zweckes achtungswürdig, und verdient die Unterstützung aller kleinen und großen Vormünder der Unmündigen.

Weil aber II. aus dem Lehrgeschäfte allerlei nachtheilige Folgen für die Wahrheit, das Gutseyn und Wohlseyn entstehen können; weil das Lehramt selbst viele Gelegenheiten darbeut, und viele Versuchungen mit sich führt, dem Fortkommen der Wahrheit, des Gut- und Wohlseyns neue Hindernisse zu setzen: so ist Selbstverläugnung, d. h. Bekämpfung der Sinnlichkeit durch die Vernunft nöthig, einmal um sich zum Lehramte vorzubereiten, hernach um es zweckmäßig zu versehen, und endlich um aus dem Lehramte die größern Vortheile zu ziehen, und die größern Nachtheile, die daraus entstehen können, zu hindern.

* * *

Hier offenbaret sich ganz besonders das Verdienst des Christenthums um das Wohl der Menschen. Christus war der Einzige, der ein ewiges Lehramt errichtet, durch welches so viel Wahrheit und Segen unter den Menschen in allen Welttheilen seit achtzehn Jahrhunderten verbreitet worden; der Einzige, der ein ewiges Lehramt als Religionshandlung festgestellt; der Einzige, der versprechen konnte, den Seinen den Geist der Wahrheit zu senden.

Dreißigstes Kapitel.

Verhältniß der Leiden zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Ueberall sind Sinne und Einbildungskraft die unzuverlässigsten Richter von dem Werthe der Dinge: aber wenn von dem Werthe der Leiden die Rede ist, da haben sie gar keine Stimme. Was angenehm oder unangenehm, bitter oder süß sey, mögen sie entscheiden: aber was für Einflüsse das Unangenehme und Bittere auf das Gut- und Wohlseyn der Menschen habe, darüber soll nur Erfahrung, Geschichte, Belehrung — und die dadurch geschärfte Vernunft entscheiden.

Daß die Leiden als Endzwecke keinen Werth haben, daß Schmerz Schmerz sey, es mag noch so viel Gutes daraus entstehen; daß schwarz schwarz sey, wenn gleich die schwarze Gewitterwolke Segen für die dürstenden Aecker verheißt, und auch herunterſenkt, bedarf jetzt keiner Beweise mehr. Also allen Werth, den die Leiden haben können, geben ihnen theils ihre Tauglichkeit, gute, wohlthätige Folgen zu veranlassen, theils die Folgen selbst, die daraus entstehen.

Daß alle die wohlthätigen Folgen aus den Leiden wirklich entstehen, die aus denselben entstehen können, das hängt theils von dem weisen Gebrauche ab, den die Menschen davon machen, theils von der Leitung der Providenz, die das Böse zur Quelle des Guten auch da zu machen weiß, wo die menschliche Weisheit zu Ende ist. Wohl dem, der an diese Leitung glauben, und zu jenem Gebrauche Muth fassen lernt! Wohl mir, wenn sich die Leser dieser Erinnerungen im Glauben an die leitende unsichtbare Hand, und im Muthe, ihr zu folgen, gestärkt fühlen.

Die Leiden können erstens unser eigenes, geistiges Wohlseyn fördern. Denn sie können uns in uns selbst hinein, und in uns zu Gott hintreiben.

Die Leiden können uns in uns hinein treiben auf mancherlei Weise. Sie können uns 1) auf

die Brechlichkeit der Dinge außer uns aufmerksam machen. Die Vernunft urtheilet freier, wenn das Herz nicht mehr an den Genuß gefesselt ist. Das Zerbrechliche des Rohrstabes, an den wir uns bisher gehalten haben, fühlen wir wohl am besten, wenn wir zu Boden liegen, und seine Trümmer neben uns. Der Verlust berichtiget die Urtheile, die der Besitz und Genuß irre geleitet. Sie können uns 2) auf die natürlichen Folgen unserer Handlungen aufmerksam machen. Die Leiden sind gar oft Folgen unserer Trägheit, Unbesonnenheit, unsers Eigensinnes, blinden Hangs nach Vergnügungen ꝛc. Diese Folgen sind schmerzhafte Empfindungen, oder damit vergesellschaftet. Sie können uns also gar leicht auf ihre Ursachen, d. i. auf unsere Trägheit, Unbesonnenheit ꝛc. aufmerksam machen. Wer sich einmal aus Unachtsamkeit die Fingerspitze verbrannt hat, wird gewiß die Folge seiner Unachtsamkeit aus Empfindung kennen gelernet haben. Sie können uns 3) auf den wirklichen Zustand unsers Gewissens aufmerksam machen. Wenn wir die Leiden als vorhergesehene Folgen eigener Fehltritte ansehen: so erklären wir uns eben dadurch als schuldig, gestehen es uns selbst, daß wir das Leiden uns zuzuschreiben haben. Wenn die Leiden auch keine Folgen unserer Handlungen sind, so können sie uns dennoch zum Nachdenken veranlassen, wie unser Wandel beschaffen sey. Eben darum, weil wir außer uns keinen Trost finden, sehen wir uns genöthiget, in uns einen aufzusuchen. Und — wenn wir in uns Trost suchen, so kann sich uns die wahre Gestalt unseres Gemüths nicht mehr so lange verbergen. Sie können uns 4) nach und nach mit uns selbst, mit unsern Schwächen und Gaben, Mängeln und Kräften immer vertrauter machen. Die Leiden schaffen eine Stille um uns her, indem sie uns entweder außer den gewöhnlichen Zusammenhang mit andern Menschen, Geschäften, Arbeiten ꝛc. setzen, wie Krankheiten, öffentliche Demüthigungen, Verlust der Ehrenämter, oder uns die Einsamkeit als Zufluchtsstätte, in der wir unsere Schmerzen in ein freundlich Herz ausschütten können, suchenswerth machen. In dieser Stille nun

decken ſich unſere verborgenſten Fehler, Neigungen, Kräfte, die wir ſonſt nie bemerkt haben, dem nachforſchenden Blicke auf. Es fällt der Zauber der Eigenliebe von unſern Handlungen hinweg; wir ſtehen in unſrer Blöße vor uns da. Das Nosce te ipsum wird uns von den Trübſalen unaufhörlich zugerufen. Das ſich ſelbſt erforſchen wird uns von ihnen erleichtert, und zur glücklichen Nothdurft gemacht. Und wenn wir noch zu ſchwach ſind, uns ſelbſt unſere Schwächen einzugeſtehen: ſo hebt der Freund den Finger auf, und weiſet ſchonend auf unſere Fehler; denn unſere Noth lehret unſern Freund, freimüthig, und uns, aufmerkſam auf ſeine freimüthigen Belehrungen ſeyn. Die Leiden können uns 5) mit einem heilſamen Ungeſtüme an den Tod erinnern, an die Brechlichkeit unſerer ſinnlichen Natur, und die nahe Zertrümmerung derſelben. Die Bitterkeiten dieſes Lebens erinnern an eine, die man für die größte hält, an die Bitterkeit des Sterbens. Die letzte Stunde, die man in guten Tagen immer weiter hinausſchiebt, rückt uns in den trüben Stunden näher. Und wenn der Tod ein gründlicher Sittenlehrer iſt, ſo ſind die Leiden wohl ſein Adjunkt, oder, wenn der Einfall ernſthaft genug wäre, ſein Repetitor publikus, der das, was der Tod lehrt, wieder lehret. Die Leiden können uns 6) zu den Gedanken an unſere Würde und Beſtimmung erheben. — „Es muß mein Glück nicht in dem beſtehen, was ſo leicht geraubt, ſobald zerſtört werden kann. — Was nach dem Genuſſe martert, oder was ohne mein Verſchulden dahin ſeyn kann, das kann nicht meine Beſtimmung ſeyn. — Es muß etwas Beſſers für den Menſchen geben, als Leiden, und am Ende der Leiden modern.“ Zu dieſen Betrachtungen geben die Leiden Anlaß, Stoff, Muth. Die ſeligſten Ahnungen und ſchönſten Hoffnungen werden in den Leiden geboren — ſind Kinder der Schmerzen und ewigtheure Benoni's. Die Leiden können uns 7) die Falſchheit unſerer Tugenden, die Flüchtigkeit unſerer Vorſätze kennen lehren. Man hält ſich oft für gut, da man nur gerade nichts Böſes thut, aus Mangel an Gelegenheiten, es zu thun. Man hält ſich für men-

schenfreundlich, da man weiter nichts ist, als eigenliebig. Man traut seinem Vorsatze Stärke zu, da es nur Menschenansehen war, das uns in den Schranken der Mäßigung erhielt. Man traut seiner Geduld Feuerfestigkeit zu, bis sie in der geringsten Feuerprobe verfliegt. Die Leiden offenbaren den Grund unserer Frömmigkeit, die Ränke unserer Eigenliebe, die Schwäche unserer Vorsätze. Sie können uns eben dadurch 8) die Selbstverläugnung, als eine nothwendige Bedingung zur Tugend und Heiterkeit, nahe legen. Wer sich im Leidengedränge befindet, wird bald inne werden, daß es für ihn keinen Ausweg giebt als Leiden. Es schwebet ein schreckliches, aber heilsames „Entweder, oder" über dem Leidenden. Entweder muß durch Leiden deine Empfindlichkeit stumpfer, oder der Stachel der Leiden für dich nur schärfer werden. Entweder Selbstverläugnung, oder neue, noch peinlichere Leiden. Entweder Selbstverläugnung und Leiden, oder ohne Selbstverläugnung größere Leiden, und dazu — Unfähigkeit und Unwürdigkeit, froh zu seyn und zu werden. Sie können uns nicht nur zur Selbstverläugnung in den Tagen der Noth, sondern 9) auch zur steten Wachsamkeit des Geistes und zum untadeligen Wandel spornen. Die Erfahrung, daß deine Gegner auf alle deine Tritte lauren, und alle deine Worte behorchen, um dich schuldig zu finden, nöthiget dich zur Wachsamkeit, zur Vorsicht, zum untadeligen Wandel. Wen seine Feinde nicht bekehren, der ist wohl unbekehrbar. Du bist zwar noch nicht gut, wenn dich das laurende Auge deiner Gegner aufmerksam auf dich selbst erhält, du bist nur vorsichtig; aber es ist immer Gewinn genug, wenn du nur alle deine Handlungen — abmessen lernest. Kommt zu dieser Achtsamkeit auf dich selbst nur noch der Blick auf die Urquelle alles Guten, und der lebendige Trieb, ihr zu gefallen, hinzu: dann bist du nicht mehr bloß vorsichtig, du bist auch gut.

Wenn uns nun das Leiden auf die Brechlichkeit der Dinge außer uns, auf die Folgen unserer Handlungen, auf den Zustand unsers Gewissens, auf unsere Schwächen und Kräfte, auf die Zertrümmerung dieser

unſerer Hülle, auf die Würde und Beſtimmung unſers Geiſtes, auf die Flüchtigkeit unſerer Vorſätze, und auf die Falſchheit unſerer Tugenden, auf die Nothwendigkeit, uns ſelbſt zu verläugnen, und über uns ſtets zu wachen, aufmerkſam machen können: ſo können ſie uns ja zu uns bringen, uns immer tiefer in uns hineintreiben. Gewiß, wenn wir einen Menſchen ſehen, der außer ſich wohnt, und außer ſich gleichſam des Landes verwieſen iſt, ſo dürfen wir ſicherlich glauben: Er weiß nicht, was er will, und weiß es deßwegen nicht, weil ihn das Leiden noch nicht derbe genug in die Schule genommen, noch nicht mürbe gemacht.

Wenn uns aber die Leiden nur in uns hineintrieben, und uns in uns liegen ließen: ſo machten ſie es nicht beſſer als jene Weltweiſen, die uns zur Reflexion über uns bringen — und da liegen laſſen, aus Unvermögen, uns zu Gott zu erheben. Aber die Leiden ſind Philoſophen beſſerer Art. Denn ſie können uns in uns zu Gott hintreiben.

Sie können zu Gott treiben, indem ſie an den vergeſſenen Regenten des Univerſums wieder erinnern. Es iſt ſehr leicht, die Hand des Gebers in frohen Tagen aus dem Auge zu verlieren. Die Freude beſchäftiget zu ſehr mit ſich ſelbſt: es iſt kein Bedürfniß da, an die Quelle zu denken. Aber in trüben Stunden, da möchte man des Kummers los werden, die Gedanken gehen aus in alle Welt, Hülfe zu ſuchen: was Wunder, daß ſie auch wieder nach Gott fragen! Nach und nach beweiſen die Leiden ihre wohlthätigen Kräfte an uns; neue Freuden, die ſie veranlaßt, beſſere Schickſale, die ſie angebahnet haben, weiſen auf den Unſichtbaren, der im Regimente ſitzt, und aus den Uebeln Gutes ſchafft.

Sie können uns zu Gott treiben, indem ſie uns unſere Unabhängigkeit von ihm recht fühlbar, und das Zutrauen zu ihm zur Nothdurft machen. So lange unſere Unternehmungen glücklich, und unſere Schickſale blühend ſind, fröhnen wir gern dem Vorurtheile, uns für die einzigen Baumeiſter unſers Glückes anzuſehen. Aber

wenn unvermuthete Leiden daher kommen, die den Lauf unſerer Bemühungen unterbrechen, und uns den Druck der Dinge, den Widerſtand der Hinderniſſe von allen Seiten fühlen laſſen: dann ſuchen wir eine unſichtbare Macht, die größer iſt als alle Hinderniſſe, die unſere Abſichten gegen allen Widerſtand der Dinge hinausführen kann, und die alle Schickſale lenket. An dieſe unſichtbare Macht lehnen wir dann uns an, und werden immer mehr in der Ueberzeugung befeſtiget, daß unſere Ohnmacht von dieſer Allmacht am beſten unterſtützet werden kann, und in dem Vertrauen gegründet, daß dieſe Allmacht unſere Ohnmacht unterſtützen wird.

Die Leiden können uns nach und nach zu Gott nöthigen, indem ſie die Unzulänglichkeit aller unſerer Güter, Reichthümer, Ehren, Künſte, Wiſſenſchaften, ſelbſt unſerer Tugend, den Glückſeligkeitstrieb vollkommen zu befriedigen, durch Erfahrungs-Beweiſe immer anſchaulicher machen. Nachdem ſich der menſchliche Geiſt in allem, was vergänglich iſt, müde gearbeitet, und die gehoffte Ruhe nicht gefunden, ſo wird er aus eigenem Schaden klug, und ſucht ſie im Unvergänglichen. Und da er außer Gott, und was Gottes Wille unvergänglich macht, nichts Unvergängliches finden kann, ſo ſuchet er Ruhe in dem Weſen, das allein und durch ſich ſelbſt unvergänglich iſt, und unvergänglich macht — in Gott. Nachdem ihn das Schlechtere ſo lange getäuſcht hat, und die Leiden ihm dieſe Täuſchung fühlbar machen: ſo will er jetzt des Beſſern nicht mehr entbehren. In dieſer Gemüthsſtimmung findet er ſich gedrungen 1) zum Wunſche, daß ſeine ganze Geſinnung umgeändert und neugeſchaffen werde, denn er fühlt ſich ſo lange böſe und elend, bis in ihm die Liebe gegen Gott herrſchend und lauter wird; findet ſich gedrungen 2) zum vertrauten Umgange des Herzens mit Gott, weil er außer dieſem keinen feſten Ruhepunkt finden kann; findet ſich gedrungen 3) zur Achtung gegen den einzigen Beifall Gottes, und zum Verlangen, deſſelben würdig und ſicher zu ſeyn: eben weil er Kraft bedarf, um die ungerechten Urtheile der Menſchen, und die

Lügen des Parteigeistes mit unbewegtem Sinne auszuhalten, die er durch keine Unschuld, und keine Darstellung der Unschuld außer Kurs setzen kann, und weil diese Kraft gerade in dem Maße zunimmt, in welchem er sich beeifert, vor Gottes Auge immer reiner zu werden; fühlt sich 4) gedrungen zur Einigung seines ganzen Willens mit dem göttlichen, weil er aus unzähligen Erfahrungen lernt, daß er außer dieser Einigung weder gut noch heiter, noch selbst tüchtig werden kann, recht und wohlzuthun; fühlt sich gedrungen, bei aller Achtung für den allerhöchsten Willen, sich nach dem bessern Lande zu sehnen, wo die Tugend keinen Kampf mehr, die Wahrheit keinen Schatten, die Freude keinen Dorn, die Ruhe keine Pein, der Genuß keine Störung, die Seligkeit kein Ende zu fürchten hat. So treiben die Leiden zu Gott, und wenn sie zu ihm treiben, so treiben sie zum wahren Gut- und Wohlseyn, weil sie zur Urquelle von beiden treiben.

Die Leiden treiben noch auf einem andern Wege zu Gott, in sofern er die Wahrheit selbst, und die Quelle aller wahren Erkenntnisse ist. Sie sind sehr geschickt, uns den Sinn oft gelesener, gehörter, überdachter, und nie recht verstandener Wahrheiten aufzuschließen. Die wichtigsten Wahrheiten von Gott bleiben für uns Chifferschriften, bis die Leiden den Schlüssel dazu hergeben. Sie lösen uns die größten Räthsel auf, und „der quellenden Thräne im Auge" hat manche feine Auslegung eines tiefsinnigen Spruches ihr Daseyn zu verdanken.

Die Leiden können zweitens: unser zeitliches Wohlseyn fördern. Durch Leiden werden 1) nicht selten die Kräfte des Menschen gespannt, daß sie sich bilden, und gebildet, zu den höchsten Stufen von Ehre, Reichthum und Macht aufsteigen. So nöthiget die Armuth den Jüngling zum Fleiße im Lernen, indeß der Reichthum dem Sohne reicher Eltern den Sporn zur Selbstbildung raubet, und der Unwissende, während seines Lebens, die Schmach der Unwissenheit tragen muß. Män-

ner, die die Welt groß nennt, ſind es durch Druck geworden, und es ward ihnen der kluge Rath wahr: Perfer, et obdura: dolor hic tibi proderit olim. Durch Leiden werden wir 2) zu größern Leiden abgehärtet, und abgehärtet, fühlen wir da noch keinen Schmerz, wo der Weiche, Unerfahrne ſchon über Unerträglichkeit klagt. Die Gewohnheit hat überall ein großes Reich, alſo auch im Leiden. Die Wolluſt macht den Schwachen immer ſchwächer, das Dulden den Duldenden duldſamer, den Starken ſtärker. Die Leiden werden 3) nicht ſelten in dem Laufe der Dinge, auch ohne auf die Bildung des Charakters zu ſehen, Veranlaſſungs- und Beförderungsmittel zum zeitlichen Wohlſeyn. Bald ſind ſie Pfade, auf denen wir einem größern Leiden entkommen, bald Wege zum größern Glücke. Und die Geſchichte hat mehr als Einen Joſeph aufzuweiſen, denen von der Finſterniß zum Lichte, von dem Kerker zum Throne, und von der Schmach zur Herrlichkeit Bahn gemacht ward. Selbſt auch die Freuden dieſes Lebens werden uns 4) ſchmackhafter, wenn ſie ein vorangehendes Leiden gewürzet hat. Das Gefühl der Geſundheit iſt nach überſtandener Krankheit belebender, und wir gehen wieder freudiger auf Gottes Erde herum, wenn wir, ſchon nahe am Rande des Grabes, wieder neue Kraft in unſere Knöchel bekommen haben. Konnte doch dem Helden Sokrates das noch nie empfundene Wohlſeyn am Beine nicht unbemerkt bleiben, als ihm, vor ſeinem Tode, die Feſſel abgenommen ward. Die Leiden verſchaffen uns 5) auch eine Erfahrungsklugheit, die allgemein brauchbar, für dieſe zeitliche Region überaus köſtlich iſt, und nur durch Leiden kann erworben werden. Wo Bücher, Freunde, Vernunft, und auch ſelbſt die übrigen Erfahrungen nicht aushelfen: da hilft die Klugheit, die durch Leiden erlernet ward. Der Menſch bleibt gar oft ein Fremdling in der Welt, in ſeinem Hauſe, in ſeinem Ich, bis er ſich durch das Leiden orientirt. Eine Klugheit, die die Frucht der Thränen, und das Kind der ſchmerzhafteſten Erfahrungen iſt, muß auch dem Verſtand und Herzen des Menſchen theurer ſeyn, als die aus der kal-

ten Erzählung eines Lehrers, oder aus einer noch kältern Beschreibung eines Schriftstellers angeeignet worden. Ein wichtiger Theil dieser Erfahrungsklugheit ist die Kenntniß der Menschen, wie sie sind. Wir trauen gewöhnlich den Menschen zu viel und zu wenig, weil das Vertrauen auf einige, und das Mißtrauen auf andere mehr das Werk des Vorurtheils, des Temperaments u. s. w. als der geprüften Einsicht ist. Nun die Leiden, die uns treffen, helfen uns zu dieser Einsicht. Sie offenbaren die verborgenen Gesinnungen der Menschen um uns her, offenbaren die ungeglaubte Treue des einen, und die ungeglaubte Untreue des andern, und lehren uns von dem Guten und Bösen des Menschen mäßig denken.

Die Leiden können drittens: auch fremdes Wohlseyn fördern. Denn sie machen 1) die Leidenden zu mitleidigen und erfahrnen Helfern in fremden Leiden. Sie, die Leiden, sind eine Schule der Menschlichkeit, die helfen will, und eine Schule der Geschicklichkeit, die helfen kann. Leiden macht mitleidig. Wer an sich selbst erfahren hat, wie leicht die besten Absichten können vereitelt werden, der urtheilet sanfter, räth klüger, hilft williger. Der Philosoph kann es nicht richtiger sagen, als es der Dichter längst gesagt hat: non ignara mali miseris succurrere disco: Vertraut mit Elend, kann ich dem Elenden helfen. Das Leiden schleifet alles Rohe, Harte von dem Menschen weg, und macht ihn beugsam, daß er sich in alle Lagen hineinsetzen, und mit allen Leidenden sympathisiren kann. Die Leiden können fremdes Wohlseyn fördern, weil sie 2) Warnungsprediger für Andere sind. Wenn einer sich an einer verbotenen Frucht den Tod hineinißt: so ist dieser Tod des Einen eine Warnung für die Uebrigen, die davon Nachricht bekommen. Eine solche verbotene Frucht ist die Wollust. Wenn der aufbrausende Jüngling die Folgen der Sünde an den geschändeten Körpern seiner mit der Lustseuche behafteten Mitmenschen sehen könnte: der Entschluß, sich auf die Partei der Tugend zu schlagen, würde ihm auf dem Scheidewege des Guten und Bösen um vieles erleichtert werden. — Das Klugwerden aus

fremdem Schaden, ein großer Theil der menschlichen Weisheit, setzt überall fremden Schaden, fremde Leiden voraus. Die Leiden, mit Großmuth erduldet, sind 3) sehr geschickt, in unserm Nebenmenschen die Achtung für alles Gute, und den Abscheu vor allem Bösen zu erwecken. Das ist Würde der menschlichen Natur, daß wir den Ausdruck des Sittlichguten in Mienen, Geberden, Worten, Handlungen Anderer nicht wahrnehmen können, ohne zur Achtung des Guten, und der Person, die so handeln und leiden kann, getrieben zu werden. Unter den innigsten Wünschen meines Herzens ist dieser, irgend einen Heiligen mit dem stillen, großen Vertrauen aus der Welt gehen zu sehen, das nur die reinste Frömmigkeit gewähren kann. Gewiß, so ein Austritt aus der Welt müßte auf alle Umstehende einen Eindruck machen, der über alle Kräfte der Beredtsamkeit geht. Leiden, Mängel u. s. w. sind 4) ein Bedürfniß für die Welt, damit das Mitleiden, das Wohlwollen, die Großmuth Anlässe und Gegenstände bekommen, theils geweckt, theils geübt zu werden. Wir dürfen es 5), ohne roth zu werden, bekennen, daß die größern Leiden des Einen vielen andern Leidenden noch eine Art Trostes sind. Das Juvat socios habuisse doloris ist etwas mehr als Dichterphrasis. Abälard konnte seinen betrübten Freund nicht besser aufrichten, als daß er ihm in einem langen Briefe die Leiden schildert, die er — Abälard, ausgestanden hatte, und die gegen die Leiden des Freundes ein Meer gegen einen Bach waren.

Endlich: haben die Leiden die Tüchtigkeit, also auch (wenn wir anders an eine Alles leitende Vorsehung glauben) den Zweck, uns die Bestimmung unsers Hierseyns, und die Bestimmung dieses ganzen Lebens unaufhörlich und nachdrucksam an das Herz zu legen. Denn da die Leiden unzählig und unvermeidlich in alle Stände und Alter, und in das ganze Leben des Menschen, wie die Adern in unser körperliches System verwebet sind: so werden wir bei jedem Fußtritte, den wir thun, gewarnet, hier nicht das Eden unsers Geistes zu suchen, hier nicht Herberge zu neh-

men, sondern unser wahres Vaterland, das ist, die Heimath des Geistes anderswo zu suchen. Diese Wahrheit wird uns so oft geprediget, als wir im Freudengenusse gestöret werden; und im Freudengenusse störet uns 1) die Einrichtung unserer Natur. Die sinnlichen Freuden werden selbst die Zerstörer der körperlichen Natur. Auch die geistigen Freuden, z. B. die Freuden des Nachdenkens, ermüden und erschöpfen je länger je mehr die sinnliche Natur des Menschen. Die geistige Natur kann nur nach vielen Selbstüberwindungen zum Genusse analoger Freuden vorbereitet, und hinlänglich entwickelt werden. Auch ist der Genuß der geistigen Freuden, z. B. der Andacht, gewöhnlich mehr Streben gegen den Widerstand des Körpers und der Sinnlichkeit, als Genuß. Im Freudengenusse stören uns 2) die Leiden, die aus den natürlichen Verbindungen der Dinge untereinander entstehen, z. B. aus Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Krankheiten ꝛc., in sofern sie nicht vom Gebrauche der menschlichen Freiheit abhängen. Im Freudengenusse stören uns 3) die traurigen Folgen aus eigner Immoralität (Nichtgebrauche oder Mißbrauche eigner Freiheit), als Gewissensbisse, Furchten, Aengste, Verlegenheiten, Scham, Verwirrungen u. s. w., oder Zerstörung der Gesundheit, Verlust der Ehre, des Vermögens u. s. w. Im Freudengenusse stören uns 4) Mißhandlungen, Verspottungen, Unterdrückungen u. s. f. Im Freudengenusse stören uns 5) die Laster, Drückungen, Leiden, die aus schon geschehenen oder bevorstehenden großen Einrichtungen, Revolutionen entstehen, z. B. aus bürgerlichen Verfassungen, Reformen, Kriegen u. s. w. Im Freudengenusse stören uns 6) die Lasten, Sorgen, Geschäfte, die in den bestimmten Wirkungskreisen, Aemtern, Verhältnissen der Menschen nicht können vermieden werden. Im Freudengenusse stören uns 7) die Leiden aus der Ungewißheit unserer Erkenntnisse, aus Zweifeln über wichtige Dinge, aus Widersprüchen der Meinungen, aus Irrthümern, Vorurtheilen u. s. f. Im Freudengenusse stören uns 8) die Leiden aus der

Ungewiß-

Ungewißheit der Zukunft. Im Freudengenusse störet uns endlich 9) die Unstätigkeit des menschlichen Herzens, der Neigungen, der Launen. Wenn uns die Freude nicht verläßt, so verlassen wir sie.

Wenn ich diese Betrachtungen, dazu hier eigentlich nur der Faden dargereicht worden, verfolge, so hat für mich der Ausspruch des Weisen, so gewagt er zu seyn scheint, viele Wahrheit, zwar harte, aber zuverläßige Wahrheit: der Anfang und das Ende des menschlichen Lebens ist natürlich; was in Mitte liegt, Traum und Rausch. Wohl dem, der aus dem Rausch und Traum erwachet, ehe das zweite Natürliche — das Ende eintritt!

* * *

I. Die Würde des Menschengeistes beweiset sich auch theils durch den guten Gebrauch, den er von seinen Leiden macht, theils durch die Empfänglichkeit, dessen theilhaft zu werden, was die Urquelle alles Guten bei den Leiden beabsichtigt.

II. Weder jener gute Gebrauch, noch diese Empfänglichkeit läßt sich ohne Selbstverläugnung, ohne Bekämpfung der Sinnlichkeit durch Vernunft, denken.

III. Nach dem Buchstaben und den Belehrungen der heiligen Schrift sind die Leiden Früchte des Bösen, durch das der Tod und sein Anhang in die Welt kam, und Geburtswehen des Guten, und einer Seligkeit, die all unser Ahnen übersteigt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Von dem Verhältnisse Gottes zum Gut- und Wohlseyn des Menschen.

Wenn Gott die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns ist; wenn er die Heiligkeit, und Seligkeit, und Liebe selbst ist, wie es alle Begriffe von Gott, und alle Bedürfnisse nach Gott ahnen lassen: so dürfen wir uns nicht ver-

wundern, daß die alten Weisen, die ihre Weisheit aus der Urquelle schöpften, und eben darum kein Wort gescheut, und keinen Begriff geflohen hatten, sich recht bestimmt auszudrücken glaubten, indem sie lehrten: daß Gott die Glückseligkeit des Menschengeistes auch hienieden sey. Man mag diese Glückseligkeit mit Einigen in dem Gutseyn setzen, das uns des Wohlseyns würdig macht, oder im Wohlseyn, das dem Guten wirklich zu Theil wird, oder in beiden zugleich: so liegt es helle da, daß man auf dem halben Wege stehen bleiben müßte, wenn man nicht die Wurzel der Glückseligkeit in der Urquelle alles Gut- und Wohlseyns aufsuchte.

Da es bei jeder Untersuchung mein Zweck ist, Wortstreite nicht nur selbst zu vermeiden, sondern sie vielmehr zu zernichten: so will ich auch hier, ohne den Ausdruck der grauen Vorwelt zu rechtfertigen, bloß die Sache vertheidigen.

Das große, erhabene, unaussprechliche Verhältniß Gottes zur Glückseligkeit des Menschen auch hienieden, besteht darin, daß (nach der Idee der menschlichen Vernunft, nach dem Bedürfnisse des menschlichen Herzens, nach den Urkunden der Offenbarung) Gott ist

Erstens: Die Urquelle der Geister- und Körperwelt, aller Verstandes- und Willenskräfte, aller Freudefähigkeiten und Erfreuungskräfte, die in dem Menschen und in der Natur liegen u. s. f.

Zweitens: Das Urbild aller Güte und Weisheit, deren Spur die ganze Natur, als ihr Werk, an sich trägt, und die vorzüglich aus dem Menschen, als ihrem Ebenbilde, hervorleuchtet.

Drittens: Das Ideal aller wahren Glückseligkeit, aller reinen Freude und Seligkeit.

Viertens: Der erhabenste und ewig unerschöpfliche Gegenstand des besten Nachdenkens aller Geister, und also auch des Menschengeistes, und des Schauens aller reinen Seelen.

Fünftens: Das Objekt des edelsten, reinsten Wohlgefallens, dessen die Menschenseele fähig ist, und das eigentlich den Himmel auf Erden ausmacht.

Sechstens: Das Muster der reinsten und allgemeinsten Menschenliebe, deren Gefühle und Thaten dem Menschenherzen so viele und große Freude machen. — Ein Gott, der seine Sonne über Dankbare und Undankbare scheinen läßt, ist so recht ein Gott für das Menschenherz, das gemacht ist, Freunde und Feinde zu lieben.

Siebentens: Der Mittelpunkt, in dem alle Gottesverehrungen, Andachten, Thränen, Gebete, Wünsche, Erwartungen, Bemühungen der besten Menschen ꝛc. ohne Unterlaß zusammentreffen.

Achtens: Der Lenker aller menschlichen Schicksale, eine höchst weise, alliebende, heilige Macht, die alle Begebenheiten zum Besten der Menschen zu lenken weiß, lenken will und lenken kann, das heißt, eine unerschütterliche, ewig feststehende Stütze, an der sich der Muth des Menschengeistes in den trübsten Stunden, auch in dem Momente des Todes festhalten kann.

Neuntens: Der erste und höchste Gesetzgeber aller Intelligenzen, dessen Gebote die guten Menschen in den Aussprüchen ihres Gewissens verehren, dessen belohnende oder warnende Güte sie in den Folgen ihrer Handlungen mit dankbarer Freude anerkennen.

Zehntens: Der unsichtbare, allgegenwärtige Zeuge aller unsrer, auch geheimsten Gedanken, Begierden, Einflüsse, Neigungen, Thaten, und also der stets- und allgegenwärtige Treiber zum untadelhaften Wandel vor seinem Blicke.

Eilftens: Der gerechte Allvergelter jenseits des Grabes, der die Sittlichkeit und Glückseligkeit in den schönsten Zusammenhang bringet, und durch den Glauben an eine vollkommene Allvergeltung nach diesem Leben, zu den schmerzhaftesten Selbstverläugnungen, die uns die Tugend kostet, stärket.

Zwölftens: Das menschenfreundliche Wesen, das sich mit den vereinigungsfähigen Menschen so innig vereiniget, daß diese, neugeborne Menschen, neue Kreaturen, Tempel Gottes, Kinder Gottes, Erben Gottes, Miterben Jesu Christi, Theilnehmer an der göttlichen Natur können genannt werden.

— — — Laßt uns hier anbeten, liebe Freunde! und wenn wir angebetet haben — weinen über die Blindheit der Menschen, die ihres Gleichen von Gott abführen zu müssen glauben, um sie recht glückselig zu machen, und einen Schlagbaum ziehen, der alle „Kommunikation zwischen Geschöpf und Schöpfer" aufhebet!

Drittes Hauptstück.

Vom wahren Wohlseyn des Menschen, oder von der wahren Glückseligkeit.

Gieb mir einen festen Punkt, auf dem ich feststehen kann.

Erstes Kapitel.

Idee der wahren Glückseligkeit.

Was die wahre Glückseligkeit des Menschengeistes ausmacht, muß ein Gut des Menschengeistes, und, seiner Natur nach, dauerhaft seyn. Wäre es außer dem Menschen, wie machte es ihn glückselig? Wäre es wandelbar, wie könnte es bestehen? und wenn es selbst nicht besteht, wie ein bestehend Wohlseyn gewähren?

Was also dem Wechsel und der Umkehrung so sehr unterworfen ist, wie Reichthum, Ehre, weltliche Hoheit, und was außer dem Menschengeiste ist, wie Reichthum, Ehre, weltliche Größe, Gesundheit, Schönheit ꝛc., kann das rechte Wohlseyn des Menschengeistes nicht ausmachen. Er ist zu edel, und ist, seiner Natur nach, zu sehr über diesen Gütern, als daß er in dem, was unter ihm ist, sein Wohlseyn finden könnte.

Was die wahre Glückseligkeit des Menschengeistes ausmacht, muß an keinen Stand, an kein Alter, an kein Geschlecht, an keinen zufälligen, von der Erwerbfähigkeit des Menschen unabhängigen Unterschied gebunden seyn, sondern von Armen wie von Reichen, von Niedern wie von Hohen, von Kranken wie von Gesunden, von Ungelehrten wie von Gelehrten erreichbar, muß ein allgemeines Gut, ein Gut für alle Geister, so allgemein wie die Natur des menschlichen Geistes seyn. Denn wenn es nicht allgemein wäre: so könnte der Mensch nicht als Mensch glückselig werden, und die Glückseligkeit wäre etwa ein Familiengut, wie der Erbadel, oder ein Glücksgut, wie gefunden Geld, oder sonst unabhängig von der Erwerbfähigkeit des Menschen.

Was die wahre Glückseligkeit des Menschengeistes ausmacht, muß uns wenigstens in jedem Zustande des

Lebens zufrieden machen und erhalten können. Denn fände der Mensch in dem, was ihn glückselig machte, kein Gegengift gegen die Unzufriedenheit: so würde er eben deßwegen uneins mit sich, unruhig, also elend, also nicht glückselig seyn.

Was die wahre Glückseligkeit des Menschengeistes ausmacht, muß so unzertrennlich mit ihm eins seyn, daß es ihm, ohne seinen Willen, nicht geraubt werden, und daß er es über das Grab und in die zukünftige Welt hinübernehmen kann. Elende Glückseligkeit, die die Motte zernagen, der Dieterich des Diebes rauben, oder die Fluth verschwemmen, oder die Zeit fressen könnte.

Was die wahre Glückseligkeit des Menschengeistes ausmacht, das muß ein unsichtbar Gut seyn, das von Tausenden mißkannt, von Hunderten gelästert werden kann; unsichtbar, wie der Menschengeist, mißkennbar, wie alle Wahrheit, und so ganz der Lästerung ausgesetzt, wie alle, dem Reiche der Leidenschaften widerstrebenden Kräfte.

Zweites Kapitel.

Zergliederung der Idee wahrer Glückseligkeit.

Wenn wir den Inhalt des bisher Gesagten zusammenfassen, so ergiebt sich unverkennbar:

1) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß die gebietende lautere Liebe gegen Gott Ein Prinzipium alles menschlichen Denkens, Wollens, Thuns, Leidens wird und bleibt.

2) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß die Sinnlichkeit in einer steten Subordination gegen die Vernunft, und die Vernunft in einer steten Subordination gegen die höchste Vernunft gehalten wird.

3) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß die höhern Bedürfnisse seiner Natur wirklich befriedigt, die niedern zum Vortheile der höhern beschränkt, und die selbstgemachten abgethan, oder wenigstens den höhern untergeordnet sind.

4) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß er das Nosce te ipsum und Vince te ipsum voll-

endet, und auf diesem Heldenwege in den Besitz des Friedens und der rechten Freiheit gekommen ist.

5) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß er durch unausgesetzten Kampf gegen das Böse gut, und durch Gutseyn der Seelenruhe und Heiterkeit des Geistes empfänglich und habhaft geworden ist.

6) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß er als ein verständiges, freithätiges, humanes, religionsfähiges Wesen, als Gottes Ebenbild, als ein Sohn der Unsterblichkeit denken, wünschen, handeln, leiden, genießen, entbehren gelernt hat, und dadurch zum Genusse der edelsten Freuden dieses Lebens durchgedrungen ist.

7) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß seine ganze Denk-, Empfindungs-, Red- und Handlungsart der Bestimmung seines Hierseyns angemessen, und sein Erdenleben eine vollkommene Erziehung zum kommenden Leben geworden ist.

8) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß alle seine sittliche Handlungen, und besonders die Absichten derselben das Gepräge des wahren Gutseyns, und also von dem guten Willen, der einen unbedingten Werth hat, ihren Werth erhalten haben.

9) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß sein Gut- und sein ganzes Wohlseyn mit der Würde und Bestimmung des Menschen völlig harmonirt.

10) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß ihm das Geistige mehr, als das Sinnliche ꝛc., die Religionsfreuden mehr, als jede andere, der gute Wille mehr, als was durch ihn erst gut wird, und die Urquelle mehr gilt, als alles Gute, das aus der Urquelle kommt.

11) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß er erstens nach dem Gesetze der Vollkommenheit neugebildet, d. h. zum Besitze der vollkommenen Tugend, der vollkommenen Andacht, des vollkommenen Wohlwollens gelangt; zweitens mit diesen edlen Kräften ausgerüstet, von der Gesundheit, von dem zeitlichen Vermögen, von der Menschenehre, von der Empfindsamkeit, vom geselligen und einsamen Leben, vom Stadt- und Landleben, vom häuslichen und geschäftigen Leben, von der Lektüre und der Ge-

lehrsamkeit, von der Regierung und dem Lehramte ꝛc. durch Selbstverläugnung all den guten Gebrauch mache, den er in seiner Lage*) davon machen kann, und der den Einflüssen aller dieser Dinge auf das erkannte wahre Gut- und Wohlseyn des Menschen angemessen ist; drittens, auch von den Mängeln, Leiden, Trübsalen, eignen und fremden, und von allen Störungen im Freudengenusse guten Gebrauch mache, und all das Gute für sich und Andere daraus ziehen helfe, das durch den guten Gebrauch, den die Menschen davon machen können, und durch die wohlthätige Leitung der Vorsehung daraus entstehen kann.

12) Die Glückseligkeit des Menschengeistes besteht darin, daß die Urquelle alles Gut- und Wohlseyns wirklich auch für ihn die Urquelle des lautern Gutseyns, und des würdigen Wohlseyns, das in diesem Leben erreichbar ist, geworden ist.

Drittes Kapitel.

Von der Einheit der Glückseligkeit.

Wenn der Leser die zwölf vorangehenden Sätze genau miteinander vergleichet, so wird er ohne meine Erinnerung bemerken, daß sie, recht verstanden, im Grunde einerlei sagen. Denken wir uns nun 1) zwölf fromme, verständige Lehrer, deren ein jeder seinen Begriff von der wahren Glückseligkeit des Menschen aufstellt, so, daß der erste den ersten Satz, der zweite den zweiten ꝛc. und der zwölfte den zwölften zur Grundidee seines übrigen Denkens machte; denken wir uns 2), daß sich diese zwölf Lehrer freundlich miteinander unterreden, und ihre Meinungen ohne Rechthaberei miteinander vergleichen wollten: so würden ihnen die für das Lehrformwesen nicht unbedeutenden Bemerkungen kaum entgehen können:

Erstens: daß ihre zwölf Sätze, so verschieden sie in den Ausdrücken immer sind, in der Sache zusammentreffen. Zweitens: daß ein jeder aus ihnen eine eigene Glückseligkeitslehre auf den von ihm gegebenen Begriff von der Glück-

*) Denn es kann nicht jeder von allen diesen Dingen in seiner Lage einen Gebrauch machen.

seligkeit aufbauen, und ein eigen Gebäude darstellen könnte, doch so, daß diese zwölf Theorien, genau betrachtet, genau zusammenträfen. Drittens: daß es also in dem Gebiete der Moral sehr viele identische, das Nämliche sagende Begriffe geben könne, wenn man nicht Lust hat, zu zanken, und mit Worten zu markten, und es also, schon aus dem Grunde, um das ausschließende, jedes andere System niederreißende Systemebauen eine sehr mißliche Sache seyn müsse. Viertens: daß es überhaupt sehr leicht sey, zu finden, worin die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe, wenn man mit sich nur redlich umgeht. Denn jeder, auch nur mittelmäßige Selbstforscher wird gar bald bemerkt haben: daß in ihm zwei Reiche sind, die immer miteinander im Kampfe liegen, das Reich der Sinnlichkeit, der Leidenschaft, und das Reich des Gewissens, der Vernunft, des Geistes, oder wie man es immer nennen mag. Er wird gar bald aus Erfahrung gelernt haben, daß der Friede in seinem Innersten in dem Maße zunehme, in welchem er die Partei der Vernunft gegen die Forderungen der Sinnlichkeit zu behaupten sucht.

Wenn es aber so leicht ist, den Begriff der Glückseligkeit zu finden, warum umzogen wir denn die weiten Gegenden von der Freudefähigkeit des Menschen, und Erfreuungskraft der Dinge, um diesen Begriff zu finden? Deßwegen, damit wir uns selbst praktisch überzeugen könnten, daß, wenn wir es mit der Wahrheit und mit uns selbst redlich meinen, wir auf den verschiedensten Wegen, auch bei einer noch so ausgebreiteten Untersuchung, immer auf das nämliche Resultat, obgleich unter mancherlei Gestalten, hinauskommen. Deßwegen, damit wir uns nun praktisch überzeugen könnten, daß es dem redlich Forschenden sehr leicht sey, durch all den verschiedenen Wörter- und Bücherkram (der in unsern Tagen, leider! ungemein größer ist, als unsere Moralität) zum Anblick der Einen hellen Wahrheit durchzudringen ꝛc. Deßwegen, damit wir uns praktisch überzeugen könnten, daß die Selbstverläugnung für uns vermischte Wesen, in unsrer sittlichen Welt (auf Seite der Menschen) das Hauptorgan zur Geisterbeseligung sey. Deßwegen, damit wir uns praktisch überzeugen könnten, daß in diesem Leben keine stete und ganz unvermischte Freude zu fin-

den sey, und daß die Würdigkeit, glückselig zu seyn, den besten Theil unserer hiesigen Glückseligkeit ausmache.

Viertes Kapitel.

Nähere Bestimmung einiger Ausdrücke.

Um einigen Freunden des Bestimmtredens Genüge zu thun, muß ich noch folgende Unterschiede zwischen Zufriedenheit, Freude, Frohseyn bemerken. Schon nach dem bloßen Sprachgebrauche ist Freude von Zufriedenheit unterschieden. 1) Die Freude hat mehr Lebhaftigkeit als das Zufriedenseyn. So sagt der Vater zum Sohne: wenn du thust, was ich befehle, so bin ich zufrieden; wenn du aber auch meine Winke befolgest, dann bist du meine Freude. 2) Die Freude hat eben darum mehr Positives, mehr Thätigkeit an sich, als die Zufriedenheit. Freudig macht mich z. B. ein herzlicher Brief meines Freundes; zufrieden mit ihm erhält mich mein Glaube an seine Freundschaft, wenn er mir gleich nicht schreibt. 3) Freude bezieht sich eben deßwegen mehr auf das Gute, das ich habe, Zufriedenheit mehr auf das Widrige, das ich tragen kann, ohne die Ruhe des Geistes zu verlieren. Das Leiden raubt auch dem guten, starken Manne die Freude, die angenehmere Empfindung: aber das Zufriedenseyn kann es ihm nicht rauben. 4) Zufrieden bin ich, wenn Stille, Mangel an Unruhe in meinem Innersten ist: freudig werde ich, wenn mich irgend ein Gegenstand mit angenehmen, neuen Empfindungen belebet. 5) Zufrieden kann ich seyn, wenn das Mißvergnügen, das in meiner Seele ist, durch die Hoffnung, die mir eine beruhigende Vorstellung gewährt, überwogen wird: freudig, wenn ein positives Vergnügen eintritt. 6) Freude kann, nach der Einrichtung der Dinge hienieden, nicht dauerhafter Zustand des Menschen seyn, wohl aber die Zufriedenheit. Denn zufrieden kann ich auch in den Stunden der Trübsal bleiben, wenn in mir der Glaube an die Urquelle alles Guten über alle Anfälle des Kleinmuths herrschend geworden ist. 7) Wenn gleich keine stete Freude hienieden zu finden ist, so läßt sich doch ein stetes Frohseyn als möglich denken. Denn froh kann mich schon die Hoffnung besserer

Tage machen, und dieſe Hoffnung kann der herrſchende Glaube an die Urquelle alles Guten erzeugen. 8) Daß nicht jede Freude eine wahre, und daß zur wahren Glückſeligkeit wahre Freude unentbehrlich ſey, bedarf keiner Erinnerung. 9) Unter dem Worte: wahre Glückſeligkeit des Menſchengeiſtes hienieden, kann man alſo nichts anders verſtehen, als wahre Freude, dauerhafte Zufriedenheit, ſtetes Frohſeyn.

Wollte man den Inhalt dieſes Bandes nach dieſen bemerkten Unterſchieden zwiſchen Freude, Zufriedenheit, Frohſeyn ausdrücken, ſo könnte man ſagen: Die wahre, hienieden erreichbare Glückſeligkeit des Menſchengeiſtes iſt jenes innere, unwandelbare, allgemeine, von zufälligen Verhältniſſen unabhängige, mit dem Menſchengeiſt unzertrennlich vereinte, unſichtbare Gut, das ihm wahre Freude, dauerhafte Zufriedenheit, ſtetes Frohſeyn gewährt, ſo wie es den höhern Trieben und Bedürfniſſen, der Würde und Beſtimmung des Menſchen — den Kennzeichen des wahren Gut- und Wohlſeyns, und den Verhältniſſen aller Dinge zum wahren Gut- und Wohlſeyn des Menſchen, angemeſſen iſt.

Fünftes Kapitel.

Vom Grundweſen der wahren Glückſeligkeit.

Wie heißt denn aber das Gut, das die Glückſeligkeit des Menſchengeiſtes ausmacht? — Frageſt du nach der Faſſung des Geiſtes, die ſeine Glückſeligkeit ausmacht, oder nach der letzten Wurzel dieſer Faſſung? Fragſt du nach der Faſſung des Menſchengeiſtes, die ſeine Glückſeligkeit ausmacht: ſo denke dir eine ſolche Faſſung, in der wir eine lautere, gebietende Achtung und Liebe haben gegen die Urquelle alles Guten und Wahren, und um ihretwillen alles Wahre und Gute achten und lieben; und von dieſer Achtung und Liebe belebet, all das Gute, das wir thun können, froh vollbringen, das Beſſere getroſt erwarten, das Widrige willig tragen; und end-

lich durch Achtung und Liebe gegen alles Gute und Wahre, durch Thun des Guten, durch Erwartung des Bessern, durch Duldung des Widrigen täglich reiner und froher, und der allerhöchsten Freude würdiger werden. Diese Fassung des menschlichen Geistes ist mir die wahre Glückseligkeit, und ich darf kühn sagen: Wer etwas Besseres kennt, der nenne es!

Verstehst du aber unter dem, was mich eigentlich glückselig macht, die Wurzel dieser Fassung: so können wir sie außer Gott nirgends finden, weil Er die Urquelle aller Tugend und aller Glückseligkeit selbst ist, und müssen sie in Ihm suchen, weil unser Geist nach seinem Bilde geschaffen ist, und nur in seinem Original Ruhe finden kann. Und so wäre das höchste Gut in sich, auch das höchste Gut für uns, und ich müßte mit dem Weisen bekennen: Gott! Du hast mein Wesen mit einem Zuge zu Dir erschaffen: und es ist unruhig, bis es in Dir Ruhe finde.

Sechstes Kapitel.

Zusammenfassung des Ganzen.

Diese wahre Glückseligkeit ist 1) eine Glückseligkeit des Menschen, das ist des Geistes, der im Menschen den Menschen ausmacht. Diese wahre Glückseligkeit ist 2) die wahre des Menschen, denn sie ist der Freudefähigkeit des Menschen und der Erfreuungskraft der Dinge angemessen. Diese Glückseligkeit ist 3) die wahre dieses Lebens, denn sie ist hier schon erreichbar, und ist noch sehr vermischt, und nicht das höchste Gut des Menschen, dessen vollkommener Genuß und Besitz einem bessern Lande aufbehalten ist. Diese Glückseligkeit ist 4) dem Gutseyn des Menschen nicht nur nicht entgegen, sondern wird erst durch das Gutseyn möglich und wirklich, kann ohne Gutseyn nicht bestehen, und nimmt mit dem Zunehmen des Gutseyns auch zu. Diese Glückseligkeit ist 5) keine Glückseligkeit ohne oder außer Gott; sie ist die Glückseligkeit des Menschen, der religionsfähig ist, und ohne oder außer der Religion nicht glückselig werden kann. Diese Glückseligkeit ist 6) nicht nur in keinem Wider-

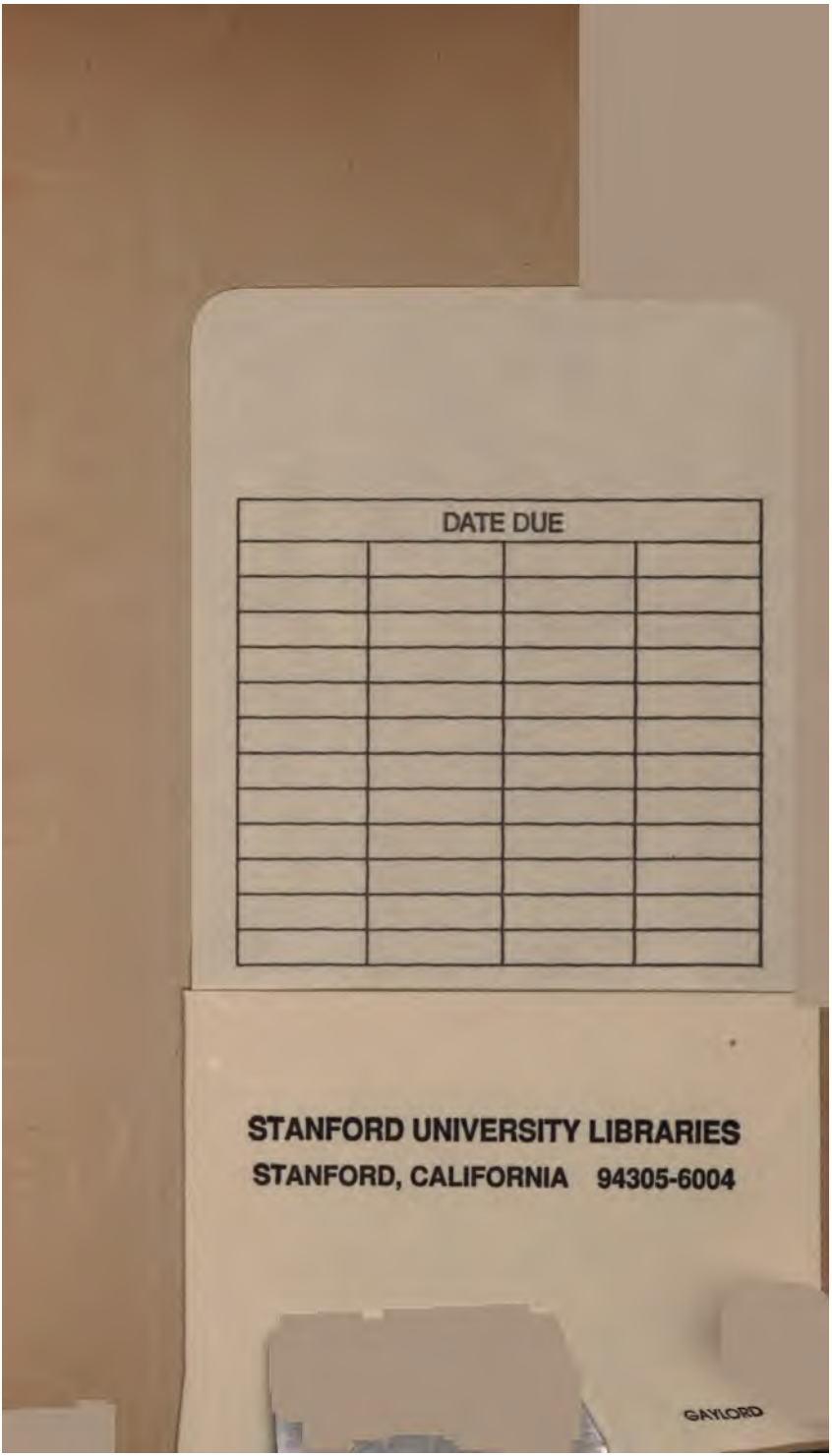
ſtreite mit dem Chriſtenthume; ſondern das ernſte Ringen nach dieſer Glückſeligkeit führt uns vielmehr ſelbſt bis in das Heiligthum des Chriſtenthums, wo uns ein beſſerer Lehrmeiſter übernimmt, dem ſich die nüchterne Vernunft, und der nach dem Reinguten ſtrebende Wille ohne Widerſtand unterwirft; weil es ein Geſetz der nüchternen Vernunft iſt: Widerſteh dem Lichte nicht, und ein Geſetz des Willens: Achte und liebe das Allerbeſte, weil es das Allerbeſte iſt. Wohl uns, wenn dieſe zwei heiligen Geſetze nicht nur hier auf dieſem Papier, ſondern in unſerm Wandel ausgedrückt ſind: dann ſind wir nicht nur gute Moralphiloſophen, ſondern die beſten!! — Und noch etwas mehr.

* * *

Alſo wäre in dem Begriffe von der wahren Glückſeligkeit des Menſchen, den dieß Buch giebt, nichts Neues? — Antwort: Ich würde Urſache haben, meine Eitelkeit und das Schickſal der Menſchen gar ſehr zu beweinen, wenn ich im Ernſte glauben könnte, daß im Jahre 1793 nach der Geburt unſers Herrn noch erſt ein neuer, wahrer Begriff von der Glückſeligkeit des Menſchen könnte gegeben werden. — O ihr lieben Mitmenſchen! wer euch ſo viel Weſens aus ſeinen neuen Begriffen über Tugend und Glückſeligkeit macht, gewiß, der ſteht in Gefahr, euch, wenn ihr leichtgläubig ſeyd, und — wenn er ehrlich iſt — auch ſich zu hintergehen. Es iſt dem Kandidaten der Arzneikunde ſehr leicht, einen ſchönen Begriff zu geben von dem, was Geſundheit ſey: aber geſund werden, wenn er recht krank iſt — das wird der Kandidat nicht ſo leicht finden, und gerade das Geſundwerden iſt die Hauptſache für ihn und für ſeinen Lehrer, wenn jener krank iſt, und dieſer ihn geſund machen will. So iſt's auch leicht, ſagen, worin die Ruhe, Zufriedenheit, Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe: aber ſelbſt ruhig, zufrieden, glückſelig werden — das iſt für mich und dich und alle Menſchen die Hauptſache, und um dieſe Hauptſache iſt's eine ſchwere Sache. Die neuen Rezepte ſind nicht immer die beſten, in der Heilungslehre, wie in der Glückſeligkeitslehre. Es giebt alte, ewige Wahrheiten, die nicht zu oft können geſagt werden: dieſe wollte auch ich nach meinem beſten Wiſſen euch ſagen.

Liebe Freunde! die Krankheit ist alt: jeder kann sie fühlen, trägt sie mit sich herum. Gesund werden wollen wir auch Alle: aber sehet! zwischen Wollen und Wollen ist ein Unterschied, wie zwischen Gesundseyn und Krankseyn. Die Arznei soll auch nicht ferne liegen: jeder mag sie leicht finden. Aber eingenommen muß sie werden, die Arznei, sonst helfen alle Rezepte nichts. Es soll Aerzte geben, die sprechen: „Menschen, ihr seyd schon gesund, und bedürfet keiner Arznei; werdet nur des Lebens froh: dazu seyd ihr da.“ Dieser Arzt ist nicht mein Mann: er hilft dazu, daß das Uebel desto unheilbarer werde, und das Uebel nur noch unheilbarer machen, heißt nicht heilen. Es soll andere Aerzte geben, die die Krankheit nur sanft streicheln, und den geheimen Krebsschaden um sich fressen lassen; die ganze Glückseligkeit des Menschen in einem hellen, kalten Begriffe, und etwas Firniß von Menschenliebe setzen. Der Arzt ist auch nicht mein Mann: er schonet, und kann am Ende nicht mehr helfen. Es ist etwas Schönes um die Menschenliebe: aber sie muß ja aus Gott geboren seyn, wenn sie ein Kennzeichen der Gesundheit seyn soll. Der bessere Arzt ist wie der Freund: er sagt dem Kranken auch unangenehme Wahrheiten, wenn sie nur Wahrheiten sind — und heilsam. Er sagt: Liebe Kranke! wenn ihr gesund seyn werdet: dann könnet ihr den Reichthum und die Menschenehre, die Bücher und die Gelehrsamkeit, die Gesellschaft und die Einsamkeit, das Land- und Stadtleben, das häusliche und Geschäftsleben, die Regierung und das Lehramt, und wie sie alle heißen, dergleichen Dinge, gut gebrauchen, zu euerm Nutzen und zum Nutzen Anderer. Aber gesund machen kann euch die Regierung und das Lehramt, das häusliche und Geschäftsleben, die Gesellschaft und die Einsamkeit, die Bibliotheken und Gelehrsamkeit, die Ehrentitel und Ordensbänder, der Reichthum und der Luxus, und wie sie alle heißen, dergleichen Dinge — nicht. Gesund machen kann euch nur die eingenommene Arznei, und der euch das Daseyn gegeben hat.

Wie die Arznei heiße, davon ohne Bild, will's Gott, im zweiten Theile ausführlicher, denn genannt ist sie im ersten schon deutlich genug.


DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
GAYLORD